

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins für Volkskunde herausgegeben von
Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin, Johanna Rolshoven,
Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Redaktion

Abhandlungen, Mitteilungen, neuerDings
Birgit Johler

Chronik der Volkskunde
Magdalena Puchberger

Literatur der Volkskunde
Herbert Nikitsch, Johann Verhovsek



Neue Serie Band LXIX
Gesamtserie Band 118
Wien 2015
im Selbstverlag des Vereins für Volkskunde

Gedruckt mit Unterstützung von
Land Burgenland
Land Niederösterreich
Land Oberösterreich
Land Steiermark
Land Tirol
Land Vorarlberg



Eigentümer, Herausgeber und Verleger
Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien
www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at
Satz: Lisa Iftsits, Wien
Druck: Novographic, Wien
AUISSN 0029-9668

Jahresinhaltsverzeichnis 2015

Abhandlungen

- 3 *Iris Mochar*, Von Volksliedgesang, Volkssängern und Volkssängerinnen im Wien der Zwischenkriegszeit. Wandlungsprozesse in einem volkskundlichen und ideologisch motivierten Spannungsfeld
- 177 *Ana Rogojanu*, Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen zwischen Selbstorganisation, Solidarität und stadtpolitischen Interessen
- 203 *Moritz Ege*, *Simon Zeitler*, »Support« – Eine Schlüsselvokabel zwischen Szene-Ethos, Crowdfunding und popkulturnaher Ökonomie
- 235 *Elisabeth Kosnik*, The community economy of the extended farm household of WWOOF hosts and volunteers
- 255 *Heike Derwanz*, »Teilen, tauschen, helfen?« Zur urbanen Kollektivnutzung von Kleidung
- 277 *Gudrun M. König*, Metamorphische Prozesse. Der kuratierte Konsum, das Sammeln und die Museumsobjekte
-

Mitteilungen

- 43 *Rudolf Jaworski*, »Böhmischer Zirkel« – Anmerkungen zur Karriere einer Bildchiffre aus der Wiener Gaunersprache
- 53 *Herbert Nikitsch*, Ein Wiener Bildstock – revisited
-

neuerDings

- 73 Mit besonderer Vorliebe getragen. Das Gebirgs- und Volkstrachten-Album der Kunstanstalt F. & A. Diringen (*Herbert Justnik*)
-

Chronik der Volkskunde

- 85 Framing, Compiling, Sampling – Sensory Practices in Cultural Analysis (*Patricia Jäggi*)
- 92 Internationale Tagung »Grenzräume – Raumgrenzen: Ländliche Lebenswelten aus kulturwissenschaftlicher Sicht« des Forschungsschwerpunkts »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« (*Sabine Merler*)

- 99 DO IT! Yourself? Fragen zu (Forschungs-)Praktiken des Selbermachens (*Magdalena Puchberger*)
- 104 Interkulturelle Kompetenz in der Kritik. Tagung der Wiener Gesellschaft für interkulturelle Philosophie, des Instituts für Philosophie der Universität Wien sowie der Zeitschrift »polylog«, veranstaltet mit dem Institut für Wissenschaft und Kunst (*Michael J. Greger*)
- 110 Strategien der Subsistenz: Neue prekäre, subversive und moralische Ökonomien (*Elisabeth Kosnik*)
- 113 »Hungerlöhne, Slums und Illegalisierung. Dynamiken des Ausbeutens in der Lebensmittelproduktion« (*Nadja Neumer*)
- 117 Festakt des Instituts für Europäische Ethnologie anlässlich seines 50jährigen Bestehens (*Herbert Nikitsch*)
- 118 Das Anthropos-Institut in St. Gabriel (*Maria Enzersdorf*) und die NS-Ideologie. Kurzreferat beim Festakt des Instituts für Europäische Ethnologie am 29. Januar 2015 (*Joachim Piepke*)
- 125 Von der Anschauung des Besonderen ausgehen. Zum Tod von Paul Rachbauer (*Michael Becker*)
- 127 Wolfgang Pfaundler 1924–2015 (*Wolfgang Brückner*)
- 297 Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2014 (*Matthias Beitzl*)
- 305 Interdisziplinäre Tagung »Der Alltag der (Un)sicherheit. Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft« der Universitätsinstitute Graz und Wien (*Elisabeth Luggauer*)
- 310 Tagungsbericht 40. Tagung der dgv, Zürich, 22. bis 25. Juli 2015: Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt (*Thomas Felfer, Michael J. Greger*)
- 319 Tagung »Ökonomien tierischer Produktion. Mensch-Nutztier-Beziehungen in industriellen Kontexten« am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (*Laura Gozzer*)
- 325 Tagungsbericht »Doing University«, Universität Wien (*Alexandra Rabensteiner*)
- 332 Tagungsbericht zu »(De-)Colonizing Knowledge: Figures, Narratives, and Practices« (*Elisa Rieger*)
- 341 Gundhild (»Gundl«) Holaubek-Lawatsch 1919–2015 (*Roswitha Orač-Stipperger*)

Literatur der Volkskunde

- 133 Gunther Hirschfelder, Angelika Ploeger, Jana Rückert-John, Gesa Schönberger (Hg.): Was der Mensch essen darf. Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte (*Lukasz Nieradzik*)
- 138 Martina Kleinert: Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung. (*Timo Heimerdinger*)
- 141 Astrid Baerwolf: Kinder, Kinder! Mutterschaft und Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland. Eine Ethnografie im Generationenvergleich (*Timo Heimerdinger*)
- 144 Silvia Weißengruber: Arbeit und Kritik. Versuche alternativer Lebenspraktiken im Neoliberalismus (*Evelyn Reso*)
- 149 Carmen Weith: Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung (*Christin U. Schmitz*)
- 153 Ruth-E. Mohrmann (Hg.): Volkskunde im Spiegel von Literaturbesprechungen einer landesgeschichtlichen Zeitschrift (*Konrad Köstlin*)
- 345 Sabine Dettling, Bernhard Tschofen: Spuren. Skikultur am Arlberg (*Christian Maryška*)
- 349 Gunter Dimt: Bauernhöfe. Historische Gehöfte in Oberösterreich (*Olaf Bockhorn*)
- 352 Irene Ranzmaier: Die anthropologische Gesellschaft in Wien und die akademische Etablierung anthropologischer Disziplinen an der Universität Wien, 1870–1930 (*Olaf Bockhorn*)
- 359 Ursula Hemetek, Ulrich Morgenstern (Hg.): Gerlinde Haid. Eine Biobibliographie (*Olaf Bockhorn*)
- 362 Andrea Euler, Bernhard Prokisch (Red.): Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk (*Herbert Nikitsch*)

-
- 156 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 367 Eingelangte Literatur (*Hermann Hummer*)
- 167 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 375 Internationale Zeitschriftenschau (*Hermann Hummer*)
- 170 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 377 Verzeichnis der Autorinnen und Autoren
- 172 Impressum
- 379 Impressum



Abhandlung





Von Volksliedgesang, Volkssängern und Volkssängerinnen im Wien der Zwischenkriegszeit.

Wandlungsprozesse in einem volkskundlichen und ideologisch motivierten Spannungsfeld

Iris Mochar

Im Wien der Zwischenkriegszeit gingen mit Bezug auf Stellenwert und Deutung von in Vereinen organisiertem (deutschen) Volksliedgesang und professioneller Volkssängerkultur Wandlungsprozesse einher, denen in diesem Beitrag nachgegangen wird. Um diese Prozesse in einem volkskundlich und ideologisch motivierten Spannungsfeld als Transformationen transparent zu machen, werden Volksliedgesang und Volkssängerkultur vor der historischen und gesellschaftspolitischen Folie der 1920er und 1930er Jahre miteinander in Beziehung gesetzt und in ihren Zusammenhängen ausgeleuchtet.

»...Im Volke entsteht ein Lied. In den Kehlen der sogenannten Volkssänger von heutzutage, der Großstadtheffe, die für die Unterhaltung der anderen Großstadtheffe sorgt, wird das unabsichtliche Produkt einer Stimmung oder eines lustigen Einfalls zur berechneten Gemeinheit. Oder wenn sie lyrisch werden, bringen sie rührselig geigenwieselnde Schmachtfetzen zuwege, und die verhaltene Träne zittert im Auge des Lauschers und in der Stimme des Krawattltenurs, der da anhebt: ›Ich weiß in dar Wieden ein (kleines) Hotel in einem varschwiegenen Gässchen.« Und dieser Dreck wird dann in Flugblättern gedruckt und nennt sich: ›Wiener Volkslied, neuester Schlager der Saison.« Ah, geht's, habts mi gern! – Da könnt einen doch der Schiach angehn.«¹

1 Konrad Mautner: Steirische Tanzlieder vor hundert Jahren, aus der Sonnleithner-Sammlung. In: Das deutsche Volkslied, 22. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Hrsg. v. Deutschen Volksgesang-Verein in Wien. Wien 1920, S. 57.

Der Volkskundler und Volksliedsammler Konrad Mautner (1880–1924), der als gebürtiger Wiener das Landleben bevorzugte, brachte 1920 seine Geringschätzung von Wiener Volkssängern mit drastischen Worten zum Ausdruck. Durch das Einwirken der Großstadt Wien würden die von Volkssängern dargebotenen Unterhaltungslieder eine verwerfliche ethische Grundhaltung an den Tag legen und im qualitativen Gegensatz zum ländlich-bäuerlichen Volkslied stehen.

In den 1920er Jahren stand man im Fach Volkskunde der Großstadt als Forschungsfeld größtenteils noch feindlich gegenüber. In diesem Zusammenhang ist auch die hier zitierte Ablehnung Konrad Mautners gegenüber Volkssängern und Volkssängerinnen zu verstehen, die mit ihren lokal-urbanen Liedern in Kontrast und Spannung zum (alpenländischen) Volkslied gesehen wurden. Im Laufe der Zwischenkriegszeit zeichnen sich jedoch verstärkt Wandlungsprozesse und Umbrüche in Bezug auf Stellenwert und Deutung der Volkssängerkultur ab. Volkskundliche Vertreter begannen sich nach und nach großstädtischen Fragestellungen zu öffnen.²

Phonetisch liegen die Wörter Volksliedgesang, Volkssänger und Volkssängerinnen eng beieinander, auch verweisen die Begriffe jeweils auf ein aktives Singen. Trotzdem sind Volksliedgesang und Volkssänger/innen nicht dasselbe.³

Die Intentionen, die einerseits Volkssänger mit ihrer Tätigkeit verfolgen und andererseits Menschen zum Singen von Volksliedern im Verein bzw. Chor veranlassen, sind unterschiedlich. Hinter der Ausübung des Berufs Volkssänger steht die Absicht und Notwendigkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, während die Motivationen für das Singen im Verein und Chor weitgehend als Freizeitbeschäftigung anzusehen sind.

- 2 Wolfgang Slapansky: Vom Dorf zur Stadt. In: Olaf Bockhorn, Helmut Eberhard, Dorothea Jo (Hg. für den Österreichischen Fachverband für Volkskunde): *Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca*. Innsbruck 2011, S. 127–145, eBook unter <http://vio.volkskunde.org> (Zugriff: 31.01.2015).
- 3 Der vorliegende Text beruht auf einem Vortrag zum Workshop »1930–1950. Volkskunde – Museum – Stadt« des FWF-Projektes »Museale Strategien in Zeiten politischer Umbrüche. Das Österreichische Museum für Volkskunde 1930–1950«. Der Workshop fand am 7. und 8. November 2013 im Österreichischen Museum für Volkskunde statt. Da die Mehrheit der Volkssänger männlich war, wird im Folgenden die Beidnennung hinten gestellt.



Abb. 1: Johann Michael Kupfer: Volkssängervorstellung im »Gasthof zum Lamm«, 1903, Gouache. Wien Museum, Inv.Nr.27436 © Wien Museum

Bereits im 19. Jahrhundert verhalf das bürgerliche Vereinswesen dem als »Volksliedgesang« organisierten, kollektiven Singen zu urbaner Präsenz. Mit dem Vereinsgesetz von 1867 wurden auf dem Gebiet der Donaumonarchie die rechtlichen Grundlagen für die Gründung von Gesangsvereinen geschaffen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte sich auch in Wien der Aufschwung des gemeinschaftlichen »Volksliedsingens« im Rahmen städtischer Freizeitgestaltung weiter fort.

Die Geschichte des Volkssängerwesens hingegen ist deutlich älter. In Wien erlebte das Volkssängerwesen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine Blütezeit. Volkssänger und Volkssängerinnen waren in Volkssängergesellschaften organisiert, die eine Konzession voraussetzten. Ab 1860 traten sie auch im Rahmen ambulanter und stationärer Singspielhallen auf, deren Konzessionen erweitert waren. Frauen konnten behördlich ab 1871 offiziell in Volkssängergesellschaften agieren, wurden aber oft in die Nähe der Prostitution gerückt.⁴

Parallel zum Aufstieg des Volksliedgesangs begann das Erfolgskonzept des Volkssängerwesens allerdings brüchig zu werden. So mancher Volkssänger und so manche Volkssängerin nahmen die (Volks)Gesangsvereine nun als starke Konkurrenz wahr.⁵

Der folgende Beitrag widmet sich dem Verhältnis zwischen Volksliedgesang und Volkssängerwesen in Wien vor dem Hintergrund volkskundlicher und politischer Entwicklungen in der Zwischenkriegszeit. Er versucht Entwicklungslinien des aktiven Singens als Unterhaltungs- und Freizeitkultur im urbanen Kontext aufzuzeigen und dabei der Verschränkung von Vergnügungspraktiken mit der Politik auf die Spur zu kommen.

Nach dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie rang das stark verkleinerte Österreich um seine Daseinsberechtigung und hatte Mühe, sich als neuer demokratischer Kleinstaat zu positionieren. Auf der Suche nach Möglichkeiten zur nationalen Identitätsstiftung und -produktion lässt sich für die 1920er und 1930er Jahre eine Tendenz beobachten, die

4 Susanne Schedtler: Von Brett'ldiven und Gelegenheitsbuhlerinnen. Volkssängerinnen in Wien. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerks 59, 2010, S. 80–93. Die Wichtigkeit der Mitwirkung von Frauen im österreichischen Gesangsvereinswesen heftete sich neben der Arbeiterbewegung auch das deutschnationale Milieu ab Ende des 19. Jahrhunderts auf seine Fahnen.

5 Susanne Schedtler (Hg.): Wienerlied und Weana Tanz (=Beiträge zur Wiener Musik, 1). Wien 2004, S. 31.

(als deutschgedeutete) alpenländische Volksmusik, vor allem die Praxis des Volksliedgesangs, kulturpolitisch besonders akzentuierte und betonte.⁶ Für das lokal-urbane Phänomen der Volkssänger und Volkssängerinnen gewannen zeitgleich antimodernistische, restaurative und ländliche Vorstellungen die Oberhand, und von Vertretern der volkskundlichen Wissenschaft und der angewandten Volkskunde in Wien wurden in weiterer Folge beide kulturellen Praktiken – Volkssängerwesen und Volksliedgesang – als vordergründig von der alpenländischen Volksmusik geprägt interpretiert.

Die Fragen nach wechselseitigen Abgrenzungs- und Aneignungsprozessen zwischen Volksliedgesang und Volkssänger bzw. Volkssängerinnen im Kontext des Urbanen interessieren in diesem Zusammenhang besonders. Außerdem sollen die Abbildung und Speicherung ideologischer Implikationen in beiden Phänomenen sichtbar gemacht und die Deutungsleistungen der volkskundlich »Zuständigen« im Kontext zeithistorischer Entwicklungen herausgearbeitet werden. Dieser Beitrag möchte manifeste Deutungsmuster in Bezug auf Volksgesang, Volkssänger und Volkssängerinnen anhand von Entwicklungslinien eines relativ kurzen Zeitabschnitts, der Zwischenkriegszeit, aufzeigen und hinterfragen.

Welche Auswirkungen das wirtschaftliche und gesellschaftliche Krisenszenario in den Jahren nach 1929 auf die Phänomene Volksliedgesang und Volkssängerkultur nach sich zog, wird ebenfalls zu berücksichtigen sein. In den 1930er Jahren hatte die große Depression dramatische Veränderungen in Politik und Kultur zur Folge und bedeutete eine Destabilisierung der jungen parlamentarischen Demokratie.⁷ Es ist davon auszugehen, dass mit der Proklamierung eines »neuen« Österreichs und einer »österreichisch« orientierten Variante deutscher Volkstumsideologie durch das austrofaschistische Herrschaftssystem (1933–1938) Volkslied und Volksgesang nach 1933/1934 verstärkt als Integrationsideologie zur

6 Konrad Köstlin: Der Wandel der Deutung: Von der Modernität der Volksmusik. In: Gerlinde Haid, Ursula Hemetek, Rudolf Pietsch: Volksmusik – Wandel und Deutung. Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag. Wien, Köln, Weimar 2000, S. 120–132, S. 123.

7 Wolfgang Maderthaner: Von der Zeit um 1860 bis zum Jahr 1945. In: Peter Csendes, Ferdinand Opll: Wien. Geschichte einer Stadt. Bd. 3: Von 1790 bis zur Gegenwart. Wien, Köln, Weimar 2006, S. 435 f.

politischen Willensbildung genutzt wurden.⁸ Abschließend ist also zu hinterfragen, in welcher Beziehung Volksliedgesang und eine sich diesem ideologisch annähernde Volkssängerkultur zur Volkstumsideologie des Austrofaschismus standen, »deren Zentrum die Sehnsüchte nach dem Volk als einem ganzheitlich, organischen Gesetzen gehorchenden Wesen bildeten, in dem sich ›echte Gemeinschaft‹ verkörpere.«⁹

Volkssänger und Volkssängerinnen: Konturierung des Begriffs als lokal-urbanes Phänomen

Die Volkssängerkultur ist als eine der Stadt zugeschriebene, lokal gebundene Unterhaltungskultur im Dreieck Massenkultur/Populärkultur/Volkskultur beschreibbar, die in hohem Maße in einem Wechselverhältnis zu neu aufkommenden Konsummustern steht. Vordergründig geht es um Spaß und Vergnügen für ein immer breiter werdendes Publikumspektrum, dem sich neue Formen der Unterhaltung erschließen.

Das Volkssängerwesen bildete sich parallel zur Urbanisierung und zu den Transformationsprozessen der Moderne heraus und wurde in weiterer Folge gerade deswegen von der sich ab 1900 ausbreitenden Massenkultur überrollt.

Die Wiener Volkssänger organisierten sich im Gegensatz zu den Harfenisten ab etwa 1830 als sesshafte Erwerbsmusiker innerhalb der modernen (groß)städtischen Gesellschaft in Volkssängergesellschaften und Berufsvertretungen und positionierten sich als Teil der rasant wachsenden und differenzierenden urbanen Unterhaltungskultur, die sich mit dem Bevölkerungswachstum multiplizierte. Indem sie durch Professionalisierung auch Teil der Kommerzialisierung und Popularisierung des urbanen Vergnügens im Kontext der Entwicklung der Stadtstruktur in der Großstadt waren, geben sie Aufschluss über Verhaltensformen

8 Iris Mochar: Aspekte der Instrumentalisierung von Volksmusikpflege und -forschung im österreichischen Ständestaat. Dipl. Arb., Wien 1997.

9 Anton Staudinger: Austrofaschistische »Österreich«-Ideologie. In: Emmerich Tálos, Wolfgang Neugebauer (Hg.): Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938 (= Politik und Zeitgeschichte, 1). Wien 2005, S. 28–52, S. 48–49.



Abb. 2: Josef Engelhart: »Volkssänger«, 1906, Öl auf Holz.
Wien Museum, Inv.Nr 30728 © Wien Museum

moderner Industriegesellschaften und urbane Lebensstile eines sich sozial differenzierenden Publikums.¹⁰

Mit einem lokal gefärbten Repertoire, das sich fortwährend an die sich wandelnden Aufführungspraktiken, musikalischen und performativen Formen der modernen Stadt anpasste, boten die meist vom Klavier begleiteten Vorträge lokaler Sänger und Sängerinnen dem Publikum »bühnengebundene Unterhaltung«¹¹ und individuellen Konsum im urbanen Umfeld. Das Agieren der Volkssänger trug dem »Geschmack der Rezipienten« durchaus »Rechnung«, wie es Moritz Csáky auch für die Operette, die mit dem Volkssängertum in Verbindung stand, artikuliert hat.¹² Ihre Lieder mussten tagesaktuell sein und »wurden oft von diversen Textlieferanten tagsüber gekauft und abends gesungen«¹³. Carl Lorens (1851–1909), ein beliebter Wiener Volkssänger, hat in seiner Laufbahn über 2000 Lieder, Couplets und Soloszenen geschrieben und interpretiert.¹⁴ Dies veranschaulicht die hohe Produktivität einzelner Volkssängerpersönlichkeiten. Edmund Guschelbauer (1839–1912), der Star unter

- 10 Literaturlauswahl zur Volkssängerkultur: Elisabeth Brauner-Berger: Volkssängertum im Wandel. Diss., Wien 1993; Elisabeth Th. Fritz, Helmut Kretschmer (Hg.): Wien Musikgeschichte. Teil 1: Volksmusik und Wienerlied (=Geschichte der Stadt Wien, hg. v. Verein für Geschichte der Stadt Wien, 6). Wien 2006; Ingrid Gansner, Helmut Kretschmer: Allweil lustig, fesoh und munter. Altwiener Volks- und Natursänger (=Veröffentlichungen des Wiener Stadt- und Landesarchivs, Reihe B: Ausstellungskataloge, 48). Wien 1996; Josef Koller: Das Wiener Volkssängertum in alter und neuer Zeit. Nacherzähltes und Selbsterlebtes. Mit Biographien, Episoden, Liedern, zahlreichen Abbildungen und Porträts nach zeitgenössischen Bildern aus dem Volkssängerleben. Wien 1931; Lied und Volksmusik in Wien. Anlässlich des 4. Seminars für Volksliedforschung der Akademie für Musik und darstellende Kunst in Wien. Katalog zur 25. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 8.10.– 29.12.1968. Wien 1968; Schedtler 2004 (wie Anm. 5); Schedtler 2010 (wie Anm. 4); Ernst Weber: Mir geht alles contraire. 100 Volkssänger-Couplets aus Wien (=Enzyklopädie des Wiener Wissens, 16). Wien 2012.
- 11 Martin W. Rühlemann: Varietés und Singspielhallen – Urbane Räume des Vergnügens. Aspekte der kommerziellen populären Kultur in München Ende des 19. Jahrhunderts (=Forum Kulturwissenschaften, 13). München 2012, S. 34.
- 12 Moritz Csáky: Ideologie in der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay zur österreichischen Identität. Wien, Köln, Weimar 1996, S. 22.
- 13 Gertraud Schaller-Pressler: Hochgejubelt und tief gestürzt. Über Schicksale beliebter Wiener Volksmusiker und VolkssängerInnen. In: Schedtler (wie Anm. 5), S. 83–104, S. 94.
- 14 Schedtler 2004 (wie Anm. 5), S. 158.

den Volkssängern, gab das Lied »Weil I a alter Drahrer bin« über 3000 Mal vor begeistertem Publikum zum Besten. Zu seinem 40-jährigen Bühnenjubiläum 1903 traten laut Zeitungsmeldung mehr als 25.000 Menschen den Weg in Weigl's Katharinenhalle (Dreherpark) an.¹⁵ Wie der Volksschauspieler und -sänger Alexander Girardi (1850–1918) hatte Guschelbauer enorme Resonanz beim Publikum und traf den Publikumsgeschmack breiter Bevölkerungsschichten. Die hohe Popularität demonstriert hier die Schwelle zum massenkulturellen Phänomen. Beide Volkssänger wurden als »Inkarnation scheinbar unverfälschten Wienerturns« gefeiert und durch die verdichtete Verkörperung des Wieners zu Kultfiguren.¹⁶

Die Volkssänger bauten als Interpreten und Interpretinnen des Wiener Liedes durch die Verzahnung von Ländlichem, Lokalem und Urbanem die Positionierung Wiens als Weltmusikstadt mit. So betont der bis heute gern zitierte Chronist der Volkssänger Josef Koller im Jahr 1931, dass es die Kunst der Volkssänger gewesen sei,

»die dem bodenständigen Wiener Lied Flügel verlieh, der heimischen Volksmusik Anerkennung verschaffte und beitrug, den Zauber wienerischen Idioms aller Welt zu offenbaren.«¹⁷

Gerade durch die Entwicklung Wiens im 19. Jahrhundert hin zur Großstadt erhielt die musikalische Unterhaltungskultur der Volkssänger, die gattungsüberschreitende, musikalisch-theatralische Formen mit lokalen Bezügen zur Stadt und deren Bewohner herausbildete, spezifische Konturen – ein Blickwinkel, der in der wissenschaftlichen Literatur bis heute weitgehend ausgeklammert bleibt.

Retrospektiv werden Volkssänger, die »weientrückten Volksbarden«, die »großen und kleinen Meister des Brettl«, gerne als die betrachtet, »die dem Volk jene Poesie vermittelten, nach welcher besonders die untersten Schichten der Bevölkerung schmachteten!«¹⁸

15 Das »Drahrer«-Jubiläum. In: Fremdenblatt, 1. März 1903, zit. n. Schaller-Pressler 2004 (wie Anm. 13), S. 98.

16 Maderthaler 2006 (wie Anm. 7), S. 209.

17 Koller 1931 (wie Anm. 10), Vorwort S. VII.

18 Fritz Lange: Zum Geleit. In: Koller 1931 (wie Anm. 10); Wolfgang Maderthaler: Kultur Macht Geschichte. Studien zur Wiener Stadtkultur im 19. und 20. Jahrhundert (=Politica Et Ars, 8). Wien 2005, S. 45.

Martin W. Rühlemann untersucht in der 2012 publizierten Arbeit »Variétés und Singpielhallen« anhand von Münchner Komikergesellschaften (Volkssänger) deren Funktion als typisch moderne Produzenten einer urban-lokalen Identität und konstatiert gleichzeitig, dass »die Künstler und Komikergesellschaften eine lokal-urbane Folklore im Rahmen einer kommerziellen Unterhaltungskultur« erfanden und »gleichzeitig ein Produkt derselben« waren.¹⁹ Obwohl das Wiener Volkssängertum im 19. Jahrhundert für andere deutschsprachige Städte wie München, Hamburg oder Berlin eine Vorbildwirkung hatte und eine Vorreiterrolle einnahm, steht für Wien eine umfassende wissenschaftliche Untersuchung noch aus.

Der Wirkungskreis der Volkssänger reichte vom suburbanen Gasthaus oder Heurigen über Singpielhallen bis hin zum Variété, aber auch in die Revue, den modernen Schlager und ins Kabarett hinein. In der Artikelserie »Alt-Wiener Volkssänger und Volkssängerlokale« gibt Hans Pemmer einen anschaulichen Überblick über die verschiedenen Orte, an denen die Volkssänger und -sängerinnen auftraten.²⁰ In großen Etablissements und Vergnügungstätten wie dem Gschwandner oder Stalehner in Hernals produzierten sich Volkssänger und Volkssängerinnen nicht selten vor über 1000 Gästen.

In der Zwischenkriegszeit traten Volkssänger als eigener Live-Programmpunkt bei Kinodarbietungen auf, wie es eine Plakatankündigung des Schlager-Films »Ich liebe alle Frauen« mit Jan Kiepura im Weltpiegel-Kino für den bekannten Volkshumoristen und Volkssänger Turl Wiener 1935 zeigt²¹, oder wie es Trude Mally in dem Dudlerinnenfilm »Orvuse on Oanwe« (Servus in Wien) erzählt.²² Auch die »Bühne« des Rundfunks, die sich in den 1920er Jahren als neue mediale Repräsentationsplattform eröffnete, bot einigen Unterhaltungskünstlern des

19 Rühlemann 2012 (wie Anm. 11), S. 176.

20 Hans Pemmer: Streifzug durch ein »nasses« Gewerbe. Artikelserie von Hans Pemmer in der Wiener Zeitung [1950] und dem Amtsblatt der Stadt Wien [1960] über die damalige Wirtshauskultur. Bearbeitet und kommentiert von Iris Mochar-Kircher und Susanne Schedtler. Hg. v. Wiener Volksliedwerk. Wien: Sonderdruck 2007, S. 49–69.

21 Plakat im Nachlass Turl Wiener, Archiv Wiener Volksliedwerk, Signatur: WNa 01 TW.

22 »Orvuse on Oanwe – Servus in Wien«. Wiens letzte originale Dudlerinnen. Ein Film von Christina Zurbrügg. DVD 2013 (Video 1998).

Wienerliedgenres die Chance auf eine Karriere abseits gewohnter Auftrittsmöglichkeiten.²³ Die Sängerin Maly Nagl (Amalie Nagl-Wolfecker, 1893–1977) oder Ernst Arnold (eigentlich Ernst Arnold Jeschke, 1892–1962) etwa genossen durch Schallplattenproduktionen und Rundfunkauftritte besondere Popularität.²⁴

Ebenfalls betont sei, dass bereits in der frühesten Phase der österreichischen Filmproduktion sowohl Vertreter des Volkssängertums als auch Volksschauspieler wie Edmund Guschelbauer, Karl Blasel oder Alexander Girardi als Attraktionen im Film auftraten.²⁵ Trotzdem wurde das Film- und Kinozeitalter als eigentliche »Besiegerin der Volkssängerherrlichkeit«²⁶ gesehen, da es das Freizeitverhalten der Bevölkerung maßgeblich veränderte.

In der antagonistischen Verquickung von modern und partiell vor-modern sowie in der Hybridität zwischen einer dem Land zugeordneten Musik und ihren spezifisch urbanen Einflüssen wurde insbesondere in Wien ein eigenes musikalisches Genre begründet. Es wurde mit der Überschrift des spezifisch Wienerischen versehen und mit wienerischer Identität aufgeladen. Kulturträger von Wienerlied und Wienermusik waren zu einem wesentlichen Teil Volkssänger und Volkssängerinnen. Gleichzeitig begründete dieses Genre eine wienerische Identität mit und fungierte so auch als Vergewisserung urbaner Identität.

Als einflussreich für die Konstruktion einer spezifisch wienerischen Identität mittels musikalisch-volkskultureller Überlieferung gilt die Publikation »Wiener Lieder und Tänze«, die bis heute eine beliebte musikalische Grundlagenquelle darstellt.²⁷ Mit dem Vorsatz, einer »alten, bodenständigen Kultur ihre mächtige Förderung zu leihen« und »zu bewahren, was noch zu retten« sei, gab Eduard Kremser zwischen 1911 und 1925 drei

23 Radio Wien. Illustrierte Wochenschrift der österreichischen Radioverkehrs-A.G. 7–14, 1930/1931–1937/1938.

24 Ernst Weber: Schene Liada – Harbe Tanz: Die instrumentale Volksmusik und das Wienerlied. In: Fritz, Kretschmer 2006 (wie Anm. 10), S. 149–456, S. 343 f.

25 Walter Fritz: Im Kino erlebe ich die Welt. 100 Jahre Kino und Film in Österreich. Wien, München 1996, S. 21.

26 Pemmer 2007 (wie Anm. 20), S. 54.

27 Eduard Kremser (Hg.): Wiener Lieder und Tänze. Im Auftrag der Gemeindevertretung der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien, Bd. 1, Wien 1911; Bd. 2, Wien 1913; Bd. 3, Wien 1925.

Bände mit vokaler und instrumentaler Wiener Musik heraus.²⁸ Dabei handelt es sich um die erste mit Text und Noten verfügbare Wienermusiksammlung, die im Zuge der Erfindung und Entdeckung einer eigenen musikalisch-volkskulturellen Stadtkultur im Auftrag der Gemeindevertretung der Stadt Wien entstanden war. Der versierte Komponist, Arrangeur und Dirigent Eduard Kremser war nicht zuletzt als Chormeister des Wiener Männergesang-Vereins und Bearbeiter von Volksliedern eine angesehene Persönlichkeit.²⁹ Bei der Gründung des 1904 im Auftrag des k.k. Ministeriums für Kultus und Unterricht unter Minister Wilhelm Ritter von Hartel gegründeten Unternehmens »Das Volkslied in Österreich«, das die Herausgabe einer repräsentativen Ausgabe Österreichischer Volkslieder zum Ziel hatte, wurde eine Mitarbeit von ihm allerdings nicht berücksichtigt.³⁰ Die sogenannten Kremser Alben sowie weitere Wienerlied-Sammlungen, deren Herausgaben sich in den 1920er Jahren verdichteten,³¹ markieren den Beginn einer strategischen Förderung von Wiener Musik, die das Ziel verfolgte, die »Grundlage zu einer Geschichte [...] heimische[r] Volksmusik«³² zu schaffen, wie es im Vorwort zum dritten Band der sogenannten Kremser Alben heißt.

28 Ebd., Bd. 1, Vorwort S. 3.

29 Gertraud Schaller-Pressler: »Mit die Wienerlieder ist es ein G'fretts«. Zur Entstehung der berühmten Kremser Alben. In: Schedtler 2004 (wie Anm. 5), S. 69–82.

30 Iris Mochar-Kircher: Das Weltbild Josef Pommers (1845–1918) und dessen Einfluss auf das Österreichische Volksliedunternehmen. In: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerks 53, 54, 2005, S. 48–61, S. 50.

31 Auswahl: Franz Angerer: Alt-Wiener Tanzweisen für 2 Geigen & Gitarre, 2 Hefte. Wien 1923; Rudolf Sieczynski: Alt-Wien im Liede, Eine Sammlung alter Wiener Lieder für Gitarre oder Laute. Wien 1921; Das ist mein Wien! 40 Jahre Wienerlied. Wien o.J. [ab 1926], 5 Bde; Wien, wie es singt, 50 Jahre Wienerlied. Wien o.J.; Wiener Lieder und Tänze, Bd. 3, Wien 1925; Richard Smekal: Altwiener Theaterlieder. Wien 1920; Karl Giggelthner und Gustav Litschauer [Pseudonyme für Emil Karl Blümml und Gustav Gugitz]: Der Spittelberg und seine Lieder. Wien, Privatdruck 1924. Rudolf Wokan: Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten. Wien 1920–1926, 4 Bde.

32 Eduard Kremser: Wiener Lieder und Tänze, Bd. 3, Wien 1925, S. 4.

Exklusion moderner Tendenzen in der Volkssängerkultur der 1920er Jahre

Die Situation der Volkssänger und der Wiener Volksmusik verschlechterte sich im Verlauf der 1920er Jahre mit Zuspitzung der Wirtschaftssituation erheblich.³³ Wenngleich es mehrere Erklärungsansätze dafür gibt, warum in der Zwischenkriegszeit die Bedeutung des Volkssängertums in Wien und andernorts stark nachgelassen hat, war die prekäre wirtschaftliche Lage mit einer der gewichtigsten Gründe dafür, dass der Berufsstand in die Krise geraten war. Claudia Preis konnte dies für den ›Niedergang‹ der Volkssängerei in München nachweisen, auch für Wien wäre eine vertiefende Untersuchungen dazu wünschenswert.³⁴

Viele Lokale, Etablissements, Varietés und Kleinkunsth Bühnen mussten schließen, was von den Betreibern in erster Linie auf die Einführung einer Vergnügungssteuer zurückgeführt wurde. Diese hatte der sozialdemokratische Finanzstadtrat der Gemeinde Wien, Hugo Breitner, ab 1922 eingeführt.³⁵

Neben dieser Vergnügungssteuer zeitigten die starke Differenzierung der städtischen Unterhaltungslandschaft und die damit steigenden Konkurrenzen durch neue Unterhaltungs- und Vergnügungspraktiken negative Auswirkungen auf die Volkssängerkultur. Daraus wiederum resultierte eine Verschiebung in der Eigen- und Fremdwahrnehmung der Volkssängerkultur in Richtung schwindender Musikkultur.³⁶ Die wirtschaftlichen Produktionsbedingungen für das berufsmäßig ausgeübte Volkssängertum hatten sich im Laufe der Zwischenkriegszeit soweit zugespitzt, dass viele Volkssänger durch die schlechte Erwerbslage kein finanzielles Auskommen mehr finden konnten, weshalb die Zahl der ausübenden Volkssänger sank. Nur jene Volkssänger, die sich die neuen Massenmedien zunutze machen konnten, hatten wirtschaftliche Überlebenschancen.

33 Weber 2006 (wie Anm. 24), S. 317 f.

34 Claudia Preis: Volkssängerei in München 1870–1930: Zur Produktion von Unterhaltungskultur in der Stadt. Diss., München 2010, S. 148.

35 Die Stunde. Wien, 18.10.1924.

36 Dieser Abschnitt basiert auf folgendem Artikel: Iris Mochar-Kircher: Schimmer, Glanz und Schatten. Wienerlied, Schlager, Operette und Revue in den 1920er und 1930er Jahren. In: bockkeller. Die Zeitung des Wiener Volksliedwerks 16, 3, 2010, S. 6–9.

Einzelne Repräsentanten versuchten nun das Wienerlied zunehmend »als treue Hüterin des Wienertums«³⁷ zu positionieren. Der Hinweis »Original-Wienerlied« auf Notenblättern diverser Komponisten ist solcherart zu verstehen.

Dass der gängige Zeitgeschmack gewisse »musikalische Formeln« »als Zugeständnis an das in der Vorstellung des Publikums existente ›Wienerlied-Bild«³⁸ abverlangte und ein kommerzialisierter, wechselseitig funktionaler Zusammenhang zwischen Produktion und Rezeption weiter seinen Lauf nahm, wurde dabei in der Wahrnehmung restaurativer Kräfte ausgeblendet.³⁹

Insbesondere der Schlager als das industrielle Massenkulturphänomen schlechthin lief der ortsgebundenen Musik als neue kulturelle Praxis nun den Rang ab.⁴⁰ Lokale Besonderheiten wurden zwar durch die in alle Lebensbereiche hineinwirkende Modernisierung nicht ausgeschlossen, in einer sich immer mehr »international normierte[n] Geschmackslandschaft« mussten sie sich allerdings ihren Platz neu erobern.⁴¹

Während ein Abgesang der Wienermusik angestimmt wurde und man mit Wehmut beklagte, dass der unbekümmerte, geniale »Leichtsinn«, die »Unbeschwertheit« und »Frische« einer »chronologischen Freudlosigkeit« und »Ermattung« gewichen sei,⁴² formierte sich der Gedanke, das Genre Wienerlied vor dem Aussterben zu retten. Als Versuch, das Wienerlied »wiederzubeleben«, kann etwa die 1921 gegründete »Gesellschaft zur Hebung und Förderung der Wiener Volkskunst«

37 Rudolf Siczynski: Wienerlied, Wiener Wein, Wiener Sprache. Wien 1947, S. 75, zit. in: Weber 2006 (wie Anm. 24), S. 321.

38 Maria Biesold: Rudolf Kroneggers Wienerlieder. Ein Beitrag zur Erhellung des Wienerlied-Begriffs. Diss., Berlin 1980, S. 8.

39 Ebd., S. 7 f. An Komponisten sind hier Rudolf Kronegger, Franz Paul Fiebrich und Ludwig Gruber, das »Goldene Dreigestirn der Wiener Volksmusik«, zu nennen, die sehr darauf bedacht waren, sich klar von populären Unterhaltungsformen wie den Genrekonkurrenten Operette oder Schlager abzugrenzen.

40 Roman Horak, Siegfried Matl: ›Musik liegt in der Luft ...‹. Die »Weltkulturhauptstadt« Wien. Eine Konstruktion. In: Roman Horak, Wolfgang Maderthaner, Siegfried Matl (Hg.): Stadt. Masse. Raum. Wiener Studien zur Archäologie des Popularen. Wien 2001, S. 164–239, S. 228.

41 Ebd., S. 166 f.

42 [Iron]: Gibt es noch ein Wiener Lied? Nicht identifizierter Zeitungsbericht, 22.3.1927, zit. in: Weber 2006 (wie Anm. 24), S. 320.

genannt werden. Federführend wirkten hier jene Komponisten, die den nostalgischen Ton der Wienerlieder prägten, wie Ludwig Gruber (1874–1964) oder Franz Paul Fiebrich (1879–1935). Insbesondere Komponisten, die dieser Gesellschaft angehörten, waren Verfechter eines ›puren‹, ›unverfälschten‹ Wienerliedes im Traditionsgewand und partizipierten dennoch gleichzeitig an der Expansion des Unterhaltungsbetriebes durch das Produzieren von Liedern, die zu Schlagern wurden und den modernen Unterhaltungskriterien Rechnung trugen. So hält aus heutiger Perspektive so manches Lied der damaligen Forderung nach ›bodenständiger‹, ›traditionsgebundener‹ Gestaltungsform nicht stand.⁴³

Verfechter, die den Untergang eines traditionellen Wienerliedes prophezeiten und befürchteten, bauten um das Wienerlied »die historische Kulisse eines kulturellen Authentisch-Seins«⁴⁴. Die Volkssänger und Volkssängerinnen und mit ihnen das Wienerlied fanden nun teilweise in einer restaurativen Heimatästhetik einseitig Auswertung, die in erster Linie gegen Operettenschlager und amerikanische Unterhaltungsmusik gerichtet war:

»Die neue Zeit hat ihr neues Programm, das heißt die bodenständigen Stücke werden immer mehr von den neuesten Operettenschlagern verdrängt, die ihre Volksfremdheit und seelische Dürftigkeit hinter der wienerischen Maske verstecken, oder gar von überseeischen Importen, von Nigger- und Grotesk tänzen schrill übertönt.«⁴⁵


- 43 Als Beispiele seien zwei Lieder genannt: »Secht's Leut'In, so war's anno Dreißig« steht in unüblichem Moll und »Der Wiener Troubadour« setzt sich in Sprache, Melodie und Harmonik vom gängigen Wienerlied ab. Secht's Leutln, so war's anno Dreißig. Musik: Roman Domanig-Roll, Text: Franz Xaver Allmeder. Wien 1931, Archiv Wiener Volksliedwerk; Der Wiener Troubadour. Musik: Roman Domanig-Roll, Text: Walter Herbe. Wien 1938, Archiv Wiener Volksliedwerk.
- 44 Wolfgang Kaschuba: Geschichtspolitik und Identitätspolitik. Nationale und ethnische Diskurse im Vergleich. In: Beate Binder, Wolfgang Kaschuba, Peter Niedermüller (Hg.): Inszenierungen des Nationalen. Geschichte, Kultur, Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln, Weimar 2000 (=alltag & kultur, 7), S. 19–42, S. 20.
- 45 Hermine Cloeter: Wiener Volkssänger, und was sie sangen. In: R.H. Dietrich's Wiener Volkskunst-Almanach. Wien, o.J. [1926], S. 40–45, S. 41.

MW 52011


Mit großem Erfolg gesungen von Mäzi Škareček u. Karl Machala.
 Frau u. Herrn Direktor
 Anny u. Otto Trexler
 vom Weinhaus Mäzi Škareček, freundlichst gemietet.

Mir Weana GUSTAV BINDER
 WIER, VII, Weipostgasse 18

brauchen kane Shimmy
 Marschlied



Text von Walter Zorn
 Musik von Hanns Škareček.



W. BINDER
 W. BINDER

Abb. 3: Liedblatt »Mir Weana brauchen kane Shimmy«, Archiv Wiener Volksliedwerk

Die ablehnende Haltung gegenüber neuer, populärer Musikströmungen schlug sich auch in Liedtiteln wie »Mir Weana brauchen kane Shimmy« nieder.⁴⁶

An diesem Punkt lässt sich nun die Unterhaltungskultur der Volksänger als Kultur fassen, die von gegenwärtiger zu rückwärtsgewandter urbaner Volksmusik transformiert wurde und die als Gegenläufigkeit innerhalb der Moderne begriffen werden wollte. Dies sei deshalb eigens betont, weil sich die Volkssängerkultur in ihrer Beschaffenheit als komponierte Vortragskunst nicht ins Definitionskonzept einer mündlich tradierten und vom einfachen Volk geschaffenen Volksliedvorstellung fügte. Wenn in dem für die Beforschung der Volkssängerkultur wichtigen Buch »Anarchie der Vorstadt«⁴⁷ davon die Rede ist, »Volkssänger schöpfen aus der oralen Kultur der Vormoderne, sie phrasieren die Primärbeziehungen dörflicher Lebenswelten«⁴⁸, so hat sich auch hier das »Dorf im Kopf« vielleicht in einem Maße in den Vordergrund gespielt, das den Volkssänger und die Volkssängerin mit ihrer »Kultur des Übergangs« mehr dem Land zuordnet als der Stadt.

Der Aufstieg des deutschen Volksliedgesangs als kulturelle Praxis in der Stadt

Das Volksliedsingen als kulturelle Praxis in der Stadt nahm im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im bürgerlichen Gesangsvereinswesen, das sich über Österreich in Anbindung an die aufkommende Nationalbewegung ausbreitete, seinen Ausgang. Die Erfindung einer gezielten Volksliedpflege war als gesellschaftlicher agrarromantischer Gegenentwurf im Sinne einer Heimatkultur gegen Modernisierung und Urbanisierung

46 Mir Weana brauchen kane Shimmy. Text: Walter Zorn, Musik: Hanns Pekarek, Wien: Wiener Arion Verlag 1928, Archiv Wiener Volksliedwerk.

47 Die Publikation »Anarchie der Vorstadt« kann in Bezug auf das Wiener Volkssängerwesen und dessen Beforschung insofern als wichtig bezeichnet werden, als dass dessen Verhandlung als kulturhistorisch bedeutendes Phänomen dem Forschungsgegenstand eine Relevanz auf Grundlage aktueller Forschungsansätze verlieh, die ihm bis zu diesem Zeitpunkt weitgehend fehlte. Wolfgang Maderthaner, Lutz Musner: Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt a. M. 1999.

48 Ebd., S. 125 f.

gerichtet⁴⁹ und wurde – um mit Konrad Köstlin zu sprechen – »als Speerspitze der Moderne«⁵⁰ genutzt.

Das aktive, kollektive, im Gegensatz zum Volkssängerwesen nicht-professionelle, also laienhafte Singen von – im vorliegenden Fall – »deutschen« Volksliedern in Wien erhielt in erster Linie als Medium deutschnationaler Identitätsbildung und -politik seine Bedeutung. Im Vereinsleben als ideellem Ort der Heimat und erdachten Gemeinschaft spiegelten sich in hohem Maße nationalkulturelle Praktiken, indem auch kulturelle Werte definiert wurden.⁵¹ So diente das Volksliedsingen im Verein dazu, Wertvorstellungen festzulegen und weiterzugeben. In Österreich und insbesondere in Wien nahm in Bezug auf die Verbreitung kulturpolitischer Ideen rund um ein als echt erachtetes Volkslied die ab 1899 erscheinende Musikzeitschrift »Das deutsche Volkslied« eine Vorreiterrolle ein.⁵² In diesem ersten deutschsprachigen Publikationsorgan für Volkslied und Volksmusik, herausgegeben vom »Deutschen Volksgesangs-Verein in Wien« unter Josef Pommer (1845–1918), wurden Werte, die das deutsche Volk moralisch und nationalkulturell erneuern sollten, klar gefasst. Ein Volkslied wäre demnach »einfach, schlicht, natürlich, wahr, innig« und würde sich im Begriff der Deutschheit wiederfinden. Es verkörperte für seine Fürsprecher positiv erlebte, national grundierte Eigenschaften.⁵³

Zwei Wiener Vereine trugen das Singen von Volksliedern auch gezielt im Vereinsnamen: Zum einen muss der schon erwähnte »Deutsche Volksgesangs-Verein in Wien« hervorgehoben werden, der 1889 von Josef Pommer im deutschnational antisemitischen Umfeld gegründet

49 Herbert Nikitsch: *Heimat in der Stadt. Von Trachtlern, Tänzern und Proletariern.* In: Wolfgang Kos (Hg.): *Kampf um die Stadt. Politik, Kunst und Alltag um 1930.* Wien 2010, S. 137–143, S. 137. Zu urbaner Heimatkultur vgl. auch: Magdalena Puchberger: *Urbane Heimatkultur als ideologische und soziale Schnittstelle in der Ersten Österreichischen Republik.* In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LXVI, 115, 2012, S. 293–324.

50 Köstlin 2000 (wie Anm. 6), S. 122.

51 Cornelia Szabo-Knotik: *Die musikalischen Aktivitäten von Vereinen im Zusammenhang der Heimatbildung im städtischen Milieu.* In: Peter Stachel (Hg.): *Urbane Kulturen in Zentraleuropa um 1900 (=Studien zur Moderne, 19).* Wien 2004, S. 119–145.

52 *Das deutsche Volkslied* (wie Anm. 1).

53 *Ebd.*, 31, 1917, S. 19.



Abb. 4: Foto: Bundesgründung des Sängerbundes
»Deutsches Volkslied«, Liesing, 22. Mai 1904
© Österreichisches Volksliedwerk

worden war. In den 1920er und 1930er Jahren hatte dieser Verein großen Einfluss auf die Volksliedpflege, auf das Österreichische Volksliedunternehmen sowie allgemein auf die Österreichische Volksliedbewegung. Sein Wirken hat die österreichische Volksmusikforschung und -pflege einseitig und nachhaltig geprägt.⁵⁴ Beim zweiten Verein handelt es sich um den »Deutschen Volkslied-Verein in Wien«, ein von ersterem abgepalterter Verein.⁵⁵ Die Namen demonstrieren hier unmissverständlich das Vereinsprogramm. 1904 wurde auf Anregung Josef Pommers schließlich ein eigener Sängerbund »Deutsches Volkslied« gegründet, der 14 Vereine mit ca. 800 Ausübenden vereinte und in dem Frauen – im Gegensatz zum »Niederösterreichischen Sängerbund« – integriert waren.⁵⁶

Vor dem Hintergrund des im Folgenden skizzierten politisch-ökonomischen Spannungsfeldes sind die 1920er und 1930er Jahre in Bezug auf eine Verbreitung des Volksgesangs in Wien leichter zu fassen: Hinsichtlich der ökonomischen Strukturen des zu einem »Rumpfstaat« verkleinerten Österreichs, das aus dem zerfallenen Vielvölkerstaat der Habsburgermonarchie hervorgegangen war, nahm die Landwirtschaft eine dominierende Rolle ein, und eine Polarisierung zwischen den »Schwarzen Ländern« und dem »Roten Wien« verschärfte sich bis hin zu einer großen Kluft dieser beiden politischen Lager.⁵⁷ Mit Konzepten, die auf Tradition und Heimat »als emotionales Refugium« zurückgriffen, wurde nach 1918 versucht, eine (nationale) Identität zu propagieren, die Integrität, Sicherheit und Homogenität versprach.⁵⁸ Mit der Lancierung des Volksliedgesangs im Verein lag ein solches volksbildnerisch-kulturpolitisches Konzept vor, das auf Basis eines Volkstumsparadigmas eine Festigung der nationalen Einheit versprach.

Georg Kotek (1889–1977), Chormeister des Deutschen Volksgesang-Vereins in Wien von 1924 bis 1977, gefragter Volksliedsolist und jüngst

54 Iris Mochar-Kircher: Das echte deutsche Volkslied. Josef Pommer (1845–1918) – Politik und nationale Kultur (=Musikkontext, 3). Frankfurt a. M. 2004, S. 287–345.

55 Karin Heinisch: Der Deutsche Volkslied-Verein in Wien. Geschichte, Organisation, musikalische Tätigkeiten und Repertoire. Dipl. Arb., Wien 1993.

56 Mochar-Kircher 2004 (wie Anm. 54), S. 322–326.

57 Gertrude Pott: Verkannte Größe. Eine Kulturgeschichte der Ersten Republik 1918–1938. Wien 1990, S. 36.

58 Nikitsch 2010 (wie Anm. 49), S. 138.

als »politischer Konjunkturritter«⁵⁹ charakterisiert, trug in der Zwischenkriegszeit als umtriebiger Akteur wesentlich dazu bei, den »Deutschen Volksgesang-Verein in Wien« zum Zentrum des Volksliedgesangs zu machen und hob das Volkslied auf das gesellschaftspolitische Parkett. Staatsrepräsentative Auftritte des »Deutschen Volksgesang-Vereines in Wien« demonstrieren den Aufstieg und die steigende Wertschätzung des Volkslieds. So bildete das Freikonzert des »Deutschen Volksgesang-Vereines Wien und Umgebung« den Abschluss der groß angelegten Tagung des Österreichischen Volksliedunternehmens im Inneren Burghof am 2. April 1925 vor Tausenden von Zuhörern.⁶⁰ 1928 wurde der Verein zum Empfang in die Räume der Präsidentschaftskanzlei des Bundespräsidenten Hainisch gebeten, um einige Volkslieder darzubieten. Die Liste der zuhörenden Gäste war beeindruckend.⁶¹

Die monatlich stattfindenden Volksliedersingen des Vereins in der RAVAG (Radio Verkehrs-AG) bereits ab 1924 machen die wachsende kulturpolitische Bedeutung des öffentlich praktizierten Volksliedgesangs ebenfalls deutlich. Bei diesen Volksliedersingen bediente man sich des modernsten technischen Mittels Rundfunk und nutzte es potenziell zur Erziehung der Bevölkerung zu einem Nationalbewusstsein, das zwischen vaterländisch-österreichischer und völkischer Identitätspolitik changierte.⁶² Durch die »Volksliedwettssingen« in den Bundesländern, in denen die Landbevölkerung über ihr eigenes Liedgut von den Städten belehrt wurde, wanderte das Rundfunkmikrofon schließlich auf das Land, um das Volksliedgut durch Archivierung auf Schallplatte den Städten und der Welt wiederum zu erschließen.⁶³ Darüber hinaus seien auch noch die von Karl Magnus Klier (1892–1966) zwischen 1934 und 1938 via RAVAG ausgestrahlten Volksliedkurse »Wir lernen Volkslieder«, die bei Dorfbewohnern in Niederösterreich förmlich eine »Volkslied-Epidemie« ausgelöst haben sollen,⁶⁴ erwähnt. Klier gehörte wie Kotek zu den

59 Oliver Rathkolb: Georg Kotek. In: Straßennamen Wiens seit 1860 als »Politische Erinnerungsorte«. Forschungsprojektendbericht. Wien 2013, S. 149, <http://www.wien.gv.at/kultur/abteilung/pdf/strassennamenbericht.pdf> (Zugriff: 24.02.2014).

60 Das deutsche Volkslied 27, 1925, S. 68.

61 Der Wiener Deutsche Volksgesangverein beim österreichischen Bundespräsidenten. In: Ebd., 30, 1928, S. 67–68.

62 Georg Kotek: Rundfunk und Volkslied. In: Ebd., S. 29–31, S. 29.

63 Ebd., 36, 1934, S. 118–119; Ebd., 40, 1938, S. 131–133.

64 Der Lautsprecher lehrt uns Volkslieder! In: Ebd., 37, 1935, S. 13.

führenden Exponenten der österreichischen Volksliedbewegung in der Zwischenkriegszeit, in der volkskundliche Forschungen und angewandte Volkskunde in Form von volksbildnerischen Agenden verknüpft wurden. Er engagierte sich im Österreichischen Wandervogel, im Deutschen Volksgesang-Verein in Wien, als Mitarbeiter und Herausgeber der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« sowie im Österreichischen Volksliedunternehmen, das 1920 als deutschösterreichischer Teil des Unternehmens »Das Volkslied in Österreich« wiedergegründet worden war.⁶⁵

Dem für die 1920er und 1930er Jahre wirkungsreichen Volksbildner und (Ständestaat)Politiker Karl Lugmayer (1892–1972) war die Rolle des Volksliedgesangs als wichtige kulturelle Praxis der Städter durchaus bewusst. Im Rahmen der österreichischen Volksmusikbewegung wies er darauf hin, dass die Anregung für die Pflege des Volkslieds hauptsächlich aus bestimmten Großstadtkreisen komme und man auf dem Lande häufig nicht mehr unterscheiden könne, ob Volkslieder in der Bevölkerung bis dato erhalten geblieben seien oder erst im Kontext einer Vorführung des »Deutschen Volksgesang-Vereins« nachgesungen würden.⁶⁶ In der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« findet sich 1926 bezugnehmend auf den Austausch Stadt-Land folgende Lesart eines die nationale Einheit bekräftigenden Österreich-Bildes: Die »heitere Brücke zwischen Stadt und Land, das Band zwischen Alpen und Stadt, Stadt und Alpen führen die gemeinsame Bezeichnung ›Österreicher‹.«⁶⁷

Anhand des Programms und Repertoires der Jugendmusikbewegung lässt sich der zunehmende Stellenwert des ›deutschen‹ (alpenländischen) Volkslieds, der insbesondere nach 1920 kulturpolitisch zum Tragen kam, ebenfalls ablesen. Die Jugendmusikbewegung war in Österreich und insbesondere in Wien wiederum stark mit der Volksmusikbewegung rund um den »Deutschen Volksgesang-Verein in Wien« verwoben und erhielt aus dieser wesentliche Impulse.⁶⁸ Die Auswahl der Lieder im Liederbuch des Österreichischen Wandervogels »Unsere Lieder«, das Rudolf Preiss

65 http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_K/Klier_Karl.xml (Zugriff: 29.09.2014).

66 Das deutsche Volkslied (wie Anm. 1) 31, 1929, S. 97.

67 Ebd. 28, 1926, S. 55.

68 Anita Mayer-Hirzberger: Die Jugendbewegung in Österreich bis zum Zweiten Weltkrieg. Diss., Graz 1993. Siehe auch Österreichisches Musiklexikon, http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_J/Jugendbewegung.xml (Zugriff: 26.09.2014).



Abb. 5: Hauptkonzert des 10. Deutschen Sängerbundfestes
in Wien in der Sängerkirche im Prater, 1928
© Österreichisches Volksliedwerk

1912 herausgegeben hat, macht den intensivierten Fokus auf das alpenländische Volkslied deutlich.⁶⁹

Das Volkslied fand seinen Weg darüber hinaus mit der Singpraxis des »Offenen Singens« in die Öffentlichkeit, und gesellschaftliche sowie gesellschaftspolitische Breitenwirksamkeit der Volksliedbestrebungen wurden schließlich in groß dimensionierten Veranstaltungen sichtbar.

Den Höhepunkt einer nationalen Großveranstaltung auf Gesangsvereinsebene stellte 1928 das 10. Deutsche Sängerbundfest in Wien mit geschätzten 200.000 Teilnehmern/innen aus allen deutschsprachigen Gebieten dar. Trägerorganisation in Österreich war der »Ostmärkische Sängerbund«, der »Deutsche Volkslied-Gesangsverein« wirkte mit großem Engagement mit.⁷⁰ Der Veranschaulichung von Volkstum und Heimat, die zu diesem Zeitpunkt bereits stark an ländliche Vorstellungen geknüpft waren, wurde beim Festzug über die Wiener Ringstraße ebenso eine wichtige Rolle beigemessen wie beim Hauptkonzert in der eigens gebauten Sängerrhalle im Prater.

In solchen Großveranstaltungen, die nun »als politische Kundgebungen und als Selbstzweck im Sinne demonstrativer Machtgesten«⁷¹ präsent waren, nahm das Volkslied im Massenphänomen Gesangsverein einen breiten Raum auf ethischer und nationalerzieherischer Grundlage ein. Mit einer forcierten Fest- und Feierkultur versuchte der Austrofaschismus schließlich eine breite Öffentlichkeit zu erreichen, was ihm im Gegensatz zu anderen Feldern im Bereich des Volkslieds partiell gelang.⁷²

Neben dem eben dargestellten, einflussreichen bürgerlich deutsch-nationalen Strang des organisierten Wiener Volksliedgesangs war das Volkslied spätestens in den 1920er Jahren als Sozialkitt für einen allgemeinen Volksbegriff für alle politischen Gruppierungen propagandistisch interessant geworden:

69 Rudolf Preiss: *Unsere Lieder. Singbuch für Österreichs Wandervögel*. Leipzig 1912.

70 10. Deutsches Sängerbundfest Wien 1928. Offizielles Erinnerungsalbum mit 250 Bildertafeln. Wien 1928, S. XXII.

71 Paulus Ebner: *Strukturen des Musiklebens in Wien. Zum musikalischen Vereinsleben in der Ersten Republik (=Musikleben – Studien zur Musikgeschichte Österreichs, 5)*. Frankfurt a. M. 1996, S. 269.

72 Mochar 1997 (wie Anm. 8).

»Die Pflege des Volksliedes und heimatlicher Bräuche vermöchte wohl eine Brücke zwischen den Parteien zu schaffen, wenn – ja, wenn nicht der Dünkel sozial sich erhaben wählender Kreise die braven Arbeiter für minderwertiger ansähe.«⁷³

Mit diesen Worten überrascht der Mitherausgeber der Zeitschrift »Das deutsche Volkslied« Hans Fraungruber 1926.

Behauptete Josef Pommer noch um 1890, das »echte deutsche« Volkslied würde in den Arbeitergesangsvereinen keine Überlebenschance haben, hatte dieses schon um 1900 Einzug in deren Repertoire gefunden.⁷⁴ Mit dem Gründungsboom von Arbeitergesangsvereinen und dem rasanten Anwachsen der Mitglieder nach 1918 fand das Volkslied auch in und durch proletarische Kreise seine Verbreitung.⁷⁵ Die Österreichische Arbeitersänger-Zeitung bezog bis 1934 in einigen Artikeln Stellung zum Volkslied, wiewohl das Position-Beziehen sehr unterschiedlich sein⁷⁶ und von »revolutionären« bis hin zu antimodernistischen und antiurbanistischen Volkslied-Deutungen reichen konnte.⁷⁷

Im Wiener Gesangsvereinswesen, das in den beiden politischen Lagern Ostmärkischer Sängerbund (OSB) und Arbeitersängerbund (ASB) organisiert war, herrschte aber allgemein ein »überraschend konstruktives Verhältnis« vor.⁷⁸ Was die Lager insbesondere einte, war die Ablehnung einer als gehaltlos empfundenen Moderne, wie man sie in Tänzen wie Foxtrott oder Shimmy vorzufinden meinte.⁷⁹ Auch Viktor Korda, einer der ersten aus den Reihen der Arbeitersängerbewegung,⁸⁰ stellte dem »echten Volkslied« den »elenden« Wirtshausschlager

73 Bericht von einem Volksliederabend sozialdemokratischer Arbeiter von Hans Fraungruber (Salinenarbeiter in Bad Aussee, »Alpenklang«). In: Das deutsche Volkslied (wie Anm. 1) 28, 1926, S. 14.

74 Mochar-Kircher 2004 (wie Anm. 54), S. 330.

75 Der Höhepunkt war 1924 mit 504 Vereinen und 15762 Sängern, Wien hatte 100 Vereine mit 5444 Sängern. Ebner 1996 (wie Anm. 71), S. 35.

76 Viktor Korda: Das Volkslied im Chorgesang. In: Österreichische Arbeitersänger-Zeitung 11, 1927, S. 169–170. Hans Commenda: Volkslied und Volksarbeit. In: Ebd., 10, 1929, 150–152; Hans Commenda: Warum man Volkslieder singen soll. In: Ebd., 2, 1930, S. 20–21.

77 Ebner 1996 (wie Anm. 71), S. 46.

78 Ebd., S. 33.

79 Ebd., S. 274.

80 Ebd., S. 47.

gegenüber.⁸¹ Und in dieser Abgrenzung zur Moderne trafen einander plötzlich Arbeitervertreter, Volksliedanhänger, Volksmusikforscher und -vermittler sowie Volkssänger-Exponenten und -Fürsprecher.

Volkssängerkultur aus volkskundlicher Sicht – Abgrenzung und Annäherung

In der österreichischen Volksmusikforschung und -pflege sowie in der praxisorientierten und wissenschaftlichen Volkskunde spielte die Volkssängerkultur als Forschungsgegenstand bis in die Zwischenkriegszeit keine Rolle. Im Gegenteil: Wichtige Vertreter der Volkskunde in Wien waren bestrebt, das Forschungsfeld Volksliedgesang von der urbanen Volkssängerkultur abzugrenzen, wie das einführende Zitat Konrad Mautners zeigt. Einen vergleichbaren Standpunkt haben vor Mautner sowohl der sich als Instanz durchsetzende Josef Pommer⁸² als auch Franz Friedrich Kohl in seiner Sammlung »Echte Tirolerlieder«⁸³ vertreten. Wiener Lieder wurden als »Sumpfb Blüten der Großstadt« keinesfalls gutgeheißen.⁸⁴ Die damalige Einschätzung der Volkssängerkultur veranschaulicht die Konstruktion der oppositionellen Lagerbildung von Volksliedvertretern in Nachfolge der Auffassung Josef Pommers gegenüber der als volkskulturelle Äußerungen der Stadt klassifizierten Wiener Musik, wie sie mit den drei Bänden »Wiener Lieder und Tänze« mitbegründet worden war.

Obwohl auch der zum »Vater Zoder« stilisierte Volkstanz- und Volksmusikexperte Raimund Zoder – ein enger Freund der Familie Mautner – das Idealbild einer ländlichen Volksmusik mit sich trug, urteilte dieser

81 Österreichische Arbeitersänger-Zeitung 11, 1926, S. 169–170.

82 So äußerte Josef Pommer: »Das deutsche Volkslied ist ferner, wie schon erwähnt, nicht der Gassenhauer, den der Pöbel in den Straßen jöhlt, es ist auch nicht das Volkssängerlied, das im Tingeltangel von den Brettern, welche die Welt – nicht bedeuten, aus heiteren Kehlen erklingt [...]« Josef Pommer: Über das deutsche Volkslied und wie man es findet. In: Das deutsche Volkslied 8, 1906, S. 55.

83 Franz F. Kohl: Echte Tiroler Lieder. Ergänzte und kommentierte Neuausgabe der Tiroler Liedersammlungen. Innsbruck, Wien 1999, 3 Bde, Bd. 3, S. 497 ff.

84 Karl Liebleitner in einer Rezension des »Gesangsbuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten von Hans Wagner und Johann Langer. In: Das deutsche Volkslied 27, 1925, S. 110–112, S. 111.

nicht so streng. Seiner Meinung nach stellten wirkliche Wiener Lieder einfach solche dar, »welche anderwärts nicht gesungen werden«⁸⁵ und für ihn also eine lokale Besonderheit waren.

Karl Magnus Klier, der in den 1930er Jahren im ständestaatlichen Umfeld agierte, sah im alpenländischen Volkslied die Grundlage für das »Wiener Volkslied«, das »textlich und musikalisch eine Wiener Note« erhalten hätte: »Aus dem Dirndl wird ein Madl, an die Stelle des Kohlenbauern tritt der kecke Deutschmeister usw.«⁸⁶

Wien stehe »mit der bäuerlichen Umwelt der Donauländer im engen Zusammenhang« und gelange dennoch »im Großstadtwuchs zu eigenen Prägungen«, hieß es in der Subskriptionsankündigung zu Leopold Schmidts »Wiener Volkskunde« 1937. Dieser Argumentation folgend ist für Schmidt das Volkslied die Grundlage, auf der das Wiener Lied entstanden sei. Er betonte aber gleichzeitig dessen starke Abhängigkeit vom Volkssängerlied, dem er die unumschränkte Beherrschung einer Wiener Volksmusik über sechzig Jahre hinweg attestierte.⁸⁷ Das Dudeln von berühmten Volkssängerinnen sei »nur« »eine Loslösung und Übersteigerung der allgemein österreichischen musikalischen Betätigung«, was Zoder dazu berechtigt hätte, »Heurigenweisen in seine Sammlung österreichischer Volksmusik aufzunehmen«, argumentierte Schmidt.⁸⁸ Auch Karl Magnus Kliers Sammlung »50 Wiener Dudler« hob eine stark alpenländische Konfiguration des Dudlers hervor. Er bestimmte die »Abkunft« des Dudlers anhand des »Ländlertanz[es]« und setzte damit andere Einflüsse zurück. Und auch bei Klier hatte sich »der Jodler des Gebirges« »in den Wiener Vorstädten und Vororten« »zum ›Dudler‹ gewandelt«.⁸⁹ Dass Dudler u.a. in großen Etablissements gesungen wurden und in Wechselbeziehung zum Theater- und Kunstlied standen, blieb ausgespart. Schmidt beschrieb das Volkssängerwesen, von dem in die 1930er Jahre nur noch »Ausläufer«⁹⁰ gereicht hätten, als »eine Gegenbewegung des deutschen Stadtrandes«. Es würde sich »zweifellos

85 Das deutsche Volkslied 14, 1912, S. 98.

86 Das »Neue Leben« berichtet. Erste Studientagung für Wiener Volkskultur. In: Österreichische Rundschau 3, 1937, S. 336–338, hier S. 337.

87 Leopold Schmidt: Wiener Volkskunde. Ein Aufriß. Wien 1940, S. 83.

88 Ebd., S. 84.

89 Karl Magnus Klier: 50 Wiener Dudler. Gesammelt und zum Singen und Spielen. Wien o. J., Vorwort, o. S.

90 Schmidt 1940 (wie Anm. 87), S. 75.

um eine Reaktionserscheinung, um eine wenige Jahrzehnte dauerndes Hochaufflackern der konzentrierten altbodenständigen Volkskunst« handeln. Bald hätte sich diese Volkskunst aber »mit anderen Elementen« gemischt.⁹¹ »Verflachung, starke Internationalisierung, Einfluß des Judentums« würden jene »genialen volkstümlichen Schauspieler« wie Alexander Girardi oder Josefine Gallmeyer, die als Volkssänger beliebt waren, »nicht in jenem Licht erscheinen« lassen, »das sie in der Lokaltradition umstrahlt«, hieß es in der Wiener Volkskunde Leopold Schmidts mit Bezugnahme auf die Deutschösterreichische Literaturgeschichte von Nagl-Zeidler-Castle.⁹² An anderer Stelle wird festgehalten, das Volksängertum würde immer mehr ins »Tingeltangelum« abirren und an einer »widerliche[n] sentimental-verlogene[n] Dichtung und Musik« seien jüdische Volkssänger und Volkssängerliederdichter stark beteiligt gewesen.⁹³

Auch Georg Kotek weitete 1934 in einem Gutachten über den volkskundlichen Wert von mit österreichischen Volksliedern und Weisen bespielten Schallplatten den Begriff des Volkes hin zur Stadt: »[...] auch gewisse bodenständige Kreise der städtischen Bevölkerung« könnten »noch unter diesem Begriff subsumiert werden,« äußerte er bereitwillig.⁹⁴ Sehr selektiv ließ er dann seine Gunst gegenüber einzelnen Volksängertliedern walten, das Alter derselben hätte dabei den Ausschlag für dessen Qualität gegeben:

»Die Lieder der alten Volkssänger, die bis in die 1870er Jahre, vielleicht zum Teil auch noch später, in den Vorstädten in den verschiedenen Heurigenhöfen gesungen wurden, zeigen noch vielfach eine nahe Verwandtschaft mit dem wirklichen Volksliede. Sie

91 Ebd., S. 103.

92 Ebd., S. 91.

93 Ebd., S. 103. Da die Habilitationsschrift »Wiener Volkskunde« laut Leopold Schmidts Selbstausgabe vor Drucklegung von nationalsozialistischen Zensoren verstümmelt worden sei und sein originales Manuskript dazu nicht zugänglich ist, lässt sich aus heutiger Sicht nicht feststellen, ob auch diese Textstellen von nationalsozialistischen Eingriffen betroffen sind. Olaf Bockhorn, Herbert Nikitsch: »...die venia legendi für Volkskunde erteilt...« Die beiden Habilitationen von Leopold Schmidt – eine kommentierte Dokumentation. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVI, 115, 2012, S. 101–128, S. 111.

94 Georg Kotek: Österreichische Volkslieder auf Schallplatten. In: Das deutsche Volkslied (wie Anm. 1), 36, 1934, S. 101–106, S. 119–123; 37, 1935, S. 8–11, S. 26–31, hier 36, S. 102.

behandeln oft Zeitereignisse und schließen sich im Aufbau, in der Melodie, im Jodler (Dudler) u.a. der Art des wirklichen niederösterreichischen Volksliedes gerne an. Je mehr aber das Gewerbsmäßige im Laufe der Zeit in den Vordergrund trat, desto weiter entfernten sie sich davon und wurden, der jeweiligen Mode entsprechend, zu seichten Produkten, die, nur auf Augenblickwirkung berechnet, dem wirklich Volksmäßigen geradezu Eintrag tun.«⁹⁵

Die mögliche Sicht, das Volkssängerwesen als städtisches Phänomen gerade vor dem Hintergrund der Professionalisierung und einer volkulturellen Populärmusik zu begreifen, wurde auch hier ausgeblendet. Das Schallplatten-Gutachten, bei dem die »Grundsätze der österreichischen Schule der Volksliedforschung Anwendung«⁹⁶ gefunden hätten, zeigt, wie sehr sich Georg Kotek als Instanzvertreter legitimiert sah, zweifelsfrei über Qualität zu urteilen. Auffallend dabei ist: Wenn ein Lied in einer Sammlung aus den eigenen Reihen eingebracht wurde, wurde es als gut kategorisiert, auch wenn dessen Alter nicht bestimmt war. Lieder von Carl Lorens (1851–1909) oder Rudolf Kroneggers »D' Fischerhütten« wurden als nicht empfehlenswert eingestuft,⁹⁷ da sie nicht in die Vorstellung eines vormodern und vorindustriell begriffenen Volksliedes passten.

Vertretern aus dem Bereich des Fachs Volkskunde und der Volksmusikforschung und -pflege in Wien, die den Forschungsgegenstand Volksänger ländlich bzw. alpenländisch konturierten, ging es in erster Linie darum, Verbindungslinien zu der als vorbildlich erachteten alpenländischen Volksmusik herauszuarbeiten. Gleichzeitig war aber eine Abgrenzung in der Beschaffenheit des Wiener Volksliedes bzw. Wienerliedes zum ländlichen Vorbild notwendig, um eine konstruierte Rangskala der musikalischen Hochwertigkeiten argumentativ nicht zu gefährden. Vertreter eines »echten deutschen« Volksliedes ließen das Volkssängerlied nunmehr selektiv als Volkslied gelten.

Wenn Vertreter der wissenschaftlichen und angewandten Volkskunde in der Zwischenkriegszeit den forschenden Blick auf die Stadt richteten, so dahingehend, »ländliche Relikte, Unstädtisches, Dörfliches im

95 Ebd.

96 Ebd., S. 101.

97 Ebd., S. 106.

Städtischen, Gemeinschaftsstrukturen im vergesellschaftlichten Raum« ausfindig zu machen und als solche zu benennen.⁹⁸ Auch Leopold Schmidt hat mit seiner Großstadtvolkskunde Wiens die einzige Großstadt der Ersten Republik »heuristisch« »verländlicht«, formuliert Herbert Nikitsch,⁹⁹ was sich anhand von Schmidts Ausführungen über die Volkssängerkultur bestätigt findet. Kaspar Maase führt diese Feststellung weiter aus, indem er konstatiert, dass die »Kraft des Volkstumsparadigmas«, das von der »Idee von Volkstum und Volkskultur als Phänomenen wesentlich vor-modernen, vorindustriellen Charakters« getragen wird, sich insbesondere in der Großstadtvolkskunde seit den 1930ern zeige.¹⁰⁰

Eine vorbehaltlosere Aufwertung der Volkssänger und Volkssängerinnen sowie ihrer Lieder dürfte insbesondere einzelnen Vertretern im Österreichischen Volksliedunternehmen, das 1920 in der Republik Österreich unter Federführung des Unterrichtsministeriums und maßgeblicher Beteiligung der österreichischen Volksliedbewegung seine Tätigkeit wieder aufgenommen hatte, ein Anliegen gewesen sein.¹⁰¹ Dazu fällt eine Stellungnahme im Tagungsbericht des Österreichischen Volksliedunternehmens 1925 besonders auf, die einen Wandel zu Öffnung und Toleranz gegenüber der Wienermusik markiert: »Auch gegen die einseitige Einstellung zu Heurigenmusik und Volkssängerlied ist Stellung zu nehmen.«¹⁰² In der Person des Literaturhistorikers Rudolf Wolkan, der zwischen 1924 und 1926 die Textsammlung »Wiener Volkslieder aus fünf Jahrhunderten« herausgab, 1925 als Vizepräsident und 1927, kurz vor seinem Tod, als Präsident im Österreichischen Volksliedunternehmen

98 Thomas Hengartner: Zur Wahrnehmung städtischer Umwelt. In: Olaf Bockhorn u. a. (Hg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, 16). Wien 1999, S. 9–42, S. 12.

99 Herbert Nikitsch: Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging. Anmerkung zur österreichischen Stadtvolkskunde. In: Ebd., S. 59–75, S. 63.

100 Kaspar Maase: »Lebensneugier« und die »magische Kraft« der Kunst. Anmerkungen zur Populärkulturforschung in der Volkskunde und Post-Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVIII, 117, 2014, S. 29–49, S. 31.

101 Das Volkslied in Österreich. In: Das deutsche Volkslied 27, S. 65–68, S. 68.

102 Ebd.

103 Ebd.

fungierte, ist ein Befürworter einer Wien spezifischen Musik innerhalb des Volksliedunternehmens festzumachen.¹⁰³

Allgemein ist für das Österreichische Volksliedunternehmen der Zwischenkriegszeit feststellbar, dass eine Pflege als staatliches Anliegen der Wissenschaft vorgereicht wurde und Sammel- und Forschungsergebnisse im Bereich Volkslied vordergründig einer gezielten Pflege dienstbar gemacht werden sollten.¹⁰⁴

Resümee und Ausblick: Transformationsprozesse auf der Achse ländlich-lokal-urban

Die Betrachtungsweise, Wiener Volkssänger und Volkssängerinnen und mit ihnen die Konstruktion »Wiener Volksmusik« seien in ihrer vorderhand vom Land beeinflussten Ausprägung ein Teil der österreichischen Volksmusik, erfuhr ihre Argumentation in den 1920er und 1930er Jahren in Wien. Mit dem Bedeutungsrückgang der Volkssängerkultur – 1921 als »Volkssängerdämmerung«¹⁰⁵ umschrieben – gerieten urbane und populärkulturelle Aspekte, die dieser lokal-urbanen Erscheinung innewohnten, aus dem Blickwinkel. Die Einschreibung eines spezifischen Wienertums in das Volkssängertum war indes erfolgreich zu einem Traditionsbild umgeformt worden. Zudem wurde die Volkssängerkultur, die als populäre Folklore innerhalb einer kommerziellen Vergnügens- und Unterhaltungskultur ihre Blütezeit überlebt hatte, in der Zwischenkriegszeit im Rahmen einer Heimatkultur positioniert. Durch die öffentliche Hand und restaurative Kräfte wurde die Volkssängerkultur als schwindende, rückwärtsgewandte Volkskultur interpretiert, die es als Wien spezifische Erscheinung zu bewahren galt. Eine speziell ländliche Konturierung erfuhr die Volkssängerkultur durch deutungswirksame Expertisen volkskundlich zuständiger Vertreter wie etwa Leopold Schmid, Karl Magnus Klier oder Georg Kotek, die ihrerseits volksmusikalische Themen der Großstadt spätestens in den 1930er Jahren in ihre

104 Wolfgang Suppan: Volksmusik seit 1800. In: Rudolf Flotzinger, Gernot Gruber (Hg.): Musikgeschichte Österreichs, Bd. 2. Graz, Wien, Köln 1979, S. 281–311, S. 286.

105 [Neues Wiener] Tagblatt, 27. März 1921, Archiv Wiener Volksliedwerk.

Tätigkeit einzubeziehen und sich einzelnen Fragestellungen anzunähern begannen.

Zeitgleich erlebte der Volksliedgesang, der mit einer ethischen, national-idealistischen Idee von Volk und dessen schöpferischer Kräfte als Bewahrer des Alten, Ursprünglichen, Echten und Schönen aufgeladen war, als kulturelle Freizeitbeschäftigung im Wiener Gesangsvereinswesen einen Aufschwung. Insbesondere durch gezielte Pflege betriebsamer Vertreter aus dem Kreis der österreichischen Volksliedbewegung wurde das Volkslied zur intensiv gelebten Kulturpraxis im Wien der Zwischenkriegszeit. Bereits seit Ende des 19. Jahrhunderts dominierten in der Volksliedpflege konservativ-bürgerliche, nationalpolitische und volkszerzieherische Tendenzen. Das Volkslied wurde aber auch lager- und ideologieübergreifend praktiziert – so etwa in Arbeitergesangsvereinen. Die Rolle des (alpenländischen) Volksliedgesangs in der städtischen Arbeiterschaft und im Kleinbürgertum sowie der Anspruch, sich neben Erbauung und Belehrung durch eigenes aktives Singen zu unterhalten und vergnügen, bedarf noch eingehender Untersuchung und konnte in diesem Beitrag nicht näher ausgeführt werden.

In wirtschaftlich schlechten Zeiten sinken die vorhandenen finanziellen Mittel breiter Bevölkerungsschichten und immer weniger Geld wird für Unterhaltung und Vergnügen ausgegeben. Das Kontingent an Freizeit und der Bedarf nach Unterhaltung und Vergnügungen der Massen gehen aber nicht in gleichem Maße zurück. Deshalb ist es hinsichtlich wirtschaftlicher Implikationen auf die Phänomene Volkssänger und Volksliedgesang wenig überraschend, dass nach 1918 ein Besucherschwund bei Volksunterhaltungen auf Eintrittsgeldbasis zu beobachten ist, was negative Auswirkungen auf das berufsmäßige Volkssängertum hatte. Gleichzeitig kann aber ein Boom an Gesangsvereinsgründungen bemerkt werden, der bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise 1929 anhielt. Das Singen im Chor bzw. das Volksliedersingen im Gesangsverein ist vergleichsweise mit relativ geringem finanziellem Aufwand für jeden einzelnen verbunden: Er umfasste in erster Linie den Vereinsmitgliedsbeitrag.

Um 1930 hatte sich die wirtschaftliche Situation für breite Bevölkerungsteile jedoch derart verschlechtert, dass sich die allgemeine Armut offenbar auch auf das Freizeitverhalten im Verein auszuwirken begann. Im laienhaft betriebenen Gesangsvereinswesen erfolgte nun ein Mitgliederrückgang. Dies lässt sich sowohl für den Arbeitersängerbund als auch

für den Ostmärkischen Sängerbund nachweisen. Der Arbeitersängerbund erreichte seinen Mitgliederhöchststand Ende 1924, die Zahl blieb bis zum Ausbruch der Weltwirtschaftskrise relativ konstant und ging dann zurück.¹⁰⁶ Der Ostmärkische Sängerbund hatte seinen Höchststand an Mitgliedern 1928 erreicht, in jenem Jahr, in dem das 10. Deutsche Sängerbundfest in Wien stattfand. Danach nahm auch hier die Mitgliederzahl kontinuierlich ab.¹⁰⁷ Die wirtschaftlichen Implikationen sowohl auf das berufsmäßige Volkssängerwesen als auch auf den Volksliedgesang als Freizeitbeschäftigung in Wien sind allerdings wenig erforscht und stellen ein weiteres Forschungsdesideratum dar.

Für Anhänger einer traditionalistischen Volkssängerauffassung, volkskundlich-praktisch tätige Volksliedvertreter und volkskundlich forschende Exponenten lässt sich in den 1920er Jahren eine gemeinsame Haltung gegen eine moderne und sich internationalisierende Unterhaltungs- und Vergnügungskultur konstatieren. Diese übereinstimmende Position brachte eine kultur- und gesellschaftspolitische Stoßkraft mit sich, die Bewertungs- und Auffassungsverschiebungen sowie eine Änderung der Öffentlichkeitswahrnehmung von Volksgesang, Volkssänger und Volkssängerinnen nach sich zog. Industrialisierungsrückgang, Reagrarisierungsprozesse und Weltwirtschaftskrise, die die Zwischenkriegszeit prägten, sowie das gleichzeitig politische Erstarken konservativer Kräfte gegenüber der Sozialdemokratie haben diese Prozesse sicherlich befördert.

Der Schluss des Historikers Maderthaler, dass »das gesellschaftliche Krisenszenario« der 1930er Jahre nicht nur »die parlamentarische Demokratie, die (industrielle) Moderne insgesamt ihrer Legitimierung beraubt« hat, sondern »durchgehend präsent, vordem jedoch in den Hintergrund getretene, rückwärtsgewandte, vormoderne Utopien erneut aktualisiert« wurden,¹⁰⁸ lässt sich sowohl auf den Wandlungsprozess des Volkssängerbegriffs als auch auf eine zunehmende Bedeutung des Volksliedes im Gesangsverein übertragen. Diese Transformationen hatten sich bereits in den 1920er Jahren abgezeichnet.

106 Ebner 1996 (wie Anm. 71), S. 34–36.

107 Österreichisches Musiklexikon, Sängerbund, http://www.musiklexikon.ac.at/ml/musik_S/Saengerbund.xml (Zugriff: 16.6.2015).

108 Maderthaler 2006 (wie Anm. 7), S. 436.

Vor dem Hintergrund einer Orientierungsdiffusion des stark verkleinerten Österreichs der Zwischenkriegszeit, das von Umbrüchen in allen Bereichen geprägt war, wird das kommunizierende Wechselverhältnis Volkslied, Volkssänger und Großstadt leichter verständlich. Eine Hinwendung zu Heimat und Volkstum versprach nicht zuletzt Identitätsstiftung in einer krisengeschüttelten Zeit. In einem als bodenständig und österreichisch interpretierten Liedgut schien ein Mittel festgemacht worden zu sein, das gesellschaftspolitisch verbindend wirkte und die Sehnsucht nach einer heilen Welt stillte.

Das in einer Krisenzeit mit einem gesellschaftlich homogenisierenden Potenzial ausgestattete Volkslied, zu dem nun auch selektiv das Wiener Lied gezählt wurde, sowie die gebündelte Einflusskraft verschiedener kulturpolitisch tätiger Akteure mündeten nach 1933/1934 in einer ständestaatlichen Kulturarbeit, die der Volksmusik »im kulturellen Aufbauwerk eine entscheidende Rolle als Ausgangspunkt und Grundlage der ganzen Musikpflege« beimaß.¹⁰⁹ Die Kulturverantwortlichen des austrofaschistischen Regimes erwarteten sich mittels der »Förderung der volksmusikalischen Betätigung der ländlichen und städtischen Bevölkerung aus allen sozialen Schichten« »in besonderem Maße eine Festigung der Österreich-Identität«.¹¹⁰ Das Volkstum ständestaatlichen Zuschnitts sei in der Lage – so die christlich-vaterländische Überzeugung – »Stadt und Land, Bauer, Arbeiter und Bürger zu einer Volksgemeinschaft im edelsten Sinn zu vereinen.«¹¹¹ Auch die Wiener Bevölkerung und insbesondere die Arbeiter sollten mit der austrofaschistischen Österreich-Ideologie erreicht werden, indem dem Wiener Bürgertum die Aufgabe zugeschrieben wurde, »das Proletariat gleichsam aufzusaugen.«¹¹² So

109 Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Parteiarchive, Vaterländische Front, Karton 56: »Neues Leben« und die Volksmusik. In: Werkblätter V.F.-Werk »Neues Leben«, Folge 4, April 1937, S. 101–102, hier S. 102.

110 Anita Mayer-Hirzberger: »... ein Volk von alters her musikbegabt«. Der Begriff »Musikland Österreich« im Ständestaat (=Musikkontext, 4). Frankfurt a. M. 2008, S. 270.

111 Franz Kopp: Vom Singen und Musizieren beim Wandern und Rasten. In: Österreichische Rundschau 3, 1937, S. 493–497, S. 497.

112 Das »Neue Leben« berichtet (wie Anm. 86), S. 336.

proklamierten die hochrangigen Ständestaatpolitiker Rudolf Henz und Karl Lugmayer gemeinsam mit dem katholischen Publizisten und Verleger Josef Leb das Ziel,

»den breitesten Massen der Vorstadt das Gefühl für Heimat und Boden zu geben und nichts unversucht zu lassen, auch den ärmsten Arbeiter in Wiens Kulturgefüge so einzubauen, dass er sich dessen auch bewusst sei.«¹¹³

Dieses Bestreben nach Infiltrierung der sozialdemokratischen Arbeiterschaft war auch ein wichtiger Grund dafür, dass im Vaterländischen Frontwerk »Neues Leben«, in dem Freizeit- und Kulturpolitik nach faschistischem Vorbild gemacht wurde, mit einer Wiener Volksmusik nunmehr ein ›Schulterschluss‹ herbeigeführt werden sollte. Das Musikreferat im Vaterländischen Frontwerk »Neues Leben« erachtete es für den Raum Wien als wichtig, neben alpenländischer Volksmusik Schrammelmusik und Wienerlieder als Gegengewicht zum »verteufelten« Schlager in seiner Verbreitung und Pflege zu intensivieren.¹¹⁴ Das Referat für Wiener Volkskultur, ebenfalls im Rahmen des »Neuen Lebens« errichtet, sah schließlich seine Aufgabe darin, »Grundlagen einer zielbewußten Pflege bodenständigen Wiener Volkstums zu schaffen.«¹¹⁵ Vom »wahre[n] Wesen der Volksmusik« – so die Ansicht – sollte »sentimentaler Wiener Kitsch« exkludiert werden.¹¹⁶

Zwischen 1933 und 1938 baute der klerikal-faschistische Staat, der als Ideologiekonstrukt in der (alpenländischen) Volksmusik ein Propagandamittel erkannt hatte, mit einer Instrumentalisierung von Volksge- sang und Volkssängerkultur auf bereits vorhandene ideologische Vorstellungen, Strukturen, Gruppierungen und Organisationen auf. Willige Helfer, die ein im bäuerlich ländlichen Bereich »verwurzeltes« Volkstum bereits zu ihrem Aufgabenfeld zählten, stellten sich in den Dienst dieses autoritär-faschistischen Systems.

113 Ebd.

114 Österreichisches Staatsarchiv, Archiv der Republik, Parteiarchive, Vaterländische Front, Karton 37: Manuskript »Musik«.

115 Das »Neue Leben« berichtet (wie Anm. 86), S. 336.

116 Ebd., S. 337.

117 Federico Celestini, Helga Mitterbauer (Hg.): Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kulturellen Transfers (=Stauffenburg Discussion. Studien zur Inter- und Multikultur, 22). Tübingen 2003, S. 12.

Wenn Volkssängerkultur und Volksliedgesang als »ein auf Mehrdeutigkeit basierendes multiplexes Verfahren des Austausch von Informationen, Symbolen und Praktiken, im Laufe dessen permanent Uminterpretationen und Transformationen stattfinden«¹¹⁷, interpretiert werden, ist die Beweglichkeit ihrer Bedeutungen aus heutiger Sicht leichter nachvollziehbar. Insbesondere vor dem kulturpolitischen Hintergrund Wiens der Zwischenkriegszeit wird die Verschiebung des Volkssängerbegriffs in Richtung vormoderne Kulturäußerung/Verländlichung/Volksmusik sowie das einflussreiche Einwirken des Volksliedgesangs und seiner forscherschen und pflegerischen Akteure auf denselben augenscheinlich. Als Deutungsmacht setzte sich die Vorstellung eines bodenständigen und traditionsgebundenen österreichischen Liedguts durch, das Ländliches favorisierte.

Die Begrifflichkeiten begannen ihre Grenzen auf einer ländlich-lokal-urbanen Diametrale aufzuweichen, sich anzunähern und in der Zwischenkriegszeit zu einer als österreichisch verstandenen Volksmusiktradition zu amalgamieren. Die Kulturpolitik des österreichischen Ständestaates trug zur Verfestigung dieser Entwicklung nicht unwesentlich bei. Widersprüche nivellierten sich vorderhand in Abgrenzung zum Schlager – der populärmusikalischen Erscheinung der Moderne schlechthin.¹¹⁸ Diese Abgrenzung diente in erster Linie dazu, innere Geschlossenheit und einen homogenisierenden Volksbegriff herbeizuführen.

Die Volkssängerkultur und mit ihr das Wien spezifische Lied wurde nach einem selektiven Bewertungsverfahren in dessen als gut interpretierten Ausprägungen dem österreichischen Volksliedbegriff einverleibt und somit auch Teil einer österreichischen Volksmusikbewegung, in der Forschung und Praxis bis heute verzahnt sind. Das erklärt auch, warum das Wiener Volksliedwerk, eine Institution, die sich mit ländlich-lokal-urbanen musikalischen Erscheinungen Wiens beschäftigt, heute Teil der österreichischen Volksliedwerke ist.

118 Anita Mayer-Hirzberger: *Erfundene Welten. Tradition als Antwort auf »amerikanische Zustände«*. Identitätssuche in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in Wien. In: Susan Ingram, Markus Reisenleitner, Cornelia Szabo-Knotik (Hg.): *Identität – Kultur – Raum. Kulturelle Praktiken und Ausbildung von Imagined Communities in Nordamerika und Zentraleuropa*. Wien 2001, S. 171–182, S. 174 ff.

Umfassendere wissenschaftliche Arbeiten, die die Wiener Volkssängerkultur, aber auch populäre Tendenzen des Volksgesangs im Gesangsverein als Moderne Populärkultur beschreiben, stehen derzeit noch aus.¹¹⁹ Durch eine um diesen Blickwinkel geweitete Betrachtung und das In-Beziehung-Setzen dieser Phänomene sowie ihre Kontextualisierungen mit Volksmusik/Volkskultur entsteht die Möglichkeit, wissenschafts- und gesellschaftsgeschichtliche Zusammenhänge, Widersprüche und Deutungsmuster von Volksmusik/Volkskultur besser zu fassen, zu beschreiben und mehrdimensional darzustellen. Einer aktuellen Standortbestimmung erscheint dieser Weg zuträglich.

- 119 Kaspar Maase weist in einem jüngst publizierten Aufsatz darauf hin, dass moderne Populärkultur, zu der meines Erachtens auch die Volkssängerkultur gerechnet werden muss, »über Generationen faktisch nicht zum Kanon der legitimierten volkskundlichen Forschungsgegenstände« zählte. Kaspar Maase: »Lebensneugier« und die »magische Kraft« der Kunst. Anmerkungen zur Populärkulturforschung in der Volkskunde und Post-Volkskunde. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde LXVIII, 117, 2014, S. 29–49, S. 30.

On Folk Singing and Folk Singers in interwar Vienna. Processes of change within an ethnologically and ideologically motivated field

In interwar Vienna, the status and significance of (German) folk singing in organised associations and of the professional folk singer underwent processes of change, which form the focus of this article. In order to shed light on these processes as transformations taking place within an ethnologically and ideologically motivated field, the connections between folk singing and professional folk singers will be explored and contextualised against the historical and socio-political backdrop of the 1920s and 1930s.

Mitteilungen





»Böhmischer Zirkel« – Anmerkungen zur Karriere einer Bildchiffre aus der Wiener Gaunersprache

Rudolf Jaworski

Die heute kaum noch bekannte Redewendung, einen »böhmischen Zirkel« schlagen, im Sinne von: etwas stehlen und sich unrechtmäßig aneignen, dürfte zuerst in Wiener Gauner- und Hehlerkreisen aufgekommen sein, wurde aber bereits im 19. Jahrhundert im gesamten deutschsprachigen Raum der Habsburgermonarchie sowie in Süddeutschland gebräuchlich. Es handelte sich ursprünglich um eine stumme Geste, die das Kreisschlagen eines Zirkels nachahmt: »Der rechte, senkrecht nach unten gerichtete Daumen stellt den im Mittelpunkt eingesetzten Zirkelschenkel vor, die übrigen vier Finger beschreiben, dem anderen Schenkel entsprechend, einen Kreisbogen und schließen sich mit den Spitzen an die Handfläche, wie um etwas einzustreichen.«¹ Mit diesem sprachlosen Zeichen konnten Diebe ihre Gesinnungsgenossen auch im öffentlichen Raum (in Wirtshäusern usw.) von einem erfolgten oder bevorstehenden Diebstahl in Kenntnis setzen, ohne Gefahr zu laufen, von einem etwa anwesenden Polizeispitzel gestellt zu werden. Die Handbewegung des »böhmischen Zirkels« diente in diesen Kreisen somit der verdeckten nonverbalen Kommunikation.

1 Ludwig Günther: Die deutsche Gaunersprache und verwandte Geheim- und Berufsprachen. Leipzig 1919, S. 38, Anm. 65, s. außerdem noch Alena Gottliebová: Ausgewählte Besonderheiten des Wiener Deutsch. Brünn 2008 (unveröffentl. BA-Arbeit), S. 33 f; Peter Becher, Jozo Džambo (Hg.): Gleiche Bilder, gleiche Worte. Deutsche, Österreicher und Tschechen in der Karikatur 1848–1948. München 1999, S. 42; Hans Ostwald: Rinnsteinsprache. Lexikon der Gauner-, Dirnen- und Landstreichersprache. Berlin 1906, S. 26; Christa Rothmeier (Hg.): Die entzauberte Idylle. 160 Jahre Wien in der tschechischen Literatur. Wien 2004, S. 13, Anm.7; Ze slovníčku Videnáků In: Mladá fronta Dnes, 20.06.2002, S. 4.

Mit dem Epitheton »böhmisch« war zusätzlich ein antitschechisches Ressentiment ins Spiel gebracht, das in der Reichshauptstadt Wien seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Folge tschechischer Massenzuwanderung weit verbreitet war und auch in anderen Redewendungen mit derselben Bedeutung – etwa »böhmisch einkaufen« – zum Ausdruck kam.² Hinzu traten weitere abschätzige Etikettierungen wie »Zieglböhm«, »Schusterböhm«, »böhmische Schwalben« (Saisonarbeiter), »Stockböhm« (im Unterschied zu den Deutschböhmern). Verdächtig erschienen alle Tschechen, die nur ihre eigene slawische Sprache beherrschten und ansonsten »böhmakelten«, d.h. ein deutsch-tschechisches Kauderwelsch von sich gaben. – Diese fremdenfeindlichen Äußerungen zielten vor allem auf die Masse der tschechischen Zuwanderer, die mehrheitlich in den sozialen Unterschichten vertreten waren und allein schon deswegen mit größtem Misstrauen betrachtet wurden. Um 1900 stellten die Wiener Tschechen die größte nichtdeutsche Volksgruppe in der Reichshauptstadt dar.³ Vielleicht noch brisanter als die einfache ethnische Kodierung dieser Bildchiffre war freilich ihr Transfer in die politische Sphäre der späten Habsburgermonarchie, vor allem in Bezug auf die böhmischen Länder. Den Hintergrund bildeten rasante sozioökonomische Modernisierungs- und Transformationsprozesse in der tschechischen Gesellschaft seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts,

- 2 S. dazu und zum Folgenden Monika Glettler: »Böhmische Schwalben«: Von Ammen und Ziegelschupfern in Wien. In: Džambo 1999 (wie Anm. 1), S.115–120; Andreas Gottsmann: Stockböhmern oder Russenknechte? Das Bild der Tschechen im Spiegel der deutschsprachigen österreichischen Presse im Revolutionsjahr 1848/49. Österreichische Osthefte 34, 2, 1992, S. 283–311; Gertraud Pressler: »Wie Böhmen noch bei Österreich war«. Zum Topos des Tschechischen im Wienerlied des 19. und 20. Jahrhunderts. In: Vlasta Valeš (Hg.): *Doma v Cizině. Češi ve Vidni ve 20. století – Zu Hause in der Fremde. Tschechen in Wien im 20. Jahrhundert.* Praha 2002, S.125–134.
- 3 S. dazu u.a. Michael John: Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und multikulturelle Gesellschaft im 19. u. 20. Jahrhundert. <http://www.demokratiezentrum.org/1996/fileadmin/media/pdf/john.pdf>, S. 1–4 (Zugriff: 15.01.2015); Martin Sekera: Wie waren die Tschechen in Wien bis 1918? In: Valeš 2002 (wie Anm. 2), S. 114–124.



Abb. 1

die wiederum in das Streben nach größeren Entfaltungsmöglichkeiten in allen Bereichen des öffentlichen Lebens einmündeten.⁴ Da letztendlich ganz Zisleithanien von dieser Entwicklung betroffen war, kann es nicht verwundern, dass deutschnationale Kreise inner- und außerhalb der böhmischen Länder in höchste Alarmbereitschaft versetzt waren und nachhaltig vor »tschechischen Raubzügen« gegenüber »deutschen Besitzständen« warnten.

Die Bildschiffre des »böhmischen Zirkels« eignete sich in hervorragender Weise, solche Unterstellungen, Verdächtigungen und Überfremdungssängste optisch auf den Punkt zu bringen. Deutschböhmische und österreichische Karikaturen aus den letzten Jahrzehnten der Habsburgermonarchie belegen diesen Sachverhalt. Stellvertretend sollen hier vier Beispiele aus dem bildpublizistischen Repertoire der politischen Postkarten vor 1914 wiedergegeben und erörtert werden. Das erste Bildbeispiel stammt aus dem zeitlichen Umfeld der turbulenten Badeni-Krise von 1897/98⁵ und war in der von Deutschen und Slowenen umkämpften Stadt Cilli erschienen und im steierischen Graz – vermutlich von Verbindungsstudenten – verschickt worden. Damals war es in Prag, Tabor und anderen böhmischen Städten zu heftigen tschechischen Protestaktionen gegen die deutsche und die jüdische Bevölkerung gekommen, die teilweise auch in Plünderungen ausarteten, was wiederum von der deutschen Öffentlichkeit in ganz Zisleithanien mit Gegendemonstrationen beantwortet wurde. Auf der hier abgebildeten Spottkarte (Abb. 1) sind zwei tschechische Ganoven mit Schiebermützen und primitiv dreisten Gesichtszügen dargestellt, von denen einer einen Prügel mit der Aufschrift »Plünderung«, der andere einen »böhmischen Zirkel« in der Hand hält. In Abwandlung des viel zitierten Bismarckausspruchs: »Wir Deutschen fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!« wird den Tschechen pauschal folgender Wahlspruch in den Mund gelegt: »Wir Tschechen fürchten uns vor nix [im Sinne von: Wir schrecken vor nichts zurück, Anm. Verf.]! Sonst Alles in der Welt!« Drastischer konnte die assoziative

4 Vgl. in diesem Zusammenhang Kristina Kaiserová, Jiří Rak (Hg.): *Nacionalizace společnosti v Čechách 1848–1914*. Ústí nad Labem 2008; Jiří Kořalka: *Aufstieg der tschechischen bürgerlichen Gesellschaft*. In: Ders.: *Tschechen im Habsburgerreich und in Europa 1815–1914*. München, Wien 1991, S. 76–125.

Verbindung von feigem Tschechentum, herunter gekommenen Diebesgangel und aktueller Politik gar nicht hergestellt werden.

Ein weiteres Beispiel dieser Art bietet eine im südböhmischen Budweis verlegte, in verschiedenen Grautönen abgestufte Grafik, die eine hochgerüstete überlebensgroße Germanenfigur einem kleinen unbewaffneten, diebischen Tschechen in der linken unteren Bildecke gegenüberstellt, der sich gerade anschickt, die Stadt Budweis mit der Handbewegung des »böhmischen Zirkels« einzustreichen. (Abb. 2) Diese am 17. März 1909 in Bayern verschickte Karte polemisierte gegen die bereits Ende des 19. Jahrhunderts vollzogene Umkehrung der Mehrheitsverhältnisse in der ethnischen Zusammensetzung der Stadtbevölkerung und wollte diesen Vorgang als einen tschechischen Willkürakt brandmarken.⁶ Vergleichbare demographische Veränderungen, die im Zuge beschleunigter Industrialisierungs- und Urbanisierungsprozesse allesamt zugunsten des tschechischen Bevölkerungsteils ausfielen, vollzogen sich auch in anderen Städten Böhmens und Mährens. Aus deutschnationaler Sicht wurden diese unvermeidlichen Vorgänge freilich als ein ethnopolitischer Raubzug gegeißelt, und der »böhmische Zirkel« bot hierfür ein probates und offensichtlich allgemeinverständliches Mittel der Veranschaulichung.⁷

Was für die Städte im Inneren der böhmischen Länder galt, sollte sich freilich auch flächendeckend in den deutschböhmischen Randgebieten bemerkbar machen. Auch hier hatte im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts der steigende Bedarf an tschechischen Arbeitskräften zu einer allmählichen Aufweichung bzw. Durchlöcherung der über Jahrhunderte hinweg stabilen deutsch-tschechischen Sprachgrenze beigetragen. Debatten über eine (Neu-)Vermessung und Abgrenzung der Sprachgebiete sowie diverse Pläne für eine administrative Neuordnung Böhmens beschäftigten und teilten die öffentliche Meinung in ganz Zisleithanien. Dazu war in dem nationalpolitisch überaus agilen Warnsdorfer Postkarten-Verlag Eduard Strache eine eigene Bildpostkarte erschienen. (Abb. 3) Darauf wehrt sich ein »deutschböhmischer Michl« gegen einen dreiköpfigen tschechischen Vermessungstrupp, der den »böhmischen Zirkel«

5 S. dazu stellvertretend die neuere Problemskizze von Nancy Wingfield: *Flag Wars and Stone Saints. How the Bohemian Lands became Czech*. Cambridge, MA 2007, S. 48–78.

6 S. dazu ausführlich Jeremy King: *Budweisers into Czechs and Germans. A local History of Bohemian Politics 1848–1948*. Princeton 2002, insbes. S. 80 ff.



Abb. 2

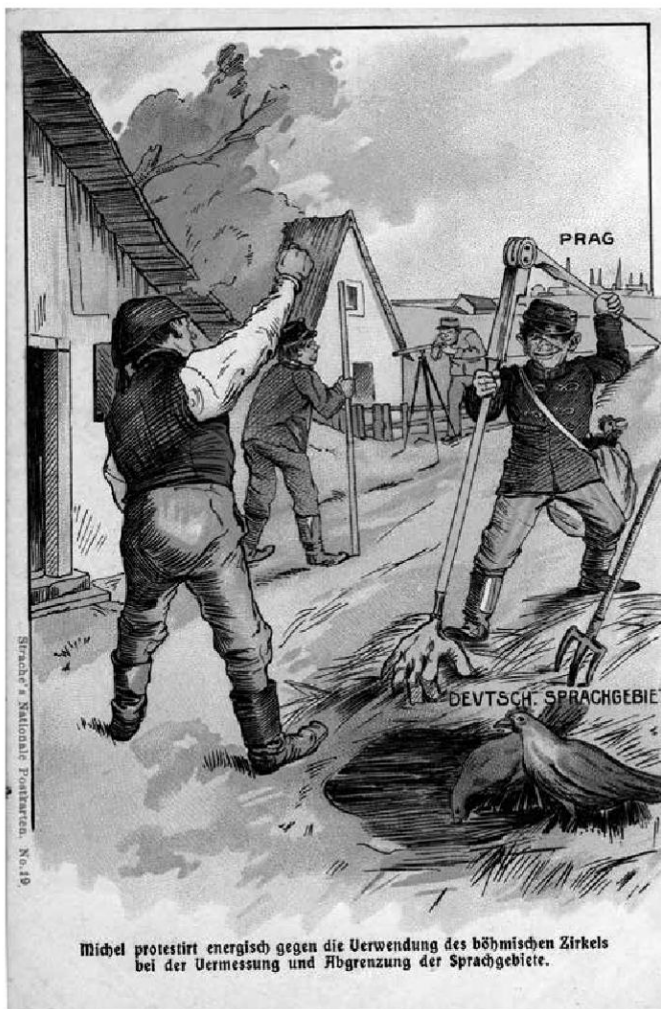


Abb. 3

von Prag bis in das deutsche Sprachgebiet spannt. Dieses Motiv erregte am 10. August 1900 sogar die Aufmerksamkeit der böhmischen Statthalterei, die den ganzen Vorgang zu »weiterer Veranlassung« an die Polizeidirektion Prag übergab. Begründet wurde die vorausgegangene Beschlagnahme in Rumburg mit dem Verdacht, dass »durch die darauf befindliche colorierte Abbildung zu Feindseligkeiten gegen die cechische Nationalität zu verleiten gesucht wird.«⁸

Dass es sich bei den hier aufgezeigten Deutungsmustern nicht allein um innerböhmische Angelegenheiten handelte, belegt das hier zum Schluss wiedergegebene Bildbeispiel einer um 1900 in München verlegten Karte, die sogar explizit den Titel »Der böhmische Zirkel« trägt. (Abb. 4) Darauf ist ein großer Zirkel zu sehen, der von Prag ausgehend auf einer Landkarte einen weiten Bogen bis nach Ober- und Niederösterreich schlägt. Den Zirkelkopf bildet ein breit grinsender Tschechenschädel, der in der Manier zeitgenössischer Karikaturen mit affenartigen Zügen ausgestattet ist. Auch die Pranken an den unteren Enden der Zirkelschenkel haben wenig mit menschlichen Händen gemein. Hintergrund dieser tschechophoben Anklage waren wiederum Überfremdungsängste nicht nur in den Ballungszentren von Wien und Linz, sondern ebenfalls in den grenznahen Regionen Nieder- und Oberösterreichs, wo jeder tschechische Bauernhof bereits als eine ernsthafte Bedrohung des deutschen Charakters der betreffenden Region angesehen wurde.⁹ Letztlich stand der »böhmische Zirkel« auch in diesem Kontext für Diebstahl. Darüber hinaus konnte dieselbe Metapher aber – von seiner ursprünglich ethnischen Konnotation abgelöst und verallgemeinert – auch auf andere nationalpolitische Konfliktkonstellationen übertragen werden. In den Wiener Karikaturen der kleinbürgerlichen Satirezeitschrift *Kikeriki* wurden an der Wende von 19. zum 20. Jahrhundert beispielsweise die »anmaßende« austro-polnische Postulatenpolitik in Wien oder das »raffgierige«

7 Die nahezu flächendeckende Verbreitung dieses Phraseologismus in den deutschen Sprachgebieten der böhmischen Länder bestätigten mir zwei E-Mails von Otfried Ehrismann und Isabelle Hardt (beide Universität Gießen) am 15.1.2015.

8 Státní Ústřední Archiv Praha, P 19, K.k. Statthaltereipräsidium Nr. 14.380-praes., Schreiben an den Polizeidirektor vom 10.8.1900.

9 Vgl. in diesem Zusammenhang Franz Riedl: Der österreichisch-slowakisch-tschechische Grenzraum. In: Friedrich Heiss, Hillen Ziegfeld (Hg.): Süddeutsche Ostnot. Berlin 1932, S. 80–108.

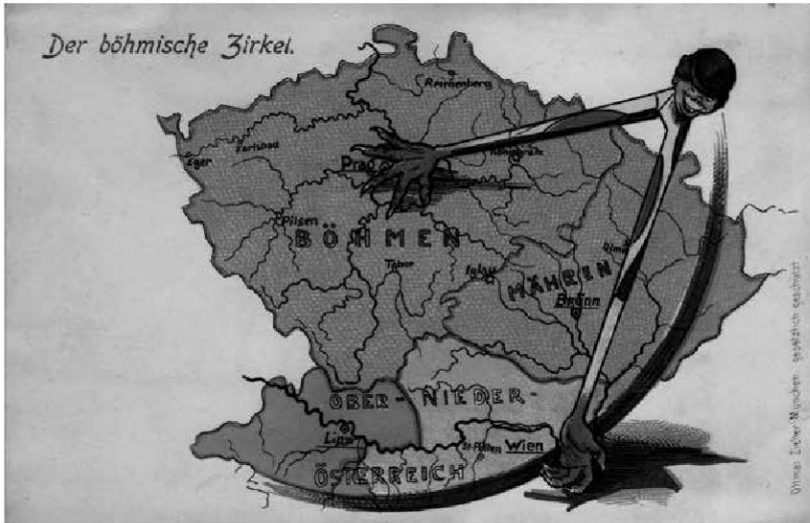


Abb. 4

Alle Abb.: Archiv des Autors

Geschäftsgebaren des reichen Judentums als unrechtmäßig verurteilt und gerne mit Hilfe des »böhmischen Zirkels« gekennzeichnet.¹⁰

Es würde sich sicher lohnen, die Karriere dieses Sprachbildes einmal auf breiterer Basis zu verfolgen und entsprechende Untersuchungen auch auf die Zeit nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie auszudehnen, um seine Langzeitwirkung, geographische Streuung sowie eventuelle Bedeutungsverschiebungen besser ausloten zu können.¹¹ Ein bemerkenswertes Beispiel für das literarische Fortwirken der Redewendung über das Ende der Donaumonarchie hinaus bietet beispielsweise Hugo von Hofmannsthal's Moralitätenspiel »Das Salzburger große Welttheater«, das dieser kurz nach dem Ersten Weltkrieg in Angriff genommen hatte und das 1922 erstmals aufgeführt wurde. Darin mahnt der Bauer den Bettler: »Heda, Fallot, lass mir die Hacken aus der Hand. Der böhmische Zirkel ist nit eingeführt hiezuland.«¹²

10 S. dazu beispielsweise Kikeriki 42, 80, 5.10.1902, S. 3; Kikeriki 44, 40, 19.5.1904, S. 1.

11 So hatte dieser Phraseologismus im Sprachgebrauch der Karpatendeutschen mit der Zeit seine ethnische Konnotation verloren. S. dazu Martina Šiffalovičová: Karpatendeutsche Phraseologie. Maschr. Diss., Bielfeld 2008, S. 62, 193.

12 Hugo von Hofmannsthal: Das Salzburger große Welttheater. Frankfurt a. M. 1977, S. 53.

Ein Wiener Bildstock – revisited

Herbert Nikitsch

Im Folgenden teile ich einige Beobachtungen zu einem Gegenstand mit, dem in volkskundlicher Beschäftigung mit religionsorientiertem Handeln (gewöhnlich in terminologischer Nachlässigkeit als »Volksfrömmigkeit« bezeichnet) recht viel Aufmerksamkeit entgegengebracht worden ist: zu jenen religiösen Kleindenkmälern, die je nach Aussehen hierzu-lande Bildstock, Marterl, Wegstock oder Wegkreuz genannt werden. Diesen kulturgeschichtlich oft bedeutenden Objekten widmet sich eine »Flurdenkmalforschung«¹, die sie penibel verzeichnet und verzettelt – allerdings in ihrem Interesse an diesen (unterschiedlichen Anlässen wie Votiv, individueller Erinnerung, Wallfahrt etc. sich verdankenden) Signaturen katholisch geprägter Sakrallandschaften vor allem auf deren typologische Kartierung² und topographische Aufzeichnung konzentriert ist und darüber ihre Transformationen, ihren Funktionswandel kaum beachtet. Letzteres ist verwunderlich, denn ein solcher Funktionswandel, eine solche Aneignung, auch Verfremdung und Umwidmung und

- 1 Auch im Rahmen des »Vereins für Volkskunde« hat ab 1972 bis in die späteren 1980er Jahre unter der Leitung von Emil Schneeweis (1970–1976 Bibliothekar im Österreichischen Museum für Volkskunde) eine »Arbeitsgemeinschaft für Bildstock- und Flurdenkmalforschung« existiert. Siehe dazu Emil Schneeweis: Bildstöcke in Niederösterreich. Wien 1981; Klaus Beitzl: Nachruf auf Emil Schneeweis †. In: ÖZV 93/44, 1990, S. 80 f.
- 2 Ein prominentes Beispiel ist das Werk Franz Hulas, eines Wiener Bankdirektors, dem die österreichische Flurdenkmalforschung einen der ersten Versuche einer typologischen Systematik verdankt, s. Franz Hula: Die Totenleuchten und Bildstöcke Österreichs. Wien 1948; Emil Schneeweis: In memoriam Franz Hula. In: ÖZV 77/28, 1974, S. 227 f. Diese Systematik ist etwa auch in die heutige Klein- und Flurdenkmaldatenbank Niederösterreichs eingegangen – abrufbar auf der Homepage des NÖ Bildungs- und Heimatwerkes, in dem es auch einen »Fachbereich Klein- und Flurdenkmäler« gibt (<http://www.bhw-n.eu> und <http://www.marterlat.at>, Zugriff: 15.5.2015).

damit veränderte ›Aufladung‹³ war und ist auch bei diesen überlieferten Manifestationen religiöser Äußerungen immer wieder zu beobachten. Das soll am Beispiel eines Bildstocks demonstriert werden, der im 19. Wiener Gemeindebezirk, konkret oberhalb Grinzings, steht und der in einschlägiger Literatur – aus (mir) unerfindlichen Gründen – als »Glitzerndes Kreuz« firmiert. Er wurde (und wird hier) »revisited« – im dreifach konnotierten Sinn des Wortes: von mir immer wieder besucht; von verschiedenen Menschen zu jeweiligem Gebrauch verändert; in neuer thematischer Perspektive gesehen.

Zu diesem »Glitzernden Kreuz« finden sich in einem Überblick zu den »Bildstöcken in Wien« neben einer Skizze (Abb. 1) folgende Ausführungen: »XIX, Krapfenwaldgasse/Schreiberweg. Entstand um 1750. Stand ehemals vor dem Haus Cobenzlgasse 42. Auf niedriger Gartenmauer stehend. [...] Im unteren Teil hohe Rundbogennische, vergittert, darin Marienstatue (neu). [...] Rundbogiger Abschluß des Bildstocks (seltene Form).«⁴ Wiedergegeben ist hier der Befund von 1993, aus dem die Translozierung vom »ehemaligen« Standort und die Existenz einer »neuen« Marienstatue in der (vordem vermutlich leeren) Nische hervorgeht. Der *Dehio* kann in seiner Ausgabe anno 1996 nicht mehr berichten, nur der dortige Hinweis »erneuert«⁵ weist uns darauf, dass der Bildstock, vermutlich anlässlich seiner Translozierung, schon einmal restauriert worden ist, wobei die Döblinger Heimatkunde des Jahres 1922 in diesem Zusammenhang den Baumeister Adolf Micheroli⁶ nennt, »der das Glitzernde Kreuz seinerzeit renovierte.«⁷ Im Übrigen sei die seinerzeitige

- 3 Um die Einladung des Workshops zu paraphrasieren, auf dem dieser (hier leicht überarbeitete und mit Anmerkungen ergänzte) Beitrag referiert wurde: »Langes Leben. Funktionswandel und Transformation von Artefakten« im Rahmen des Forschungsschwerpunkts der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien »Visuelle Kulturgeschichte – Kulturen und Medien des Visuellen«, 2015 (<http://hkf-visuellekulturgeschichte.univie.ac.at/home>, Zugriff: 15.5.2015).
- 4 Wolfgang Westerhoff: Bildstöcke in Wien. St.Pölten, Wien 1993, S. 100.
- 5 »Sog. Glitzerndes Kreuz, Schreiberweg 122 (Grinzing), ehem. bei Cobenzlgasse 42. Gemauerter Pfeiler 18. Jh., mit Rundbogen – und Rechtecknische, erneuert«. Wolfgang Czerny u. a. (Bearb.): Wien. X. bis XIX. und XXI. bis XXIII. Bezirk (= Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs). Wien 1996, S. 610.
- 6 Siehe zu diesem das »AzW Architektenlexikon Wien 1770–1945«, abrufbar unter <http://www.architektenlexikon.at/de/399.htm>, Zugriff: 15.5.2015).
- 7 Döbling. Eine Heimatkunde des XIX. Wiener Bezirkes. Hg. von Döblinger Lehrern. Wien 1922, S. 88.

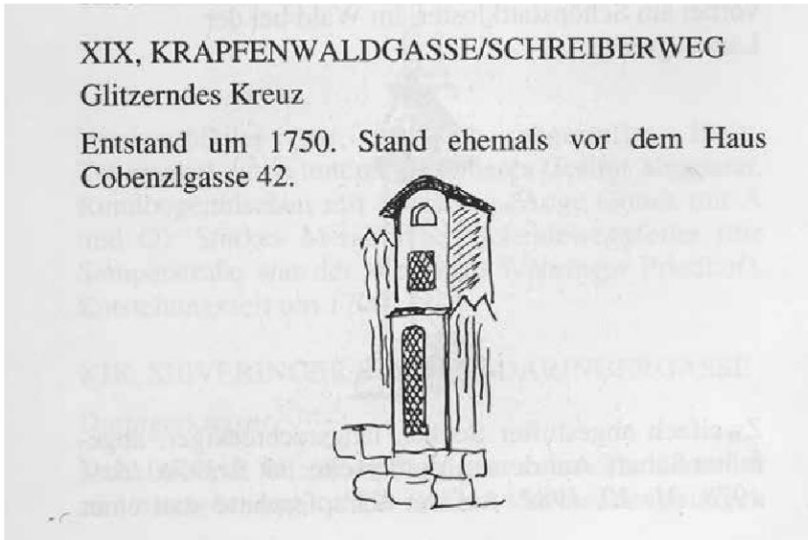


Abb. 1 (aus Westerhoff: Bildstöcke in Wien, 1993)



Abb. 2 (Aufnahme um 1910)

Mutmaßung dieses »alten ortsansässigen Döblers«, dass dieser Bildstock »mit dem Jahre 1683 zusammenhängt«⁸, nicht weiter verfolgt, hier interessiert ja vor allem die jüngere Geschichte des Denkmals – und da bietet die Homepage eines »Heimatforschers aus Leidenschaft«⁹ immerhin ein Foto des »Glitzernden Kreuzes« um etwa 1910, das zwar nur einen undeutlichen Eindruck von seinem Aussehen gibt, dafür aber sein seinerzeitiges, offenbar vielbesuchtes, Ambiente zeigt.¹⁰ (Abb. 2) Der Bildstock wird jedenfalls zu dieser Zeit in seiner äußeren Gestalt nicht viel anders ausgesehen haben wie heute, nur dass, wie auch noch auf der Skizze anno 1993 ersichtlich, seine Rundbogennische im unteren und seine Rechtecknische im oberen Teil vergittert gewesen ist.

Mir ist dieser Bildstock vor einigen Jahren aufgefallen, meine erste Aufnahme stammt aus dem Jahr 2007. (Abb. 3) Sehen wir uns seine Ausgestaltung ein wenig im Detail an: In einer, wie ich fürs erste sagen würde, privatreligiösen Umfunktionierung finden wir in der unteren Rundbogennische ein Sammelsurium gängiger frommer Versatzstücke: billige Marienbildreproduktionen, Kerzen, auch batteriebetriebene, Kunststoffblumen, also diverse Formen eines »frommen Kitschs«¹¹, wie derlei oft abschätzig bezeichnet wurde und wird – wie es aber in seinem »religiösen Gebrauchswert«¹² nicht unterschätzt werden sollte. Denn die verschiedensten und aus den unterschiedlichsten Zusammenhängen stammenden materiellen Objekte können ja in ihrem rituellen Gebrauch, also im Kontext des »religiös Eingelebten« (um dieses treffende Wort von Gottfried Korff zu gebrauchen)¹³ durchaus einen bedeutungsmäßigen Surplus erfahren – und so hat Martin Scharfe auch mit Recht vom

8 Ebd., S. 7 und S. 88.

9 <http://www.döbling.com> (Zugriff: 15.5.2015).

10 Mit dem Hinweis, dass sich dort »um die vorvorige Jahrhundertwende [...] noch ein Gasthaus, gleich beim Marterl stadteinwärts [befand]«. Dank an Wolfgang E. Schulz für die Möglichkeit der Reproduktion; s. <http://www.döbling.com/data/documents/Die-schoenste-Aussicht.pdf> (Zugriff: 15.5.2015).

11 Rudolf Kriß: Die volkstümliche Verehrung des hl. Bruders Konrad von Parzham. In: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 1950, S. 86–93, S. 86.

12 Martin Scharfe: Heiliger Müll. Tastversuche im kulturellen Souterrain. In: bricolage. Innsbrucker Zeitschrift für Europäische Ethnologie 2, 2004, S. 27–39, S. 34.

13 Gottfried Korff: Kulturkampf und Volksfrömmigkeit. In: Wolfgang Schieder (Hg.): Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte (= Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 11). Göttingen 1986, S. 137–151, S. 139.



Abb. 3 (Aufnahme 1.10.2007)



Abb. 4 (Aufnahme 13.6.2010)

»Heiligen Müll« gesprochen und darauf hingewiesen, dass »der Müll, der Abfall, das Abgetragene, Abgenützte den Charakter des Schäßigen und Nutzlosen durch Verwendung in der heiligen Handlung verliert und dass das vermeintlich Wertlose sich im heiligen Ritus zwar nicht in Gold, doch in heiligen Stoff verwandelt.«¹⁴ Wer freilich und mit welcher Intention zu solcher ›Verwandlung‹ beigetragen hat, und damit auch über die Glaubenshaltung, die hinter dieser Gestaltung und Einrichtung des Bildstocks gestanden sein mag – darüber können wir nur Vermutungen anstellen. Und das gilt auch für das religiöse Wissen, das hier möglicherweise seinen Ausdruck gefunden hat, also die »intellektuelle Dimension« solcher Glaubenshaltung, um einen Ausdruck des amerikanischen Soziologen Charles Glock aus dessen nach wie vor berücksichtigungswertem frühen Versuch einer multidimensionalen Definition von Religiosität zu verwenden.¹⁵

Wird solche Kompetenz etwa durch die kleine Madonnenstatue signalisiert, die die spätere Vernachlässigung des Bildstocks überdauert hat? Es handelt sich dabei (Abb. 4) um die figurale Abbildung der mit ausgebreiteten Händen auf der Erdkugel stehenden Immaculata, die auf die Privatoffenbarung der Katherina Labouré anno 1830 zurückgeht, jener später heiliggesprochenen Ordensfrau, die von ihrer Marienerscheinung, so die Legende, den Auftrag zur Herstellung der sogenannten »Wundertätigen Medaille« erhielt. Wenige Jahrzehnte später kirchenbehördlicherseits genehmigt, ist diese Wundertätige Medaille heute eine der häufigsten Devotionalien, an fast jedem Schriftenstand in den Kirchen (übrigens manchmal auch »geweiht«) erhältlich – und, wie nicht verwunderlich, ist die figurale Darstellung »unserer Lieben Frau von der Wundertätigen Medaille« auch im Internet stark präsent und wird auf dem Marktplatz der »Cyber Religion«¹⁶ feilgeboten. Bei diesem Massenerzeugnis eines

14 Scharfe 2004 (wie Anm. 12).

15 Charles Y. Glock: Über die Dimensionen der Religiosität (1954). In Joachim Matthes: Kirche und Gesellschaft. Einführung in die Religionssoziologie II. Reinbek bei Hamburg 1969, S. 150–168, S. 163. Glocks Ansatz wurde im Weiteren vor allem von Ursula Boos-Nünning (Dimensionen der Religiosität. Zur Operationalisierung und Messung religiöser Einstellungen. München 1972) modifiziert und erweitert.

16 Auf dem man im Übrigen alles angeboten bekommt, was man auch sonst direkt in einer Kirche erhalten bzw. machen kann, etwa in virtuellen Gebetskapellen oder Fürbittbüchern Gebetsanliegen aufgeben etc.; allgemein dazu etwa Lorne L. Dawson, Douglas E. Cowan (Ed.): Religion online. Finding Faith on the Internet. New York, London 2004.

Marientypus, wie es in unserem Bildstock steht, müssen wir also nicht unbedingt von besonderen Kenntnissen ausgehen: Es ist ein geläufiges Devotionsobjekt, das schnell bereitgestellt werden kann. Und jedenfalls können wir über seinen Einsatz zu privat-individueller Andacht nichts sagen: Wir haben zweifellos das materielle Sediment einer als religiös zu bezeichnenden Einstellung vor uns – aber wir wissen nichts über diese Einstellung selbst, über ihre Beweggründe und über ihre Bedeutung im Lebensfluss, ihren ›Sitz im Alltag, also über das subjektive religiöse ›Erleben«¹⁷, das in diesem Objekt seinen Ausdruck hat.

Von ganz bestimmten Kenntnissen – und auch von nicht zufälliger Wahl des Objekts – kann aber sicher bei dem Bild ausgegangen werden, das hinter Plexiglas in der oberen Rechtecknische des Bildstocks zu sehen ist (Abb. 5): Die wohl aus dem Internet heruntergeladene und auf Karton aufgezogenen Farbkopie zeigt den hierzulande weithin unbekannt Hl. Charbel – und schon der über dieses Bild gesetzte Hinweis ›Lebanon« verweist nicht nur auf die Herkunft dieses Heiligen, sondern auch auf jene, die möglicherweise seine recht aufwendige Platzierung vorgenommen haben. Der abgebildete Mönch¹⁸ hat mit vollem Namen Charbel Machluf geheißt, lebte von 1828 bis 1898 in verschiedenen libanesischen Klöstern und gilt, nachdem er 1965 selig- und 1977 heiliggesprochen wurde, als der wichtigste Heilige der Syrisch-Maronitischen Kirche. Diese – daran sollte vielleicht erinnert werden – ist eine der sogenannten Katholischen Ostkirchen, also eine jener insgesamt zweiundzwanzig mit Rom unierte Kirchen, die als ›Teilkirchen eigenen Rechts« in voller Gemeinschaft mit der römisch-katholischen Kirche stehen (und somit, als Teil dieser römisch-katholischen Kirche, natürlich auch zu den in Österreich ›gesetzlich anerkannten Kirchen und Religionsgesellschaften« gehören). Die katholischen Ostkirchen haben ihre eigenen Traditionen und feiern den Gottesdienst nach verschiedenen östlichen Riten¹⁹

17 Um eine weitere ›Dimension des Religiösen« von Charles Glock ins Spiel zu bringen, Glock (wie Anm. 15), S. 161 f.

18 Nasri Rizcallah: Der wundertätige Mönch von Anaya, Scharbel Machluf. Kevelaer 1954; Ernst J. Görlich: Der Wundermönch vom Libanon: Das Leben des Heiligen Scharbel Machluf. Stein am Rhein 1991.

19 Deren es insgesamt fünf gibt – byzantinisch, alexandrinisch, westsyrisch (oder antiochenisch), ostsyrisch (oder chaldäisch), armenisch. Einführend dazu etwa Johannes Oeldemann: Die Kirchen des christlichen Ostens. Orthodoxe, orientalische und mit Rom unierte Ostkirchen. Kevelaer 2011.

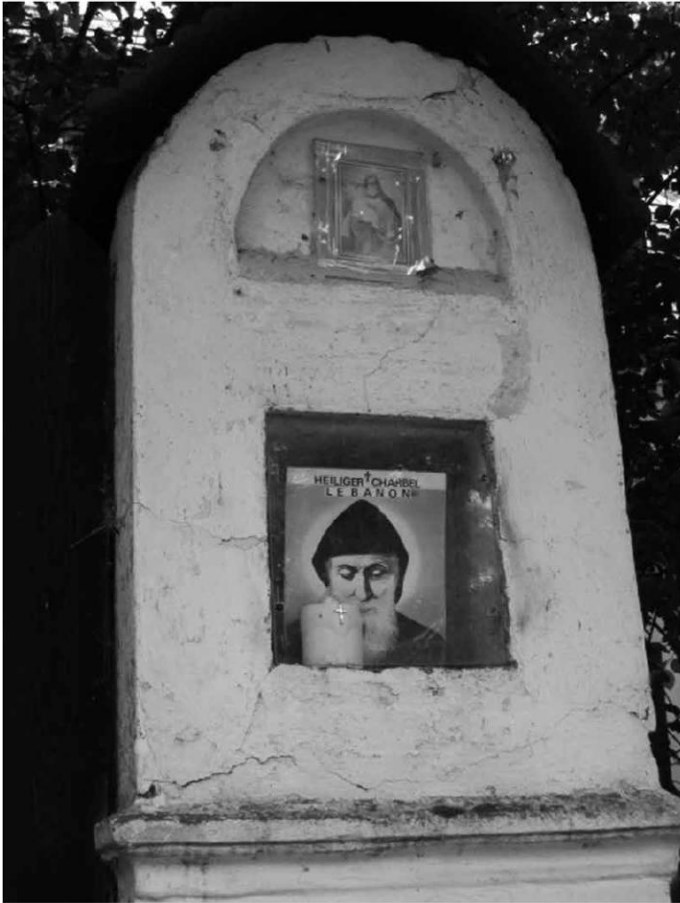


Abb. 5 (Aufnahme 13.6.2010)



Abb. 6 (Aufnahme 18.6.2013)

mit jeweils verschiedenen liturgischen Sprachen und formalen Differenzierungen. Die Maronitische Kirche folgt dem westsyrischen Ritus, ist somit eine Abspaltung der syrisch-orthodoxen Kirche und im Übrigen eine der ältesten unierten Kirchen. Und das ist nicht ihre einzige Sonderstellung: Denn im Libanon sind die Maroniten nicht nur die größte christliche Gemeinschaft und nach den schiitischen Moslems die zweitgrößte Konfession überhaupt, sie sind auch von nicht unerheblichem Einfluss auf die libanesische Gesellschaft und Politik – nach der 1926 konstituierten und bis heute gültigen konfessionalistischen Verfassung des Libanon gilt etwa die Regel, dass der Staatspräsident ein Maronit zu sein hat (während der Premier stets ein Sunnit und der Parlamentspräsident ein schiitischer Moslem sein muss).²⁰

Haben wir es also bei den Ausgestaltungen unseres Bildstocks (oder doch wenigstens bei der Anbringung dieses Bildes) mit einem Angehörigen der maronitischen Kirche zu tun? Wir können es vermuten²¹ – und das umso mehr, als auch ein knapp hundert Meter entfernt stehender Tabernakelpfeiler nicht nur mit einer Mariendarstellung, sondern ebenfalls mit maronitischen Devotionsgestalten – neben dem Hl. Charbel mit der Hl. Rafqa, der zweiten wichtigen Heiligengestalt der Maroniten²² – ausgeschmückt ist, und zwar ebenfalls mit aus dem Internet heruntergeladenen Bildern. (Abb. 6) Der Besitzer der Liegenschaft, auf der dieser (in Privateigentum befindliche und übrigens aus der Gegend um Freistadt hierher translozierte) Bildstock steht, wurde vor einigen Jahren von einem älteren Mann – dem Aussehen nach »aus dem Nahen Osten stammend«, so der Informant – um Erlaubnis zu dieser Ausgestaltung gebeten, wobei die Krankheit bzw. erhoffte Genesung der Ehefrau als

- 20 Abdel Mottaleb El Husseini: Die Religionsgemeinschaften im Libanon. In: Aus Politik und Zeitgeschichte APuZ 26, 2008 (Religiöse Minderheiten im Islam), S. 32–38; Stephan Rosiny: Religionsgemeinschaften als Verfassungssubjekte: Libanon als Modell für Nahost? In: GIGA (German Institute of Global and Area Studies) Focus Nahost 4, 2011 (www.giga-hamburg.de/giga-focus, Zugriff: 15.5.2015).
- 21 Auch wenn etwa die Rücksprache bei dem priesterlichen Leiter der kleinen, seit rund zehn Jahren in Wien existierenden und aus rund 300 Mitgliedern bestehenden maronitischen Gemeinde nichts Konkretes zutage gebracht hat.
- 22 Hl. Rafqa (Rebekka) Ar Rayès (1832–1914), Ordensfrau des Maronitischen Antoniusordens, wurde von Papst Johannes Paul II. 1985 selig- und 2001 heiliggesprochen. S. Ökumenisches Heiligenlexikon, https://www.heiligenlexikon.de/BiographienR/Rebekka_Ar_Rayes.htm (Zugriff: 24.6.2015).

Begründung genannt wurde. Und mit dieser Bemerkung rückt immerhin auch erstmals, wenngleich nur undeutlich klischeehaft, die konkrete Gestalt eines Akteurs ins Bild – von dem wir ansonsten freilich ebenso wenig wissen wie über seine Motive. Resultieren seine Aktivitäten²³ tatsächlich aus einer bestimmten Glaubenseinstellung und -überzeugung, also dem, was in der Terminologie von Charles Glock als der Bereich des »religiösen Glaubens« bzw. als die »ideologische Dimension von Religiosität«²⁴ bezeichnet wird? Oder ist hier »Ideologie« in einem weiteren und damit auch durchaus säkularen Sinn zu verstehen? Schließlich sind die Mitglieder der maronitischen Kirchengemeinde ja zugleich Teil der hiesigen libanesischen Diaspora²⁵. Für sie mag die Zugehörigkeit zu dieser Konfession auch Ausdruck heimatlicher Reminiszenzen oder auch nationalen Identitätsbewusstseins sein – wie ja Religiosität als mehrdimensionales Phänomen immer auch durch den »unmittelbaren sozialen Erfahrungsbereich der Handelnden mitbestimmt, also lebensweltlich gebrochen«²⁶ ist, wobei in unsrem Fall eben auch die nationale Herkunft zu berücksichtigen wäre und der individualisierte Gebrauch einschlägiger konfessioneller Angebote sich jedenfalls nicht ohne Weiteres in das traditionelle Verständnis von »Frömmigkeitspraxis« einordnen ließe.

Aber diese Spur, mit der ein Grinzinger Bildstock unversehens in Zusammenhang mit einem der derzeit virulentesten Krisengebiete der Welt gebracht wäre²⁷, kann und soll hier nicht weiter verfolgt werden – und sie verliert sich auch, denn für einige Jahre wurde er mehr und mehr vernachlässigt, wie die aus dem Jahr 2010 stammende Abb. 7 zeigt. Heute (Abb. 8) präsentiert er sich abermals restauriert und in neuem Glanz

23 Zu denen möglicherweise auch die Entfernung der Heiligenbilder im vorigen Jahr (2014) gehört.

24 Glock (wie Anm. 15), S. 161 f.

25 Zur Geschichte der maronitischen Migration s. Sung Ock Lee: An Empirical Study on Migration of Lebanese Maronites. In: Korean Journal of Middle East Studies 34, 3, 2013, S. 41–63.

26 Michael N. Ebertz: Von der »Religion des Pöbels« zur »popularen Religiosität«. In: Jahrbuch für Volkskunde 1996, S. 169–183, S. 181.

27 Zur politischen Rolle der Maronitischen Kirche im Libanon s. etwa Alexander D. M. Henley: Politics of a Church at War: Maronite Catholicism in the Lebanese Civil War. In: Mediterranean Politics 13/3, 2008, S. 353–369 oder Tania Duna: Religious Minorities, Political Majorities: the Alawis in Syria and the Maronites in Lebanon. In: Romanian Journal of Population Studies 2, 2012, S. 95–112.



Abb. 7 (Aufnahme 13.6.2010)



Abb. 8 (Aufnahme 14.4.2013)



Abb. 9 (Aufnahme 3.12.2014)

– und für diese bislang letzte Station seiner gestalterischen Entwicklung sind neue – und auch durchaus benennbare – Akteure auszunehmen. Nach Auskunft des für die Restaurierung der Wiener Kleinkunstdenkmäler zuständigen Referats der MA 7 (»Kulturelles Erbe, Altstadtterhaltung, Abteilung für Denkmäler und Freiplastiken«) beschränkt sich die Erhaltungspflicht der Stadt Wien auf Objekte, die auf »öffentlichem Verkehrs- und Freiraum« situiert sind, und auch bei solchen sieht sich die öffentliche Hand nur für die Renovierung der Bausubstanz des betreffenden Denkmals zuständig und überlässt in der Regel die weitere Ausgestaltung und Betreuung den Anrainern oder der zuständigen Pfarre.²⁸ Beides hat in unserem Fall der Eigentümer des Grundstückes, auf dessen Gartenmauer der Bildstock steht, in die Hand genommen: Er hat das Äußere des kleinen Bauwerks von einem befreundeten Malermeister und Stuckateur instand setzen und auch sein Inneres mit religiösen Signaturen neu gestalten lassen.

So sehen wir jetzt den Heiligen Charbel in Gestalt einer nach der vordem hier befindlichen Bildvorlage gefertigten kleinen Plastik und samt der wiederverwendeten Beschriftung an seinen ursprünglichen Ort gesetzt. Und in der unteren großen Nische wurde die kleine unscheinbare Figur durch eine ungleich größere Marienstatue ersetzt (Abb. 9) – die allerdings typologisch schwer festzumachen ist: Es handelt sich um keine der gängigen Mariendarstellungen wie etwa die »Lourdes-Madonna«, die »Fatima-Madonna« oder eben die vordem hier gestandene »Madonna von der Wundertätigen Medaille« – Darstellung, die ja alle jeweils an bestimmter Körper- oder Armhaltung und bestimmten Accessoires erkennbar sind²⁹ –, und der Hersteller dieser Gipsfigur, jener Malermeister und Stuckateur, hat nach eigener Auskunft auch nicht nach einer bestimmten ikonographischen Vorlage, nach einem spezifischen Bildtyp gesucht: Er hat das Vorbild zu dieser Mariendarstellung vielmehr seinerzeit gefunden, nämlich bei einem befreundeten Berufs- und Handwerkskollegen, bei dem er die Plastik abgeformt und dann in Gips

28 Freundl. Mitt. Frau Taferner, MA 7, Referat »Kulturelles Erbe, Altstadtterhaltung«, Abteilung für Denkmäler und Freiplastiken, vom 25.11.2014.

29 Siehe die guten Übersichten etwa bei Helmut Sperber: *Unsere liebe Frau. 800 Jahre Madonnenbild und Marienverehrung zwischen Lech und Salzach*. Regensburg 1980 und bei Karl Kolb: *Typologie der Gnadenbilder*. In: Wolfgang Beinert, Heinrich Petri: *Handbuch der Marienkunde*. Regensburg 1984, S. 849–882.

gegossen hat. Das ist in Medjugorje gewesen, wohin er alljährlich fährt – und das wohl nicht nur, weil ihm dort ein Haus gehört: Er bringt im Gespräch eine unmittelbare Beziehung zu diesem Erscheinungsort zum Ausdruck – und auch zu dieser Mariengestalt, von der er ein Pendant auch bei sich zu Hause stehen hat. Und wenn wir uns bei dieser Darstellung der Maria mit auf der Brust gekreuzten Armen und leicht geneigtem Kopf etwa an den Bildtyp bzw. an das Motiv der Verkündigung (Annuntiatio) des Herrn an Maria³⁰ erinnern fühlen würden, so wäre diese ikonographische Überlegung für ihn völlig belanglos – geht es ihm doch ganz persönlich um die Verehrung dieser Figur, von deren Gestus und Ausdruck er sich beeindruckt, ja »bewegt« zeigt. Wenig verbindet ihn dagegen mit der Gestalt des Hl. Scharbel. Mit ihr hat er ganz einfach nur in Gips wiederholt, was er vorgefunden hat, ohne weitere persönliche Anteilnahme; und gefragt, was denn das für ein Heiliger sei, kann er bloß die Meinung seines verstorbenen Großvaters wiedergeben, wonach der Scharbel der Patron vormals der Kutscher bzw. heute der Taxifahrer wäre – eine Zuständigkeit, die wir allerdings getrost und im Einklang mit gängiger Literatur weiterhin dem Hl. Fiacrius überlassen können.

Damit bin ich am Ende meiner vorläufigen Mitteilung über diesen Grinzinger Bildstock. Er war und ist von gestalterischen Eingriffen und Aneignungen recht ambivalenter Natur geprägt – Aneignungen, die etwa in ihrer derzeitigen Ausgestaltung als »volksfrommer« Ausdruck der eben geschilderten Glaubenshaltung genommen werden können, aber auch als schlichtes Resultat jener dekorativen Funktion, die der Besitzer dieses »Kleinkunstdenkmals« an seiner neuen Adaptierung wohl vor allem schätzt³¹ – und die im Übrigen ein Beispiel mehr für die heutige Unverbindlichkeit der Nutzungsmöglichkeit religiöser Objektivationen ist.

Ein Bildstock revisited: Manchen mag so eine Betrachtung nicht mehr als ein Gruß aus den beschaulichen Gefilden der alten Volkskunde sein – wenig bedeutend und abseits von sogenannter gesellschaftlicher Relevanz. Man kann darin aber auch ein wie immer bescheidenes Beispiel für

30 Siehe zur Ikonographie auch den Beitrag von Aldo Galli unter <http://www.bigli.com/kunstwerk/111/maestro-della-madonna-del-topo/betendes-m%C3%A4dchen.aspx> (Zugriff: 24.6.2015).

31 So hat etwa der Hausherr in der Weihnachtszeit 2014 Statue und Eingangstor zu seinem Anwesen mit der gleichen roten Seidenschleife geziert – als gewissermaßen temporäres häusliches Gesamtkunstwerk.

ein nach wie vor aktuelles volkskundlich-kulturwissenschaftliches Feld sehen: Religion und (als deren individuell-subjektive Praxis) Religiosität, wie sie bereits Thema des sich konstituierenden Faches waren³² und wie sie von heutiger volkskundlicher Religions- und Religiositätsforschung gerade auch in all ihren (kirchlich-orthodoxe Schranken übersteigenden, allerdings oft auf das Repertoire historischer Muster und überlieferter Vorgaben religiösen Handelns zurückgreifenden) Transformierungen institutionalisierter religiöser Vorstellungen in privatisierte Weltansichten gesehen wird: als Artikulierung kollektiver und individueller Bedürfnisse und Befindlichkeiten.

- 32 Wenngleich damals vor allem im Sinne einer pastoraltheologisch motivierten »religiösen Volkskunde« und damit einer substantialen, diesfalls christlicher Vorstellung verpflichteten Religionsdefinition. Erst mit der für jeden empirischen Zugang zu religiösen Phänomenen selbstverständlichen Forderung nach einem »methodologischen Atheismus« ist nicht nur die Abkehr von theologischer oder sonstiger weltanschaulicher Motivation erfolgt, sondern zugleich jener funktionale Definitionsmodus selbstverständlich geworden, der Fragen nicht ausweicht, wie sie sich bereits aus der Durkheimschen Vorstellung von Religion als dem metaphysischen Spiegelbild von Gesellschaft ergeben. S. dazu den Klassiker Peter L. Berger: *Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie*. Frankfurt a. M. 1973, S. 170 f.

Neuerscheinung

Nora Witzmann

Denk an mich!

Stammbücher und Poesiealben aus zwei Jahrhunderten

Im Bestand des Volkskundemuseums befinden sich 42 Stammbücher und Poesiealben. Sie stammen aus dem 19. und 20. Jahrhundert und dokumentieren den Wandel, den diese Freundschafts- und Erinnerungsbücher durchlaufen haben. Seit ihren Anfängen im 16. Jahrhundert wurden die Zeugnisse privater Beziehungen und historischer Netzwerkpflge von unterschiedlichen Kreisen genutzt. Im Biedermeier erlebten die Stammbücher eine letzte Blütezeit, als Poesiealben gingen sie in Kinderhände über. Die handschriftlichen Einträge befreundeter und bekannter Personen waren Gesten der Freundschaft, Beweise der Zuneigung und Bitten um ewiges Andenken. Illustrationen und Beigaben wie Zeichnungen, Malereien, Stickereien, Collagen und Haararbeiten machten sie unverwechselbar.

Der Katalog zur gleichnamigen Ausstellung (5.5.–22.11.2015), die einen Überblick in die Stammbücher und Poesiealben des 19. und 20. Jahrhunderts zeigt, enthält Objektbeschreibungen und Abbildungen zu allen präsentierten Objekten sowie einen Überblick zur Sammlungsgeschichte des Mediums.

Transkriptionen und ein beigefügtes Lesezeichen mit dem Alphabet in Kurrentschrift erleichtern die Lesbarkeit der Texte auf den abgebildeten Blättern.

Wien 2015, 109 Seiten,
zahlreiche Farbbildungen,
22 × 14, brosch. (= Objekte im Fokus, 5)
ISBN 978-3-902381-25-5
€ 23,- bzw. € 15,41 für Mitglieder des
Vereins für Volkskunde (jeweils exkl. Versand)

neuerDings





Mit besonderer Vorliebe getragen.

Das Gebirgs- und Volkstrachten-Album der Kunstanstalt F. & A. Diringen

Aus dem Cover des »Gebirgs- und Volkstrachten-Album[s]« der Kunstanstalt F. & A. Diringen grinst ein Mann. Das Cover des Katalogs hat eine runde Öffnung, das Gesicht des Mannes ist dahinter und grinst halb boshaft, halb fröhlich eine dermaßen herausfordernde Einladung, dass man gleich nachgibt und aufschlägt.

Die Assoziation einer Einladung, die etwas vorausschickt, passt auch zu den Trachtenfesten, für die dieser Katalog gestaltet wurde – eine Einladung zu einem Fest, einem amüsanten. Wir befinden uns zeitlich noch vor dem Ende des Ersten Weltkrieges (und nach 1900). Mit dem Titel, der Adresse in München und der Nobilitierung des Produkts durch die Wappen dreier deutscher Adelshäuser auf dem Umschlag weist sich der Hersteller gleich aus. Die Erreichbarkeit ist offenbar von solcher Bedeutung, dass neben der Adresse auch Telefonnummer und Telegrammadresse zu finden sind. Blättern wir um (oder treten wir ein), dann sind wir dem grinsenden Mann näher getreten, er wirkt durch das fehlende Umschlagblatt nicht mehr so distant. Die Firmendaten werden wiederholt, wir haben also keine Chance, den Kontakt zu Diringen nicht zu finden. Außerdem wird uns erklärt, dass es sich bei der »Kunstanstalt F. & A. Diringen« um eine »Fabrik für Anfertigung historischer Kostüme und Trachten« handelt, die »Anfertigungen nach Maß auf feste Rechnung« durchführt und gleichzeitig auch die »[g]rößte Verleihanstalt und Versandhaus [sic]« ist. Dass es sich hier nicht um ein x-beliebiges Unternehmen handelt, demonstriert das rechte obere Viertel dieser Seite, das Orden und Medaillen zieren, auch die Wappen der Adelshäuser vom Cover wiederholen sich. Nun können wir also beruhigt vom Foyer in den Ballsaal gehen. Bei diesem Katalog handelt es sich – ähnlich einer Festeinladung – um sogenannte Ephemera, für uns heute Quellenmaterial, das in der Regel selten archiviert wird, weil es beiläufig, inhaltsarm, eben ephemer erscheint. Ein brauner, inzwischen verschmutzter Umschlag (schwarzblau bedruckt), darin drei Blätter dünnes Papier, mit Klammerheftung zusammengehalten. Es ist ein Querformat, in etwa A4, einfarbig, Buchdruck in schwarz, Bilder in Autotypie ausgeführt. Das ganze Heft zeigt die Spuren einer Faltung – ein Werbespektakel, das oft nach einmaligem

Durchblättern schon weggeworfen wird. Zurück zu unserer illustren ›Festgesellschaft‹. Auf den Innenseiten das Katalog ist der Alpenraum mit verschiedenen Vertreterinnen und Vertretern anwesend. Wir finden auf elf Bildseiten 66 reproduzierte Fotografien, von den »kleidsamsten und mit besonderer Vorliebe getragenen alpine [sic] Trachten«. Die ersten Seiten des Kataloges lassen quasi die Honoratioren und Hofnarren der Festgesellschaft an uns vorbeiziehen. Wir finden den »Dorfpfarrer«, den »Bürgermeister«, den »Wurzelsepp« und andere. Auf der fünften Bildseite wird es etwas gesetzter und eleganter, sie sind den Repräsentationen regionaler Trachten gewidmet. Geografisch kommen diese »Volks-typendarstellungen« aus dem Deutschen Reich, der Habsburgermonarchie und der Schweiz, lediglich die letzten drei gehen räumlich darüber hinaus. Das Ende der illustren Gesellschaft im Katalog ist gleichzeitig die Vorbereitung zum wirklichen Fest. Auf der letzten Umschlaginnen-seite folgt eine Anleitung, die die Leihe und die Anfertigung der Kostüme, von den Versandbedingungen bis zu den Maßen, erläutert. Eine aufschlussreiche Seite, die einiges über das Phänomen und die Praxis der Trachtenfeste erahnen lässt. Sie macht uns darauf aufmerksam, dass die fotografierten Modelle »wegen des beschränkten Raumes« nur ein kleiner Teil des Angebots von Diringer sind und dass das Unternehmen »alle vorkommenden Trachten auf Lager« hält. Hier wird die Funktion dieses Hefts, sein Status als Katalog eines Kostümherstellers und -verleihers, der seine Trachten anpreist, nochmals deutlich ausgeführt.

Auf den wenigen dünnen Blättern Papier dieses Objekts¹ verdichten sich mehrere Kontexte bzw. Umstände. Einerseits baut es auf technologisch-wissenschaftlichen Entwicklungen auf: Es brauchte die Autotypie (Anfang der 1880er Jahre entwickelt, machte sie es möglich, Fotografien als Illustrationen massenhaft einzusetzen, etwa wie für derartige Werbeprospekte). Buchdruck, Post-, Versand-, und Transportwesen (auch über nationale Grenzen hinaus) und eine industrialisierte und konfektionalisierte Kleidungsproduktion mussten sich ebenfalls auf einem elaborierten Entwicklungsstand befinden. Insbesondere benötigte das Unternehmen aber international bekannte Trachten und die gesellschaftlichen Gegebenheiten, die solche Kleidung als Bedürfnis erscheinen lassen

1 Den Ankauf dieses Objekts (Inventarnummer der Fotosammlung des Volkskundemuseum Wien: pos/63930) verdanke ich Friedrich Tietjen, der es auf Ebay entdeckt hatte.

– eine ausdifferenzierte Konsumkultur und eine territorial und bürgerlich und nicht mehr ausschließlich dynastisch und ständisch strukturierte Gesellschaft – und noch mehr, damit diese Art von Objekt entstehen und als Massenprodukt zirkulieren konnte.² Ein weiterer Aspekt der Dichte dieses Objekts ist seine Versammlung disparater visueller Elemente und der diesen eingeschriebenen Referenzen. Sie beziehen sich einerseits auf unterschiedliche soziale Schichten und Regionen. Die fotografischen Druckvorlagen stammen andererseits von unterschiedlichen Verlegern und Fotografen und mussten von diversen Orten auf verschiedenen Wegen zusammengetragen werden. Hier wurde mit einigem Aufwand ein Bilderalbum arrangiert, bei dem sich auch über andere Rezeptionsweisen spekulieren lässt. Die Bilder haben einen eigenständigen Schauwert, jenseits ihrer Verwendung als Kostümreferenz. Der Katalog könnte demnach wie ein Bilderbuch konsumiert worden sein.

Das Gebirgs- und Volkstrachten-Album diente dem Zweck, die Kostüme in Diringers Fundus, die er mit seinen Bildern referenzierte, zu streuen, zu verteilen. Die Auflagenhöhe dieser Publikation ist nicht bekannt, aber die Faltung – so sie nicht später beim Überleben des Objekts passiert ist – könnte darauf hinweisen, dass das Heft für den Postversand vorbereitet und in größerer Stückzahl versandt wurde. Eine möglichst breite Streuung dieses Hefts und damit der angepriesenen Produkte läge auf jeden Fall in der Logik dieser Druckschrift. Das Angebot des Katalogs ist auf dem Cover als »Preiskourant B« bezeichnet (Abb. 1). Dieser ist aber offenbar nur ein Auszug aus einem weit größeren Angebot. Die nachfolgende Titelseite weist auf den »Illustrierte[n] Preiskourant A« hin, der »180 Abbildungen für historische Feste, Fest-Spiele und Fest-Züge, Theater, lebende Bilder und sonstige Aufführungen etc., sowie für einzelne Kostüme« offerierte und »gratis u. franko« zu beziehen war. Um Kundinnen und Kunden für die Ware zu interessieren, betrieb die Firma Diringer also bemerkenswerten Aufwand. Am Ende des Katalogs sind sowohl Einzelpersonen mit unterschiedlichen Bedürfnissen wie auch Gruppen direkt angesprochen. Informationen zu Leihe, Sonderanfertigung, Anfertigung nach Diringers Vorlage und Sammelbestellungen von Vereinen verweisen auf spezifische Kundenkreise. Selbst mit der

2 Hier sei auf Gudrun König verwiesen, die eindrucksvoll schildert wie ausdifferenziert die Konsumgüterindustrie zu dieser Zeit bereits war: Gudrun M. König: Konsumkultur: inszenierte Warenwelt um 1900. Wien u. a. 2009.



Prels-Kourant 8

Telefon No. 2734

• Telegramm-Adresse: •
Diringer München.

Gebirgs- und Volkstrachten-Album

der Kunstanstalt

F. & A. DIRINGER

Kgl. Bayer., Kgl. Württemb. und Großherzogl. Sächsische Hoflieferanten

Hofbrückenstr. 13 **München** Hofbrückenstr. 13

Abb. 1

Karikatur auf der letzten Umschlagaußenseite richtete sich die Firma mit einem Leihangebot direkt an »Tiroler Sänger-Gesellschaften«.

In einer weitverbreiteten Festkultur³, in deren Kontext diese Kostüme bestellt und getragen wurden, fungierte Diringner als Verteiler von Festutensilien. Auf diese Requisiten wurde wiederum von Kundinnen und Kunden dezentral über die Fotografien in diesem Katalog zugegriffen, die auch potenzielle Verwendungen dieser Utensilien zeigten. Man könnte den Katalog also als Schnittstelle in einem weitverzweigten Netzwerk unterschiedlicher sozialer Räume begreifen. Dessen Verbindungen laufen nicht nur von den versandten Katalogen zur Firma Diringner und wieder zu den Leihnehmerinnen und Leihnehmern, auch verschiedene andere Verbindungen über das vielfache Zirkulieren dieser Bilder sind möglich. Dieses Objekt ist also auch als Medium zu verstehen. Es ist ein Kommunikations- oder Streuobjekt, ein Metaobjekt, das etwas referenziert. Seine weitere Funktion ist die des Verweisans, der Herstellung von Beziehungen. Dem Objekt eingeschrieben ist damit ein wirkendes Prinzip für eine Verbreitung der dahinterstehenden kulturellen Praktiken.

Von der Ebene des Warenaustauschs, für die dieser Katalog eine Art Scharnier darstellt, wechseln wir auf eine weitere Ebene – auf jene der abgedruckten Bilder/Fotografien, der Zeichenhaftigkeit von Kleidung und ihrer vielfältigen Zirkulationen. Was die verwendeten Bilder bei Diringner so interessant macht, ist ihr mehrdimensionaler Charakter. Im Unterschied zu vielen Katalogen, die mit Abbildungen konkreter Waren

- 3 S. dazu exemplarisch: Franka Schneider: Die temporäre Verdorfung Berlins. Der Alpenball als urbane Vergnugungspraxis um 1900. In: Tobias Beckmann u.a. (Hg.): Die tausend Freuden der Metropole: Vergnugungskultur um 1900. Bielefeld 2011, S. 197–228; Claudia Selheim: Ein Kirchtag in Tirol. Das Innsbrucker Trachtenfest von 1894 und seine Fotografien. In: Heidrun Alzheimer u.a. (Hg.): Bilder – Sachen – Mentalitäten: Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag. Regensburg 2010, S. 481–90; Franz Grieshofer: Heimat im Verein. Die Gebirgs-, Trachtenerhaltungs- und Schuhplattlervereine als städtisches Phänomen. In: Verein für Volkskunde u. Margot Schindler (Hg.): Der Weg als Ziel. Ausgewählte Schriften zur Volkskunde (1975–2005). Festgabe zum 65. Geburtstag von Franz Grieshofer. Wien 2006, S. 122–132; Ulrike Kammerhofer-Aggermann: »eine reiche Auswahl der herrlichsten Volkskostume und der schönsten Menschentypen«. Etappen der Entstehung unseres gegenwärtigen Begriffs von Tracht. In: Herbert Justnik (Hg.): Gestellt: Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Osterreichischen Museum für Volkskunde, 29.4.–30.11.2014. Wien 2014, S. 57–70.



No. 401. Brautpaar



No. 402. Hochzeitlader



No. 403. Brauteltern



No. 404. Dorfpfarrer



No. 405. Bürgermeister



No. 406. Dorflehrer

Telephon 2134

Kunstausst. F. & M. Diringer, München

Telephon 2134

Abb. 2

Kunstanstalt F. & H. Diring, München
Tel. Nr. 2734

Bildg.-Bibl.: Brünner Bibliothek



No. 443. Meran



No. 444. Meraner Saltner (Weinhüter)



No. 445. Wilten



No. 446. Zillertal



No. 447. Salzburg



No. 448. Kärnten (Gailtal)

Abb. 3

arbeiten, griff Diringer auf schon vorhandenes, quasi populärkulturell approbiertes Bildmaterial zurück, das für einen anderen Zweck gefertigt worden war. Er zeigte nicht die von ihm produzierten Kostüme, sondern verwendete für seinen Produktkatalog sogenannte Volkstypendarstellungen, die zum Teil Jahrzehnte vorher entstanden waren. Ein Beispiel möchte ich hier herausgreifen: Zwischen 1881 und 1890 entstand die Serie »Oesterreichisch-ungarische National-Trachten«, insgesamt 72 regionstypische Darstellungen aus allen »historisch-politischen Entitäten« der Habsburgermonarchie. Sie wurden mit Kostümen in Wien im Studio inszeniert, zusammengestellt von dem Genre- und Historienmaler sowie Kostümspezialisten Franz Xaver Gaul und fotografiert vom hochangesehenen Hoffotografen Josef Löwy. Eine aufwändige Produktion, die in unterschiedlichsten Formaten aufgelegt und stark verbreitet war. Der Wiener Trachtenhersteller Loden-Plankl legte nach diesen Vorbildern Halbkonfektionen für die Wiener Gesellschaft auf. Diringer verwendet für seine Kostüme drei davon: »Bürgermeister«, »Salzburg« und »Kärnten (Gailtal)«.

Diese Bildzirkulation ließe sich weiterverfolgen – hinsichtlich all der anderen Vorlagen, die Diringer verwendete, oder auch in Hinblick auf das oftmalige Auftauchen dieser Bilder an anderen Orten. Dies gilt für viele andere »Volkstypendarstellungen« und generell für die Multiziplicität fotografischer Bilder, bis hinein in wissenschaftliche Bereiche. Diese vielfachen Wiederholungen, die in oft unterschiedlichen Zusammenhängen mit gleichen oder ähnlichen Bildformulierungen arbeiteten bzw. arbeiten, führten und führen zu einer Stabilisierung bestimmter Imaginationen.⁴

Dieses Objekt, das im Moment noch einen singulären Status in der Fotosammlung des Volkskundemuseums Wien hat, stellt eine

4 Zu bildlichen Stereotypen s. etwa: Michaela Haibl: *Zerrbild als Stereotyp: Visuelle Darstellungen von Juden zwischen 1850 und 1900*. Berlin 2000; für das vielfache Auftauchen von Bildern in unterschiedlichen Kontexten s. Justnik 2014 (wie Anm. 3); darin zeichnet das Bildkapitel »Zuschreibung« das mehrfache Auftauchen einer Fotografie nach; ausführlicher in: Herbert Justnik: »Volkstypen« – Kategorisierendes Sehen und bestimmende Bilder. In: Petr Lozoviuk (Hg.): *Visualisierte Minderheiten. Probleme und Möglichkeiten der musealen Präsentation von ethnischen bzw. nationalen Minderheiten*. Dresden 2012, S. 109–136; Überlegungen zur Streuung von Bildern finden sich in: Herbert Justnik: *Diffus an der Fotografie vorbeigehen*. In: *Streulicht. Magazin für Fotografie und Artverwandtes*. Issue N°6: *Photography – Beyond Photography*, S. 132–137.

willkommene Ergänzung dar. In der Sammlung sind hauptsächlich Positivabzüge, Negative, Diapositive und Postkarten aufbewahrt, kaum andere Erscheinungsformen von Fotografie. Als Ephemera ist es selten erhalten gebliebenes Material – für Hinweise auf vergleichbare Materialien wäre ich dankbar. Als differenzierendes Argument stellte der Katalog auch ein spannendes Objekt für die Ausstellung »Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie«⁵ dar. Diese versuchte anhand der »Volkstypendarstellungen« die Struktur eines Bildraums am Ende der Habsburgermonarchie offenzulegen, um sich damit auch der Frage anzunähern, wie Bilder in gesellschaftlichen und politischen Verläufen ihre Wirkungen entfalten. Bei diesen Bildern beziehungsweise typisierenden Darstellungen generell lässt sich von sozio-territorialisierendem Bildermachen sprechen, das Inklusion und Exklusion produziert. Die Bilder verweisen auf soziale, ständische, lokale, regionale, nationale, aber auch religiöse Territorialformeln. In diesen Prozessen wird selbst ein so scheinbar harmloses populärkulturelles Objekt wie ein Kostümkatalog, aus dem man sich im Warenhaus seine jeweils gewünschte – eben territorial markierte – (Ver)Kleidung nach Belieben bestellen konnte, zum Motor einer weiten Streuung dieser Zeichen. Er verstärkt die Idee, dass bestimmte Territorien auch mit spezifischen – zumindest visuellen – Identitätsformulierungen zusammenhängen.

Herbert Justnik

5 Justnik 2014 (wie Anm. 3).

Chronik der
Volkskunde





Framing, Compiling, Sampling – Sensory Practices
in Cultural Analysis. Basel, 23. bis 25. April 2015

Vor 15 Jahren wäre ein solches Thema im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Tagung noch völliges Neuland gewesen, stellte Prof. Dr. Walter Leimgruber des Seminars für Kulturwissenschaft und europäische Ethnologie beim Willkommensgruss freudig fest. Die Tagung der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, der Schweizerischen Ethnologischen Gesellschaft und des Seminars für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie Basel machte deutlich, wie in kurzer Zeit ein enormes Forschungs- und Diskussionspotenzial um anthropologische Zugangsweisen zu Material, Materialität und die Ästhetik von Objekten freigelegt werden konnte. Dabei ging die Tagung Fragen nach wie Material, auch Forschungsmaterial, hergestellt wird und welche epistemische und repräsentative Funktion diesem zugeschrieben wird. Wie die vordergründig mit Fertigungs- und Kreativitätstechniken der Medienpraxis verknüpfbaren Begriffe »Framing, Compiling und Sampling« auch als Denkräume und Schlüssel zu wissenschaftlicher Methodik genutzt werden können – als Praxis der Herstellung und Interpretation von wissenschaftlichen Daten und Objekten –, darum kreisten nicht nur die Vorträge und Roundtable-Diskussionen. In den Nebenräumen der ehemaligen Fabrikantenvilla des »Wildt'schen Haus« wurden Objekt-, Film- und Klanginstallationen gezeigt, die die Vorträge bildlich oder audiovisuell umrahmten und Gelegenheit boten, vor dem Material selbst ins Gespräch zu kommen.

Den Auftakt zum Konferenzblock »Framing« machte *James Harvey Davitt* (Cambridge), der sich mit dem Ausstellen von bewegtem Bild in Galerieräumen als politische Subversion befasste. Dabei zeigte er Ausschnitte aus dem Essay-Film »The Nine Muses« (2010) des britischen Film- und Videokünstlers John Akomfrah, in welchem assoziativ farbige Bildsequenzen mit historischen Schwarz-Weiß-Aufnahmen von MigrantInnen in Grossbritannien abwechseln. Die fragmentarische Identität der von hinten gezeigten Personen widerhallt in der in Einzelfragmenten gezeigten Bildern und gehörten Tönen im Galerieraum, der Personen eine Stimme gibt, die sonst nicht gehört werden.

Der öffentliche Vortrag der Dozentin und Filmemacherin *Nicole Wolf* (London) beschäftigte sich ebenfalls mit einer politischen

Dimension von audiovisuellem Material. Am Beispiel von dokumentarischem Film- und Fotografiematerial der indischen Aktivistinnengruppe Yugantar aus den 1980er Jahren wurde deutlich, wie der fragile und kritische Zustand des Materials, das von Indien über London ins private Berliner Arsenal-Archiv gelangte, eine Parallele in der Prekarität der darauf gezeigten Situation von Fabrikarbeiterinnen findet. In ihren audiovisuellen Arbeiten möchte Wolf feministischen Aktionismus und eine visuelle Sprache des Konflikts in sinnlicher Form darstellen und reflektieren. Dabei arbeitet sie mit der Methode des »spekulativen Samplings«, indem sie das Ausgangsmaterial mit thematisch verwandten Filmen und Fotografien zu einem Netzwerk kombiniert. In der anschließenden Diskussion wurde die Frage nach der Ästhetik politischer Filme in Bezug gesetzt mit einer Ästhetik der Verweigerung, die nicht einfach zeigt, sondern auch bewusst versteckt.

Mit Film beschäftigte sich am Freitag Morgen auch *Silvy Chakkalaka* (Basel), die den umfangreichsten der drei Blöcke – »Compiling« – eröffnete. Am Beispiel der Anthropologin Margaret Mead machte sie die Verwandtschaft von ethnografischen und künstlerischen Herangehensweisen deutlich. Mead arbeitete mit Film, Fotografie und sammelte auf Reisen ebenfalls Geschichten. Am Beispiel des Films von gebadet werdenden Babies in Bali, Neuguinea und den USA wurde neben Meads Sampling auch deutlich, wie die Bilder durch ein autoritatives Framing in einen spezifischen Blick gerückt wurden, der Unterschiede erwähnte, aber vorwiegend die kulturellen Ähnlichkeiten hervorhob. Dies verortete Chakkalaka in einer in den 1920er und 30er Jahren laufenden kritischen Diskussion um Kultur, in der sich Kunst und Anthropologie nahe kamen: Mead, Gregory Bateson und weitere Kulturrelativisten sahen sich in die Rolle versetzt, prägende Kategorien, die sich auf biologischen Unterschieden abstützten, aufzubrechen.

Eine beachtliche und fast unmenschliche Form des Compilings betrieb der in Russland lebende Semen Vengerov (1855–1920), dessen Ziel es war, eine Enzyklopädie aller russischen Schriftsteller und Wissenschaftler seit dem 11. Jahrhundert herauszugeben. *Mark Gamsa* (Tel Aviv) verdeutlichte in seinem Referat, dass nicht nur der politische Hintergrund zu Vengerovs Scheitern beitrug, sondern auch dessen äusserst niederschwellige Auswahl: So schafften es kaum und wenig bekannte Namen genauso in seine Datenbank wie Berühmtheiten. Letztlich entstand bis 1918 eine Sammlung von 2 Millionen Karteikarten mit Namen

und biografischen Angaben. In einem zweiten Teil verdeutlichte Gamsa die umstrittene Rolle Vengerovs, der von Akademikerkreisen als Dilettant und Utopist belächelt wurde, was sich aber im späten 20. Jahrhundert mit dem erneuten Versuch, eine Enzyklopädie der russischen Schriftsteller vom 11. bis 19. Jahrhundert herauszugeben, relativierte.

Cecilia Valenti (Düsseldorf) zeigte einen Ausschnitt aus der in den 1980er Jahren im italienischen linken Fernsehsender rete3 laufenden Unterhaltungssendung »Blob«: Täglich wurden die TV-Bilder vom Vortag in wilder Montage in einem Re-Framing in skurril-absurde Bedeutungszusammenhänge gebracht. Die Sendung lehnt sich konzeptionell an »Blob« an, eine unförmige und formwandelbare Hollywood-Horrorfigur aus den 1950er Jahren. Auf die Materialität des Blobs – Silikon – eingehend, setzte sie die Sendung in einen Zusammenhang mit post-marxistischen Theorien wie der Kommodifizierung von Konsumergütern. Kommodifizierung zeigt sich nicht nur in der Präferenz synthetischer anstatt natürlicher Materialien, sondern auch in einer Re-Definition von Objekten mit einer Funktion zu funktionell wandelbaren Objekten. Die Serie »Blob«, so verfolgte sie die These, sei ein abstraktes Beispiel für diese »Re-Kommodifizierungs-Tendenzen« der Postmoderne.

In der ersten der beiden Roundtable-Diskussionen der Tagung wurden vier Projekte vorgestellt, die sich sehr breit mit Fragen und Zugangsweisen zu ebenso heterogenen Materialien beschäftigten:

Christiane Schwab (Berlin) zeigte auf, wie über die neuen Möglichkeiten der Drucktechnologie in den Jahren 1830–1860 geistes- und sozialwissenschaftliches Wissen geschaffen und in Umlauf gebracht werden konnte. Illustrationen spielten dabei in den gedruckten Heftchen eine zentrale Rolle für die Weiterentwicklung der Wissensbestände. Am Beispiel der Physiognomik und der Vermessung und Interpretation von Schädeln verdeutlichte sie, wie wissenschaftlich versucht wurde, den Menschen analog zu Pflanze und Tier zu klassifizieren; was dabei auch mit satirischen Gegenpublikationen kommentiert wurde.

Birgit Johler (Wien) stellte ihr in Vorbereitung befindendes Ausstellungsprojekt zu Möbeln ländlich-alpiner Herkunft aus Freuds Dining Room vor. In der Ausstellung werden nicht eins zu eins nachgebaute Möbel zu sehen sein, sondern Holzteile, die auf Ausschnitten und Fragmenten der einzelnen Möbelstücke aufbauen. Bei genauer Betrachtung und Nachverfolgung von fotografierten Details wie Aufschriften oder Rissen im Holz, werden die Objekte zu Zeitzeugen. Johler führte dem

Publikum vor Augen, wie sich hinter den Einzel- und Besonderheiten dieser alltäglichen Holzmöbel eine ganze Geschichte auftut, die vom Umzug der Familie Freud von Wien nach London sich weiterspinnen lässt.

Uta Karrers (Basel, München) Beitrag beschäftigte sich mit der Tragweite von Labels oder Kategorien wie derjenigen der »Outsider Art« oder »Naiven Kunst« in Polen. Sie verdeutlichte, wie die Eigenschaften der Objekte, ihre meist simplistische Machart und Ästhetik von den Sammlern und Kuratoren auf den Charakter der Erzeuger reprojiziert wurden und zu einer Art sozialen Stigmatisierung beitrugen. Dabei thematisierte sie in ihrem Beitrag die im Verlauf der Tagung wiederholt diskutierte Schwierigkeit, wissenschaftlich produktiv mit problematischen Labelings umzugehen.

Baptiste Aubert (Neuchâtel) präsentierte Ausschnitte aus seinem Filmprojekt »Ce qu'on fait de nos peines«, welches die Tradition des »Erde-auf-dem-Rücken-Tragens« aus dem Walliser Dorf Isérables filmisch festhält. Dabei sprach er über die Problematik, anthropologische Überlegungen und damit sein eigenes Framing des Themas im Film zu transportieren. Sein Versuch, die Tradition im Film auch kritisch zu beleuchten, sei bei den ZuschauerInnen enttäuschenderweise nicht angekommen. In der anschließenden Roundtable-Diskussion wurden verschiedene Lösungsvorschläge diskutiert, die einerseits auf mögliche andere filmische Zugänge verwiesen und andererseits die Qualität des bestehenden Films hervorhoben.

Auch *Anne-Sophie Reichert* (Chicago) gab einen persönlichen Einblick in ihre Erfahrungen mit der Feldforschung. Dabei war die Schwierigkeit der Verbalisierung und des Festhaltens von einzelnen Körperbewegungen und die Interaktionen einer Gruppe von Performance-KünstlerInnen Ausgangspunkt ihrer Ausführungen. Aufgrund der Grenzen der Sprache sowie der Singularität der Performances sei sie auf das Medium Film umgestiegen. In der anschließenden Diskussion wurde nach dem Begriff von Sprache gefragt und darauf hingewiesen, dass mit dem Medienwechsel zum Film das Problem der Repräsentation nicht gelöst, sondern nur verschoben sei.

Konrad Kuhn (Basel) stellte Briefe, Karteikarten, Publikationsbändchen und Bücher vor, anhand derer der Forschungsprozess des Schweizer Volkskundlers Richard Weiss (1907–1962) sinnlich nachvollziehbar gemacht wurde. Am meisten Aufmerksamkeit erhielten die 2500 Karteikarten, die in den 1930er Jahren entstanden und als strukturierendes

System für Monographien fungierten. Einer Wissensgenerierung über Karteikarten und Bücher standen die Briefe als Medium der Selbstreflexion und -darstellung gegenüber. Anhand der Briefe wird Weiss' für damals fortschrittliche konstruktivistische Sichtweise deutlich, aber auch seinen Hang zu Romantisierung. Die anschließende Diskussion drehte sich um den Kampf von Forschenden mit dem eigenen Material, wobei diskursive Linien zwischen Weiss und Vengerov gezogen wurden.

Die Referate des Samstags standen im Zeichen des »Samplings«. Georg Fischer (Berlin) gab einen Einblick in die Sampling-Kultur des Hip-Hop. Am Beispiel der DJ-Kultur der 1970er Jahre verdeutlichte er die historische Bedeutung von Scratching, Cutting und Mixing für die Hip-Hop-Kultur und deren fehlerhaft-dreieckig, imperfekt klingende Ästhetik eines Low Fidelity. Am Beispiel von Personen aus dem Kanon der Hip-Hop-Kultur verdeutlichte er deren Selbst-Inszenierung als *crate-diggers*, wodurch dem Finden von aussergewöhnlichen Schallplatten und Tonschnipsel eine nahezu der musikalischen Originalität gleichwertige Bedeutung zukomme. Die anschließende Diskussion entzündete sich an der Problematik, dass bei einem Sprechen über Hip-Hop immer die Frage nach einer *black culture* mitschwinge. In der angeregten Diskussion wurde deutlich, dass es – ähnlich wie bei der Frage der Schubladisierung als Outsider Art – gewisse gesellschaftliche Kategorien gibt, zu denen man sich als Forschende/r unweigerlich positionieren muss.

Katrin Amelang (Frankfurt a.M.) präsentierte ein Softwareprogramm, das zur Prävention kardio-vaskulären Krankheiten entwickelt wurde. Die auf Basis empirischer Daten entwickelte Software setzen Ärzte im Gespräch mit Patienten ein. Dazu wird mit Doppelgänger-Smileys gearbeitet: Auf dem Bildschirm erscheinen hundert Doppelgänger vom Patienten, wovon je nach Alter und Geschlecht eine Anzahl der Doppelgänger lachen und eine geringere Anzahl der Smileys weinen. Über diese einfache Visualisierung des Risikos soll der Patient zu einem gesünderen Lebensstil bewegt werden. Über eine Anthropologie des Risikos, die sich hinter solchen präventiven Tools verberge, wurde anschliessend diskutiert.

Die Tagung schloss mit der zweiten Roundtable-Diskussion, welche wiederum eine Breite an Untersuchungsobjekten und Zugangsweisen bereithielt:

Shreesha Udupa (Hyderabad) verdeutlichte am Beispiel des Deumo von Kozhikode, wie diese durch den Seefahrer Vasco da Gama 1498

erstmal erwähnte Figur im Laufe der Zeit für einen christlichen Kontext adaptiert wurde. Udupa warf die Frage nach der Übersetzungsfunktion im Rahmen von Framing, Compiling und Sampling auf und verdeutlichte, dass eine linguistische Übersetzung auch immer eine kulturelle Adaption nach sich zieht: Aus einer übernatürlichen Figur, die im Rahmen einer Bhuta-Kola-Zeremonie der Tulu-sprechenden Gemeinschaft in Indien verehrt wird, wurde in der westlichen Übersetzung der Missionare ein Teufel.

Silke Andris (Basel) beschäftigte sich über die Begriffe der Reproduktion, der Re-Performance und der Repetition mit der Analyse des Körpers. Am Beispiel des B-boying zeigte sie auf, wie anstatt fixer Choreographien Wettkampffregeln – wie das Kopierverbot – zu einer konstanten Compiling- und Samplingpraxis im Moment führen: Das Stilvokabular wird immer wieder in neuer Zusammensetzung re-performt. Dabei stellte sie abschliessend die Frage, inwiefern Sampling und Compiling zusammenfielen resp. sich voneinander unterscheiden. Compiling zielt aus ihrer Sicht als Sammel- und Systematisierungspraktik auf ein Endprodukt. Sampling hingegen sei prozessorientiert wodurch die Performativität als begriffliche Konnotation mit anklänge.

Jared McCormick (Boston) entlarvte sich als passionierter Postkartensammler. Über einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren hat er 3000 Postkarten aus dem Libanon zusammengetragen. Die Zirkulation der Postkarten sieht er als Symbol einer modernen Mobilität. Postkarten sind Teil der Konstruktion von Imaginationen eines Ortes, von dessen Sinnlichkeit (sensuality), über die sich die Tourismusindustrie vermarktet. Die Postkarten finden als Re-Imagination und Sehnsuchtsort eines vergangenen Goldenen Zeitalters des Libanon heute zunehmend auch in den digitalen Medien Verbreitung. Dabei, so McCormick, würden sie zu einem Monument des Vergangenen.

Die Künstlerin *Dominique Hurt* (Berlin) gab an umfangreichem Bildmaterial einen Einblick in den Kosmos ihres künstlerischen Schaffens. Im Wildt'schen Haus war »Un cop d'ull«, katalanisch für einen Augenblick oder Augenschein, ausgestellt, eine Assemblage in drei Vitrinen aus eigenen und fremden Texten, Fotografien, Büchern und Wachswalzen. Vom Material und der Idee von Wachs ausgehend, hat sie assoziativ verschiedenen historische Objekte ausgewählt und mit eigens hergestellten kombiniert. Dabei interessierte sie für die ausgestellte Arbeit der Akt des

Schauens, des genauen Hinsehens auf Objekte und deren visuelle wie semantische Querbezüge.

An der Tagung wurde wiederholt diskutiert, wie ein Framing unweigerlich mit Categoriesystemen und Denkmustern zu tun hat und sich damit für wissenschaftliches Arbeiten immer auch die Frage nach Einschlüssen und Ausschlüssen stellt. Im Rahmen der Vorträge wurde Compiling als Praxis des Sammelns von Informationen, Bildmaterial und Objekten verortet, aber auch als epistemische Praxis des Zusammenstellens und Re-Interpretierens von Wissensbeständen gefasst. Damit kam Sampling zwar ebenfalls dem Compiling nahe, doch im Kontext der präsentierten Forschungsarbeiten schien Sampling am schwierigsten als Begriff für eine wissenschaftliche Praxis fruchtbar zu machen. Dies könnte auch daran liegen, dass Sampling, verstanden als Kreativitätspraktik (und nicht als Grundbegriff qualitativer Forschung) auf einem spielerischen und experimentierenden Zugang zu Materialien und Objekten aufbaut. Die tendenziell hohe Zielgerichtetheit wissenschaftlicher Praxis schien sich mit einer Konnotation des Prozessualen, Unabgeschlossenen und damit einer Ergebnisoffenheit der Samplingspraxis zu beissen. Framing, Compiling und Sampling verstanden als ein sinnlich-verspielter Umgang mit Materialien eröffnet somit letztlich auch die Option eines Reframings wissenschaftlicher Praxis, eine Gewichtsverschiebung vom Ziel kognitiver Erkenntnis zum Spiel eines sinnlich-wahrnehmenden Erkennens. Der geplante Tagungsband zu dieser vieldeutigen Begriffstria verspricht somit weiteren Stoff für eine auch grundlegende Auseinandersetzung mit kulturanalytischer Forschung als auch sinnliche denn rein analytische Praxis.

Patricia Jäggi

Internationale Tagung »Grenzräume – Raumgrenzen: Ländliche Lebenswelten aus kulturwissenschaftlicher Sicht« des Forschungsschwerpunkts »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte«, 16. bis 18. April 2015, Universität Innsbruck

Zu einer internationalen und interdisziplinären Tagung lud der Forschungsschwerpunkt »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte« der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck unter der Organisation von Niels Grüne, Claus Oberhauser und Andreas Oberhofer vom 16. bis zum 18. April 2015 nach Innsbruck. Aus unterschiedlichen Blickpunkten wurde in drei Tagen zu Grenzen in ländlichen Lebenswelten diskutiert. Die Vorträge der jeweiligen Disziplinen mit ihren spezifischen Zugängen und Schwerpunktsetzungen waren in insgesamt sieben Sektionen gegliedert, wobei am Ende des zweiten Tages noch eine literarische Soiree zum Thema stattfand. Eine Besonderheit der Tagung bestand darin, dass bereits in der inhaltlichen Planung ein disziplinär dezentrales Konzept verfolgt wurde: Die Gestaltung der einzelnen Sektionen samt Auswahl der Referierenden lag in der Verantwortung der jeweiligen Vertreter_innen der beteiligten Disziplinen und bildete somit den Verbundanspruch des Innsbrucker Forschungsschwerpunkts ab. Der Forschungsschwerpunkt, ein Zusammenschluss diverser geistes- und sozialwissenschaftlicher Disziplinen, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die verschiedenen Aspekte der Dynamik von »Kultur« als sinnstiftender Einheit zu analysieren. Dabei wird die Kreativität bei der Bildung von Neuem ebenso betrachtet wie diesbezügliche Konflikte.

Eingeleitet wurde die Tagung von *Susanne Rau* (Erfurt), die sich in ihrem Eröffnungsvortrag mit der Bebauung, Besiedlung und Begrenzung von Raum aus kulturwissenschaftlicher Perspektive befasste. Am Fallbeispiel ihrer Forschung zur französischen Region Lyonnais im Spätmittelalter legte die Stadthistorikerin dar, dass Grenzen und Rechtsräume stets konstruiert und somit imaginär waren. Wenn auch gewisse Grenzpunkte in der Landschaft markiert wurden, so waren die verbindenden Linien dennoch gedacht. Grenzen entstünden folglich im Kopf und würden als solche erst durch performative Akte wie der Grenzbeschreitung konstruiert.

Im nachfolgenden, historischen Panel wurden unter der Moderation von *Margareth Lanzinger* (Innsbruck) die Ausführungen Raus vertieft,

indem diverse Beispiele aus dem Spätmittelalter und der Frühen Neuzeit die Konstruktion, Nutzung und Abgrenzung von Rechtsräumen veranschaulichten. Die Vortragenden *Christian Hagen* (Bozen), *Janine Christina Maegraith* (Cambridge), *Attila Magyar* (Hannover) und *Katrin Gäde* (Magdeburg) referierten aus ihren Forschungsbereichen des Erb- und Ehegüterrechts, der Bildung von Verwaltungsgrenzen sowie Ehescheidungsverfahren bei gemischtkonfessionellen Paaren. Es wurde deutlich, dass Grensräume stets abhängig von den Akteur_innen waren, welche sie formten und für sich beanspruchten. Das vorgegebene Recht erwies sich dabei als ein flexibel angewandtes, zumal noch der Umstand zu bedenken ist, dass diverse Rechtsordnungen verschiedener Institutionen gleichzeitig aktiv waren, sodass die Zuständigkeiten oft ungeklärt blieben.

Die letzte Sektion des ersten Tages, »Geschichtswissenschaftliche Perspektiven«, stand unter der Leitung von *Andreas Oberhofer* (Innsbruck). Anhand der Interpretation des Titelbilds der Tagung, einem kolorierten Kupferstich mit der Stadtansicht von Bruneck, welches die Vielschichtigkeit der ländlichen Grenzen deutlich werden ließ, führte Oberhofer in das Thema ein. In seinen Ausführungen zu den Paradigmen der Erforschung ländlicher Räume in historischer Perspektive wies *Clemens Zimmermann* (Saarbrücken) auf die zentrale Bedeutung des akteurszentrierten Blicks auf den Forschungsgegenstand in der Analyse hin, und unter diesem Aspekt auch auf das Zusammenwirken diverser Kategorien, wie den Mikrowelten, der Mobilität und Dynamisierung, sowie der Medialisierung und Medialität. Forschungsdesiderate sah er vor allem in der Betrachtung der individuellen Aneignung von Medien und der Auswirkung politischer Interessen auf die konstante Wechselwirkung zwischen Städtischem und Ländlichem. *Dirk Rupnow* (Innsbruck) stellte in seinem Vortrag das Sparkling-Science-Projekt »Hall in Bewegung« vor, wobei der Schwerpunkt auf den diversen Aspekten und Herausforderungen bei der Realisierung des Projekts und der daraus resultierenden Ausstellung lag. Die Untersuchung der verschiedenen neuen und alten Räume und Grenzen in Zusammenhang mit Migration, sowie deren Ausverhandlung bis heute standen im Zentrum des Projekts. Insbesondere sorgten die Details zu den Schwierigkeiten der Verortung von Quellen zur Migration in Österreich sowie die politisch bedingten Problematiken bei der Verwirklichung der Ausstellung für Diskussionsstoff bei den Tagungsteilnehmer_innen. Den Abschluss bildeten die Ausführungen *Kurt Scharrs* (Innsbruck) zur Imagologie und

Persistenz des Grenzraums Südtirol. Scharr betrachtete die Nationalstaatsdiskussion als Basis für die Grenzraumdiskussion zwischen deutscher und italienischer Sprachgruppe. Diese wiederum sei zwar historisch und geographisch verankert, spiegele aber vielmehr einen ideologischen Abwehrkampf wider. Allen voran bot der Alpenverein hierbei seit seiner Entstehung ein Netzwerk für die Bildung beziehungsweise Erhaltung ethnodeterministischer Grenzen über die nationalen Grenzen hinweg.

Der zweite Tagungstag begann mit der theologisch-agrarsoziologischen Sektion »Topographien der Sehnsucht?« unter Moderation von *Christian Bauer* (Innsbruck). Dieser leitete das Panel ein, indem er auf die realen topographischen Orte der Sehnsucht hinwies, und diesbezüglich vor allem auf Stadt und Land, die durch gegenseitige Konstruktion und wechselseitige Grenzüberschreitung zu Sehnsuchtsorten würden. So zeigten zum Beispiel Paste-ups mit Tierdarstellungen, das Knitting oder das Guerilla Gardening eine inszenierte Rückeroberung der Stadt durch die Natur. *Hans-Joachim Sander* (Salzburg) bezog sich in seinem Vortrag auf Grenzen der Glaubensterritorien zwischen protestantisch geprägter Stadt und katholisch geprägtem Land. Anhand des Liedes »Ein feste Burg ist unser Gott«, einem Distinktionsgesang des Protestantismus gegenüber dem Katholizismus, exemplifizierte Sander seine Theorie der protestantischen, eingrenzenden »frontiers« im Gegensatz zu den katholischen, ausgrenzenden »borders«. Durch die Auflösung der Stadt-Land-Grenzen und fehlender Distinktion komme es allgemein immer mehr zu einer »Protestantisierung« der katholischen Kirche, so Sander. *Johannes Panhofer* (Innsbruck) führte die Tagungsbesucher_innen mittels Bildmaterial und diesbezüglicher Notizen auf einen virtuellen Rundgang durch das Olympische Dorf in Innsbruck. Panhofer erklärte die architektonische und soziale Struktur des »O-Dorfes« anhand eines Tagesablaufs am Hauptplatz, dem Luggler-Platz. Aus dieser dichten Beobachtung schloss der Referent auf ein Spiegelverhalten der in größeren Gruppen auftretenden jugendlichen Migrant_innen, die versuchten, Präsenzmehrheit und somit Dominanz als Reaktion auf die von ihnen erlebte Ausgrenzung herzustellen. *Mathilde Schmitt* (Innsbruck) gab schließlich Einblick in ihre Forschungen zu Transzendenzbezügen im ländlichen Raum, wobei es vor allem um die Veränderung der Rolle von Familie, Religion und Kirche am Land ging. Besonders stark zeigte sich eine Emanzipation durch Entfernung von der Kirche bei gleichzeitiger Annäherung an den Glauben. Die Identifikation mit transzendenten Ansätzen böte

in ländliche Umgebung eingehirateten Frauen auch die Chance der (Selbst-)Bestimmung und Legitimation von Argumentationen sowie der persönlichen Stärkung. Dadurch hätten die Frauen die Möglichkeit, in den oft starren Hierarchiegefügen selbst etwas ausverhandeln zu können, so Schmitt.

Im nächsten, literaturwissenschaftlich-erziehungswissenschaftlichen Panel wurden unter der Leitung von *Ulrich Leitner* (Innsbruck) narrative Erfassungen der Landschaft präsentiert. An den Landschaftsbeschreibungen des Hochmittelalters in den *Gesta Friderici Ottonis* von Freising erklärte *Christina Antenhofer* (Innsbruck) die unterschiedlichen Funktionen von Raum- und Landschaftsbeschreibungen: Neben der räumlichen Verortung des Geschehens zeigten sich genretypische Erzählrepertoires, die narrative Erwartungshaltungen erfüllten, wobei die Landschaft auch selbst Akteur sein könne. Die Beschreibung von Landschaft und Ereignissen erfolgte dabei auf Basis sakraler und antiker Topoi. *Gerhild Fuchs* (Innsbruck) analysierte in ihrem Vortrag Landschaftsbeschreibungen des suburbanen Poebenengebiets von Gianni Celati. In seinen Romanen lässt Celati die Bewohner_innen des suburbanen Raums über ihre Probleme, ihre Entwurzelung, Orientierungs-, Orts- und Identitätslosigkeit in einer unwirklichen und monotonen, zweidimensionalen Umgebung reflektieren. *Ulrich Leitner* (Innsbruck) berichtete auf Basis seiner Recherchen zum Vorarlberger Erziehungsheim »Jagdberg« über ländliche Kindheiten in Tiroler Fürsorgeerziehungsanstalten. Die Raumgestaltung wurde in diesen Heimen als erzieherische Maßnahme genutzt: Als in sich geschlossener, monoedukativer Mikrokosmos nutzte das Heim »Jagdberg« Raumgrenzen von Stadt und Land durch seinen Standort in einem abgelegenen, ländlichen Gebiet. Die baulichen Gegebenheiten, deren architektonische Gestaltung und die Landschaft dienten somit der Herstellung von erzieherischen Räumen, so vor allem der Separierung nach außen und nach innen.

Die abschließende, literaturwissenschaftliche Sektion befasste sich unter der Moderation *Iris Kathans* (Innsbruck) mit literarischen (Re-) Figurationen der Provinz im Grenzraum Tirol. *Ingrid Fürhapter* (Innsbruck) und *Markus Ender* (Innsbruck) zeichneten die Entwicklung der Landschaftsmetaphoriken in der Kulturzeitschrift »Brenner« nach, indem sie diese speziell auf Ansätze für kulturelle Identitätsfindung hin betrachteten. Am Beispiel von Georg Foidls »Der Richtsaal« erläuterte *Barbara Siller* (Innsbruck) die Theorie der Schuldhaftigkeit des Ortes.

Die Erinnerung, so Siller, könne durch das Erleben der kontaminierten Landschaft und der Sprache wieder hervortreten, wodurch es zur Realisierung der transgenerationalen Schuld komme. *Iris Kathan* (Innsbruck) betrachtete am Beispiel der Romane Kurt Lanthalers transitorische Orte in der Gegenwartsliteratur und konstatierte hierfür Identitätsverlust durch Raumverlust. Die Veränderung der Landschaft führe zum Entstehen eines Fremdheitsgefühls. Erst die leibliche Erfahrung mittels anthropologischer Konstanten vergegenwärtige den Ort und stelle somit Raum her.

Für den Abend wurde im Rahmen der Tagung in Zusammenarbeit mit dem Literaturhaus am Inn und dem Forschungszentrum »Prozesse der Literaturvermittlung« eine literarische Soiree mit *Saša Stanišić* zu seinem Buch »Vor dem Fest« angeboten. Der Roman ist nach Stanišić »ein Loblied auf fragwürdige Dinge, die aber dem Dorf helfen«. Auf amüsante, aber sehr liebevolle Weise lässt der Autor in der Wir-Form das Dorf als polyphones Kollektiv erzählen, in welchem jede einzelne Figur ihren Stellenwert hat. Viele der in der Tagung bereits besprochenen Problematiken des Lebens in einer sich wandelnden, ländlichen Umgebung zeigen sich auch in dieser Erzählung, so die Sehnsucht und Imagination in einem nicht abgeschlossenen Ort, die Abgeschiedenheit und Abkoppelung einerseits, sowie die Verflechtung mittels Technisierung und Medialisierung andererseits.

Den Auftakt zum dritten Tagungstag bildete das ethnographisch-kulturanalytische Panel unter der Leitung von *Gilles Reckinger* (Innsbruck). *Andreas Hartmann* (Münster) eröffnete die Sektion mit seinen Ausführungen zur Thermodynamik der Grenze. Anhand der Ergebnisse seiner Forschung zur deutsch-deutschen Grenze zeigte Hartmann auf, dass auch gebrochene Grenzen, deren Spuren nicht mehr sichtbar seien, niemals wirklich entfernt werden könnten – vielmehr blieben sie, verfestigten sich und bildeten durch die enorme soziale Energie, die sich hier entwickle, wiederum neue Grenzen. Grenzen schreiben Diskontinuitäten in den Raum ein, geben ihm auch eine (aufgezwungene) soziale Ordnung, aber genau darum bauten sie auch einen Druck auf und seien soziale Kulturträger. Nicht ohne Augenzwinkern wagte Hartmann daraufhin einen theoretischen Analogieschluss und regte ein Gedankenexperiment an, wonach die physikalischen Gesetze der Thermodynamik, namentlich die Energieerhaltung in geschlossenen Systemen und der Entropiesatz als solche, auf Gesellschaften in Grenzgebieten und deren interkulturellen

Austausch angewandt werden könnten. Insofern sei es möglich, dass die Grenzen mit der Zeit verschwinden und eine Angleichung bis hin zur Homogenität stattfinde. Im zweiten Vortrag des Panels sprach *Ingo Schneider* (Innsbruck) über die Erkenntnisse im Rahmen seiner Grenzraumforschung an Tiroler Grenzübergängen. Demnach werde Kultur sehr häufig als Instrument zur Stärkung und Verteidigung von territorialen Grenzen verwendet. Nationale und innerstaatliche Grenzen haben mittlerweile in der EU ihre Bedeutung verloren, dennoch seien innere Grenzen immer noch sehr zentral: Die wahren Grenzen, so Schneider, verliefen mitten durch die Region. Als großes Versäumnis der Universität Innsbruck merkte er an, dass in der Vergangenheit nur die deutschsprachige Bevölkerung im wissenschaftlich-universitären Bereich gefördert worden sei, was in Bezug auf das Grenzgebiet Südtirol die Grenzen zwischen den Sprachgruppen noch verschärft habe. Der Mythos der ethnischen Identität, basierend auf der Folgerung »Geschichte ist gleich Kultur, ist gleich Natur« müsse endlich abgebaut werden, und dabei habe die Universität Innsbruck eine Schuld abzarbeiten.

Die letzte Sektion der Tagung bildete die »Touristische Wahrnehmung alpiner Orte und Landschaften« unter der Moderation von *Janne Bayer* (Innsbruck) mit Referent_innen des Management Centers Innsbruck. *Dieter Pfister* (Basel) eröffnete mit seinen Ausführungen zur inszenierten Tourismusarchitektur in Tirol. Er gab einen historischen Abriss der architektonischen Entwicklung des Hotelbaus Nordtirols, wobei er betonte, dass das Geschichtsbild keineswegs als linear zu sehen sei, sondern als ein sich immer wieder überlagerndes. Pfister rief dazu auf, die Logiken der Herstellungsindustrie zu durchbrechen und diese subtil nach dem Geschmack des selbstbewussten Bauherren zu aktualisieren. *Theresa Leitner* (Innsbruck) erklärte anhand des Themas »Sinn oder Unsinn touristischer Inszenierungen« die Sorge der Gesellschaft in Bezug auf die Bedrohung durch den Tourismus, bzw. durch Disneyfizierung, einer Überinszenierung der Natur im Rahmen von Storytelling. Der Tourismus reagiere schnell, sei empfänglich für die Erlebnisgesellschaft und nutze die Inszenierung als Erfolgsrezept. Die ersehnte Rückkehr zur Natur sei Leitner zufolge in Zeiten des Massentourismus nur im Rahmen einer Inszenierung der Natur möglich. *Robert Steiger* (Innsbruck) legte in seinem Vortrag zu der Veränderung von Raumgrenzen touristischer Aktivitäten dar, wie die Räume des Quellmarkts, sprich des Gebiets, aus dem die Gäste stammen, welche die Region besuchen, des

Transitraums und der Destinationsorte der Reisenden in gegenseitiger Wechselwirkung miteinander verbunden seien. Dabei sei die Distanz bestimmend für die Wahl des Zielortes. Der Gast suche sich von seiner Destination aus noch Satellitenziele, die für ihn dazugehörten. Aus diesen Gründen weichen Grenzen auf und neue Grenzziehungen würden sowohl von Gästen als auch von Touristiker_innen vorgenommen. Vor allem die Transformation des Raumes durch die Wirkung des Urbanen auf die Umgebung führe zu einer Verschiebung der Raumnutzung.

Den Abschluss der Tagung stellte das Resümee von *Johann Holzner* (Innsbruck) mit anschließender Abschlussdiskussion unter der Moderation von *Claus Oberhauser* (Innsbruck) dar. Holzner konstatierte zunächst, dass die Tagung in Bezug auf das Thema wohl kein einheitliches Bild entwerfen konnte, was auch nicht die Absicht gewesen sei – dies werde nur in totalitären Systemen realisiert. Mit Hilfe der Literatur sei es möglich, einen Zugang zum Aufbrechen dieser Idee zu finden und Geistes- und Sozialwissenschaften gleichermaßen in den Diskurs einzubinden. Übereinstimmend bei allen Vorträgen sah Holzner die Thematiken der Mobilität, der Dynamik und der Urbanisation. Einmal mehr habe die Tagung gezeigt, dass die Stadt-Land-Dichotomie aufzubrechen und die Vorstellung abgegrenzter, in sich geschlossener Gebiete zu verwerfen sei. Obsolete und dennoch fortlebende Bilder müssten schärfer ausgeleuchtet, Stereotype und Begriffe geprüft, die Lebenswelten der Leute besser analysiert und die Auswirkungen der Politik auf den Raum betrachtet werden. Die Politik sei offensichtlich noch nicht bereit für das Thema Migration und deren Akzeptanz in unserer Geschichte, so Holzner. Hier komme den Institutionen in Bezug auf die Identitätsbildung eine wichtige Rolle zu – auch der Universität, deren zentrale Verantwortung in diesem Zusammenhang bei der Tagung diskutiert wurde.

Sabine Merler

**DO IT! Yourself? Fragen zu (Forschungs-)Praktiken des Selbermachens.
5. bis 7. März 2015, Institut für Europäische Ethnologie, Wien**

Von Donnerstag, 5. März, bis zum Samstag, 7. März, veranstalteten Nikola Langreiter und Klara Löffler am Wiener Institut für Europäische Ethnologie die Tagung »DO IT! Yourself? Fragen und (Forschungs-)Praktiken des Selbermachens«. Nach der Begrüßung durch Dekanin Claudia Theune-Vogt und die Institutsvorständin Brigitta Schmidt-Lauber erläuterten die Veranstalterinnen ihre Zugangsweisen und Intentionen. Die Satzzeichen im Titel der Tagung bedeuteten ihnen zweierlei: Einerseits wollten sie die ideologisch und politisch aufgeladenen Diskurse und Diskussionen innerhalb der Do-It-Yourself(DIY)-Szene(n) in diesem »überdeterminierten Feld« aufgreifen und verschiedene Praktiken und Zielsetzungen präsentieren. Gleichzeitig galt es ihnen mit der Tagung aber auch das Feld zu hinterfragen, zu öffnen und die Möglichkeit zu bieten, Desiderata in Darstellungen und (reflexiven) Forschungen zu benennen, die sie etwa in bis dahin zu geringer sozialer Differenzierung der AkteurInnen oder im Ausblenden historischer Effekte sahen.

Bereits das Tagungsprogramm wies auf die Aktualität des Themas hin, die vorwiegend »jungen« bzw. nicht durch Professuren etablierten Vortragenden versprachen engagierte Beiträge. Diese bewegten sich letztlich im Spannungsfeld von individueller Motivation und persönlichen Zielen (etwa Selbstverwirklichung bzw. Selbstermächtigung) und utopischem Gesellschaftsentwurf, familiärer Intimität und gesellschaftlichem Protest (etwa in den vielen Bezügen zur Punkbewegung), zwischen wirtschaftlichen Dimensionen von wenig elaborierter Eigenproduktion bis hin zu kreativer, finanziell erfolgreicher Nischenproduktion und professionellem Design. Die zeitliche Konzeption der Tagung war großzügig bemessen, für jeden Vortrag mit anschließender Diskussion war eine Stunde vorgesehen. Dies trug sicher zur angeregten und anregenden Atmosphäre bei, in der die Frage nach der Spezifik des DIY aufgeworfen wurde, die in konkreten Geschlechter-, Sozial- oder Altersdifferenzierungen ebenso zu finden ist wie in nationalen, regionalen und speziell in virtuellen Kontexten.

Der Donnerstagnachmittag widmete sich dem ersten von drei Modulen und war mit »ich/wir – in historischen Rahmungen« überschrieben. Dieser erste Halbttag eröffnete bereits wichtige Fragen, die bis zuletzt

wiederkehren sollten und zum Teil noch kaum berücksichtigte Aspekte von DIY umkreisen. Die Historikerin *Elisabeth Freiß* (Wien) stellte in ihrem Beitrag die von der Hauptstadt der Donaumonarchie Wien ausgehenden Interessen und Ziele in Bezug auf weibliche, als »volkstümlich« deklarierte und damit emotional aufgeladene »Wiener Handarbeiten« dar. Deren Förderung sollte nicht nur entlegenen Gebieten neue Wirtschaftszweige und Märkte eröffnen, sondern über eine Homogenisierung und Standardisierung der Praktiken und vor allem der Produkte sowie über ihre publizistische und propagandistische Aufbereitung zur nationalen Identitätsbildung beitragen. Während sich Freiß zeitgenössischen Handarbeits- und Modejournale als Quelle bediente, verfolgte die zweite Vortragende, die Historikerin und Grafik-Designerin *Ines Peper* (Wien), ihr Feld über Internet-Auftritte der zu beforschenden AkteurInnen. Sie konstatierte eine »Wiederentdeckung der Handspinnerei zwischen radikalem DIY und der Anknüpfung an populäre Geschichtsbilder«, die sich einer Einbettung in und einer Herleitung über historische Narrative bedient. Peper zeichnete die mediale Verklärung dieser weitgehend als weiblich konnotierten Tätigkeit ab 1900 nach und verdeutlichte den eklektizistischen Umgang der Web 2.0-Community etwa mit dem Phänomen der Spinnstuben. Weiblichen und auch feministischen Gruppen stellt das Internet in diesen Kontexten einerseits den historischen Fundus für Narrative über weibliche Vorbilder zur Verfügung, andererseits bietet es auch eine – in ihrer Dimension und Wirksamkeit sicher noch genauer zu hinterfragenden – Plattform zur Darstellung einer neuen, veränderten Sicht auf Handarbeit, die ihre auf Selbstermächtigung zielenden Texte und Textilien als Ausdruck des (weiblichen) Selbst begreifen. Zum Abschluss des Tages führte *Bernhard Fuchs* (Wien) die Faszination des Selbermachens vor Augen: Er präsentierte seine selbstgebaute Instrumente, thematisierte die dahinter stehenden Intentionen, deren Funktionen und Wirkungen und illustrierte dadurch die Suche nach und die Begeisterung für elementare Instrumente und »einfache Formen«. In der anschließenden Diskussion wurde die Frage nach dem Umgang mit einer »Doppelung im Feld« (als AkteurIn/SympathisantIn und DeuterIn) des DIY und Selbermachens aufgeworfen, und allgemein eine umsichtige Reflexion der Forschenden gefordert, um Praxis und Analyse zufriedenstellend vereinen zu können.

Der gesamte Freitag war mit dem Modul-Titel »Ökonomien – und deren Mehrdeutigkeiten« überschrieben und lotete vielseitig die

wirtschaftlichen Dimensionen von Handlungs- und Diskursräumen im Feld zwischen gesellschaftlicher Widerständigkeit und individuellen Bedürfnislagen aus.

Den Vormittag eröffneten *Werner Bellwald* und *Konrad Kühn* (Basel) mit einem historisch grundierten Beispiel. Sie stellten das »Selbermachen im Bergtal« und damit die konkrete Praxis wie auch das Selbstbild der Löttschentaler Maskenschnitzer speziell im 20. Jahrhundert in den Mittelpunkt. Sehr differenziert arbeiteten sie die Bedeutung des Schnitzens in dieser ruralen/alpinen Umgebung heraus und verfolgten historische wie aktuelle Aushandlungs- und Deutungsprozesse von Objekten, Personen und Praktiken. Die Schnitzer des Löttschentalen grenzen sich heute sowohl von »laienhaften Bastlern« als auch von »Kommerz« ab. Von früheren Bedingungen wie wirtschaftlichen Zwängen haben sie sich weitgehend befreit und behaupten nun stolz ihre Bedeutung in der Talgemeinschaft wie im Internet. Nach diesem (leider einzigen) Ausflug in nicht-städtische Praxis- und Diskurswelten widmete sich Peter F.N. Hörz »Ideologemen und Praxen im Kontext des *urban farming*«. Er beobachtete Narrative rund um neue (Land-)Wirtschaftsformen, wie sich diese in den »geordneten«, ästhetisierten Stadtkulturen des Do-It-Yourself zeigen und als Reaktion auf Krisen (etwa im Lebensmittelbereich) erzählt werden. Hörz' Untersuchungen in Tübingen präsentieren die mit mehr oder minder großem »Missions- und Kommunikationsdrang« vorgetragenen Ansprüche der AkteurInnen, die über ihre jeweilige Praxis (zum Beispiel Hühnerhaltung) persönliche Vorteile, urbane Visionen oder gesamtgesellschaftliche Entwürfe argumentieren.

Den Nachmittag eröffnete *Andrea Vetter* (Berlin) mit ihrem Beitrag zu »Open Source und DIY – neue Allianzen des Selbermachens?«. Sie berichtete aus ihrer Dissertations-Forschung und gab zunächst einen Überblick zur Open-Source-Ecology-Bewegung, deren Ziel es ist, einer möglichst breiten Öffentlichkeit die Baupläne von Maschinen und Geräten zur Verfügung zu stellen. Am Beispiel Berlin konkretisierte Vetter die Anliegen ebenso wie die Handelnden, also junge (vor allem männliche) Personen, die sich nicht nur als VertreterInnen eines Zeitgeist-Movements, sondern als Menschen der Tat verstehen. Über das Ideal der Teilbarkeit werden Möglichkeiten einer veränderten, gerechteren, ökologischeren Ökonomie verhandelt. Den Erfolg dieser Bewegung beschreibt Vetter durch die Kombination von Mainstream-Werten und subversiven Praktiken, bei denen sich DIY als unkommerziell, technologiebasiert

und universalistisch präsentiert. Dass DIY in engem Zusammenhang mit urbanen Prozessen steht bzw. vorwiegend in diesen verortet wird, verdeutlichte *Katalin Tóth* (München) Beitrag zur Budapester Fahrradkultur. Nach einem kurzem historischen Überblick zur Bedeutung des Fahrradfahrens und -reparierens etwa in sozialistischen Mangelzeiten, beschrieb Tóth aktuelle Diskurse zu einem »DIY für eine bessere Stadt«. Über zwei Organisationen, die sich der Reparatur der »einfachen« Technologie Fahrrad widmen, wurde das Selbermachen im Spannungsfeld zwischen Selbstermächtigung, Alternativwirtschaft und bereits finanziell erfolgreicher Nischenproduktion bestimmt. Dabei setzen die kleinen Fahrradmanufakturen auf urbanes Lebensgefühl, dem Jugendlichkeit und ein erheblicher Spaßfaktor zugeschrieben werden. Anschließend ging *Sonja Windmüller* (Hamburg) dem »Wechselverhältnis von DIY und Abfall(-diskurs)« sowohl auf materieller wie auf diskursiver Ebene nach. Sie näherte sich DIY über unterschiedliche Aspekte von Abfall und Recycling (Nachhaltigkeit, Erinnerung, subversives Potential und ästhetische Dimension) und bot in ihrer »Relektüre der kulturwissenschaftlichen Abfallforschung« reflektierte und für die allgemeine Diskussion wichtige Analyseansätze. Durch ihren, den Freitag abschließenden Vortrag, verlegte die Industriedesignerin und Designwissenschaftlerin *Eva Kristin Stein* (Berlin) die Aufmerksamkeit vom DIY als Alltagspraxis hin zu Design als Berufspraxis. Mit ihrem Beitrag eröffnete Stein eine Diskussion, die konkret nach den AkteurInnen des DIY und ihren spezifischen Bedürfnissen und Zielen fragte. Dabei kristallisierte sich die Bedeutung des Lebensalters der 25 bis 30-jährigen AkteurInnen heraus, die sich in einer Lebensphase der persönlichen Orientierung befinden, die die Andrea Vetter treffend als »pendelnde Existenzen« beschrieb.

Der Samstagvormittag widmete sich vor allem den technischen Szenen des DIY und damit mehr oder minder explizit männlich dominierten Phänomenen. Dabei ging es ebenso um das Ausloten von (Un)Möglichkeiten des technologischen Fortschritts wie um die Faszination und den »utopischen Überschuss«, der diesen Diskursen und auch den Praktiken eingeschrieben ist. In diesem Sinne eröffnete *Christian Schönholz* (Marburg) mit Überlegungen zu privater technischer Reproduzierbarkeit und den Heilsversprechungen des 3D-Druckers. Über diesen würden besonders in der technologieorientierten Subkultur des DIY, in der sogenannten *Maker-Szene* Ideen und Entwürfe propagiert, die wiederum auf eine veränderte Form des Produzierens, Distribuierens und (Zusammen)

Arbeitens zielen. In diesem Zusammenhang war der anschließende Vortrag von *Oliver Stichel* (Siegen) interessant, der eben jener *Maker-Idee* nahesteht. Er berichtete aus dieser Perspektive von einer Fallstudie zu *human computer interaction* in einem palästinensischen Kinderflüchtlingscamp. Über das Modellbauen und Ausdrucken von kleinen Gegenständen auf 3D-Druckern, das als DIY vorgestellt wurde, verfolgt das Forschungsprojekt das Ziel, integrativ, partizipativ und ermächtigend zu wirken.

Einen gelungenen Abschluss des Tages und der gesamten Veranstaltung bildete die Performance von *Benjamin Eugster* (Zürich) und *Richard Schwarz* (Innsbruck), die als »Vorgelagerte Selbstermächtigungen. Autoethnographie einer Bastelübung am Einplatinencomputer« betitelt war. Sie griffen zuletzt explizit die Forschungspraktiken auf und nutzten DIY als Ausgangspunkt zu vielfältiger, forschender Selbstbeobachtung. In einem live vorgeführten Selbstversuch demonstrierten Eugster und Schwarz zum einen unterschiedlichen Bau- und Selbermachschritte, zum anderen analysierten sie aber auch jeden einzelnen Schritt umsichtig. Neben der praktischen Dimension des Auspackens, Zusammensteckens, Herunterladens und Installierens sowie den emotionalen Aspekten des (Vor)Freuens oder der Frustration standen kritische Reflexionen und die Analyse zu Themenbereichen wie Label und Hype von DIY im Web 2.0, zur Offenheit der *open sources* oder dem tatsächlichen Selbstermächtigungspotential. So gelangten sie – und dies war ein wahrlich bemerkenswerter Abschluss – auf die Praxis- und Erlebnisebene und bezogen auch die Kommunikation über das Selbermachen, das Reden über Erfolge oder Scheitern mit ein. Genau diese Punkte (DIY auch als oftmaliges oder auch nur mögliches Scheitern zu betrachten, primäres Thematisieren der Praxis an sich, Analyse der Handlungs- und Forschungsvorgänge etc.) waren in den Diskussionen immer wieder als Desiderata festgestellt worden.

Die Tagung verdeutlichte, dass, egal wie weit gesellschaftliche oder viel mehr unterschiedliche DIY-»Szene«-Diskurse inzwischen auch gediehen sein mögen, die Vieldeutigkeit des Begriffs- und Betätigungsfeldes sowie die Niederschwelligkeit und das Partizipationspotenzial der Forschungsthemen eine methodische wie analytische Herausforderung darstellen. Das Thema lädt intensiv zum Reden und Nachdenken über individuelle und kollektive Praktiken, Positionierungen und Zielsetzungen ein und stellt Forschende vor die Aufgabe, ihre eigene Rolle im

Feld, die nicht selten eine »Doppelung« beinhaltet, zu beobachten und zu reflektieren. Diese Reflexion sowie noch konkretere Differenzierungen könnten in Zukunft zu thematischen Erweiterungen führen, die zum einen die Kontexte der Praktiken betonen und damit womöglich andere (auch historische) Zugänge zu Arbeits- und Erwerbskulturen erzähl- und darstellbar machen. Zum anderen könnten auch kulturwissenschaftliche Zugänge und Erkenntnisse, die von den Produkten und erzeugten Dingen ausgehen, ein weiterer lohnender Ansatz sein.

Magdalena Puchberger

Interkulturelle Kompetenz in der Kritik. Tagung der Wiener Gesellschaft für interkulturelle Philosophie, des Instituts für Philosophie der Universität Wien sowie der Zeitschrift »polylog«, veranstaltet mit dem Institut für Wissenschaft und Kunst, Wien, 12. bis 13. Februar 2015

Als Verantwortliche für die Vorbereitung der Tagung sollen Nausikaa Schirilla (Katholische Hochschule Freiburg/Breisgau), Anke Graneß (Institut für Philosophie, Universität Wien) sowie Thomas Hübl vom Institut für Wissenschaft und Kunst genannt werden. Die Tagung, abgehalten im Österreichischen Museum für Volkskunde, führte erstmals die Wiener Gesellschaft für interkulturelle Philosophie (WiGiP) mit der Deutschen Gesellschaft für interkulturelle Philosophie zusammen. Sie richtete sich auch an PraktikerInnen, weshalb etliche Vortragende sich erfolgreich bemühten, die theorie- und fremdwortgesättigte Fachsprache des wissenschaftlichen Alltags zu verlassen. Teilweise scharfsinnige und gut vorbereitete Kommentare eröffneten die Möglichkeit zu (oft auch) kontroversen Diskussionen. Für den Nicht-Philosophen war merkbar, dass von der akademischen Philosophie öfters ein allzu eklektizistischer Umgang mit Theorien oder Konzepten in den Nachbardisziplinen kritisiert wurde.

Nach der Einführung durch die Erziehungswissenschaftlerin *Nausikaa Schirilla* und *Hans Schelkshorn* (Universität Wien, Christliche Philosophie) eröffnete der Sozialpsychologe und -theoretiker *Jürgen Straub* (Ruhr-Universität Bochum) das erste Panel. In einem phasenweise

auch provokanten Statement skizzierte Straub zentrale Probleme bei der Bestimmung von »Interkultureller Kompetenz«. Einerseits gäbe es knappe, abstrakte Definitionen, die z.B. »Effektivität« oder »Angemessenheit« als Elemente interkulturell kompetenter Praxis beinhalteten. Andererseits ließen sich eine Reihe von Konstituenten- und Komponentenmodellen ausmachen, die »Interkulturelle Kompetenz« konkretisieren, allzu oft aber diene der Begriff nur als Chiffre für Political Correctness. Diese Chiffren beförderten einen gesellschaftlichen Diskurs der Normierung und Optimierung; von der Ausarbeitung einer Theorie interkultureller Kompetenz sei man noch weit entfernt. Der »harte Kern« des Problems, die konstitutive Intoleranz von Menschen, die in Affekten und Emotionen verbleiben, werde verschleiert. Erst mit dem Bezug auf eine Theorie der Anerkennung und der Toleranz und deren Funktionalität wäre die Möglichkeit zu einem gewaltfreien oder gewaltarmen Umgang mit kultureller Differenz gegeben. Als anthropologische Universalie postulierte Straub das Bedürfnis jedes Menschen nach einem positiven Selbstwert, der vor allem durch Anerkennung von außen zustande käme.

Mit »(Inter-)Kulturalität neu denken« brachte *Jürgen Bolten* (Universität Jena, Sprachwissenschaft) in einem didaktisch gut aufbereiteten Vortrag erstmals die Kluft zwischen den Anforderungen von Interkultureller Kompetenz aus dem praktisch-angewandten Bereich und kulturwissenschaftlichen Erkenntnissen zur Sprache. Dabei würden von Praktiker- und damit Auftraggeberseite greifbare Aussagen zu »Dos and Dont's«, nicht vorhandene Eindeutigkeiten und Komplexitätsreduktionen gefordert. Ein Vortragsteil war den *fuzzy concepts* gewidmet, die dem Umgang mit kulturellen Akteursfeldern angemessener seien. So stellen sich Konzeptionen kultureller Identität in einer mehrwertigen Logik des »entweder – oder« *und* des »sowohl als auch« als Reziprozitätsbeziehungen zwischen Akteuren dar. Bolten zeigte die Bedeutung dieser Beziehungen (soziale, imaginative, Umwelt-, und Selbstreziprozität), wobei er sie historisch bei den lateinischen Verwendungen des Begriffs »cultura« verortete. Außerdem werden diese Konzeptionen an den Rändern »fuzzy«, also unscharf, und der Blick wird auf soziale Zusammenhänge, Kohäsion und Kollektive gelenkt. Bezüglich der Perspektive plädierte Bolten für einen Perspektivenwechsel von der Struktur hin zum Prozess.

Hakan Gürses (Gesellschaft für politische Bildung, Wien), Philosoph und Musiker, orientierte sich in seinem Referat hauptsächlich an

Konzepten Antonio Gramscis und Michel Foucaults. Eine politische Theorie des Interkulturalismus vor Augen, unternahm Gürses eine Gratwanderung zwischen der Affirmation des Kulturellen und einer Kritik des Kulturalismus, indem er auch den Kulturbegriff kritisch betrachtete, ohne ihn zu verwerfen. So seien die Auswirkungen der Lesart der Welt als einer kulturellen u.a. die Verschleierung von wirklichen Konflikten und die Festschreibung von Fremdheiten. Anfangs beschäftigte sich Gürses mit der Doppelperspektive von Hegemonie als Überzeugungsfähigkeit und Zwang zugleich. Gramscis *società civile*, das kulturelle Leben an sich, sei der Schauplatz kultureller Hegemonie. Kultur bilde zwar, so Gürses, eine Ordnung (als Ergebnis eines hegemonialen Kampfes), allerdings eine kontingente. Eine Gegenstrategie zur Universalisierung des Partikularen, die durch hegemoniale Kräfte via »Überzeugungsarbeit« versucht werde, könnte das Aufzeigen der Kulturalität und damit der Kontingenz dieser hegemonialen Position bieten.

In ihrem Beitrag nahm *Nausikaa Schirilla* Konzepte Homi Babhas, Gayatri Spivaks und eine Studie Jasmin Mahadevans in den Blick, mit deren Hilfe sie postkoloniale Kritik an Multikulturalismus-Konzepten thematisierte. So hätte nach Spivak westliche »epistemische Gewalt« erst die Subalternen ohne Subjektstatus produziert. Die Frage nach dem »Anderen« führe zum »Anderen« in sich selbst zurück. Eine Hinterfragung der produzierten Hierarchisierungen leite dazu an, große »Erzählungen« zu dekonstruieren und zum Verstehen von Differenzen zu gelangen. Ebenso mit der Produktion von Ungleichheit, von Unterlegenheit und Dominanzstrukturen setzt sich Homi Babha auseinander. Die Identität postkolonialer Subjekte bringe Hybridität hervor. Durch unterschiedliche Traditionslinien und Globalisierungsbeziehungen verbunden mit der Lebensrealität in Großstädten wird das Beharren auf Authentizität fragwürdig. Jasmin Mahadevan hatte in einer Studie »interkulturelle« Trainingskonzepte deutscher Unternehmen analysiert, und dabei einen Schwerpunkt bei der Produktion von »Distanz« und »Fremdheit« festgestellt. Trotz der Ausblendung der Meso- und Mikroebenen des Gemeinsamen würden diese Trainings von den Teilnehmenden als sinnvoll geschildert. Dies führe zum Paradoxon: Durch selbst produzierte Differenz-Imaginationen wird Unsicherheit geschaffen, die durch Interkulturalitätstrainings wieder abgebaut werden soll.

Vieles, was als interkulturelle Begegnung beschrieben wird, sei ein Konflikt, so leitete die Philosophin und Journalistin *Ursula Baatz* ihren

abendlichen Impulsvortrag in Anlehnung an Gedanken Johan Galtungs ein. Am Beispiel einiger aktueller, medial transportierter Irritationen zeigte Baatz, dass interkulturelle Situationen oft agonale Situationen seien. Viele interkulturelle Begegnungen spielten sich in einem Dreieck zwischen »Annahmen über den Anderen«, Verhaltensweisen und Widersprüchen ab. Sinnvoller wäre es jedoch, die Tiefenstruktur zu analysieren, die Verhältnisse zwischen Macht und Ohnmacht, oder zwischen Alt und Jung.

Barbara Schellhammer, Philosophin und Ethnologin, konzipiert einen Masterstudiengang »Interkulturelle Bildung« an der Hochschule für Philosophie in München. Der Studiengang mit Beteiligung einer Bildungsinstitution in Nairobi soll an drei Schwerpunkten orientiert sein, dem Verständigungsparadigma, einem Schwerpunkt Pflege und Social Care sowie der Erwachsenenbildung. Hier stelle sich schon die zuvor bemühte Zerreißprobe zwischen einem konkreten Bedarf von PraktikerInnen, z.B. in der Altenpflege, und dem kritischen Blick der Wissenschaft auf Fakten, Termini und deren Verwendung. Bewusst nochmals Richtung PraktikerInnen und dem Spagat zwischen Anforderungen der AuftraggeberInnen und den Erkenntnissen zeitgemäßer Forschung richtete *Nausikaa Schirilla* ihr Impulsreferat aus. Sie betonte, dass Menschen in Migrationsprozessen partiellen Akkulturationsprozessen ausgesetzt seien und vielfältige kulturelle Identitäten ausbildeten. Neben dem Plädoyer für einen lebensweltlichen Kulturbegriff beschäftigte sie sich weiters mit dem Gegensatz zwischen Differenz und Dominanz und mit dem Schutz von Minderheitsrechten im Kontext der Menschenrechte. Die teilweise kontroversiell aufgenommenen Statements leiteten in zwei Workshops über.

Den zweiten Tagungstag eröffnete der Philosoph *Rolf Elberfeld* (Hildesheim) zunftgemäß mit einer tiefgründigen und historisch weit ausgreifenden Begriffs-Analyse, die sich zwischen den Dialogen Platos (oder dessen Umfeld) und dem polyphonen Subjekt Nietzsches aufspannte. Nach Vorbemerkungen zum Kulturbegriff (darunter Kultur als Singularetantum vs. dem Plural Kulturen) und einer Erstverortung des Begriffes »interkulturell« in der Biologie 1915 betreffend Zellkulturen, unternahm Elberfeld kurze semantische Analysen weiterer Begriffe aus dem Kultur-Wortfeld. Das Paradigma der Selbst-Kultivierung und damit der »Kultur als Selbstkompetenz« rollte Elberfeld vom »Alkibiades I«-Dialog über Ciceros *cultura animi* bis zu Pufendorfs Aufforderung der notwendigen

Selbstkultivierung auf. Anhand von Beispielen von Nichida über Waldenfels bis Kristeva zeigte Elberfeld, dass der Gedanke, das Fremde läge im Anderen, ein Irrtum sei. Seit Kants »Anthropologie in pragmatischer Hinsicht« sei bekannt, dass das später als »das Unbewusste« benannte viel Raum einnehme. Fremdheitskompetenzen zu formulieren sei eine Aufgabe der praktischen Philosophie. Eine Fremdheitskompetenz zwischen den Kulturen ist für Elberfeld bei Ideen Jacob Burckards und Nietzsches und dessen »Pluralität in sich« anzubinden und in den historischen Konzepten noch nicht angelegt. In den Künsten ist eine solche Kompetenz an etlichen Beispielen zu beobachten, die Universitäten seien dazu oftmals zu eng.

Der aus Nigeria stammende Theologe *Chibueze Udeani* (Würzburg) leitete mittels biografischer Erfahrungen von Fremdheit in Afrika versus Österreich in sein Referat ein. Mittels des Konzeptes der Hermeneutik versuchte Udeani der Problemstellung beizukommen, ob wir *das Fremde* überhaupt verstehen können und – wenn ja – wo die Grenzen dieses Verstehens lägen. Udeani plädierte bezüglich des Verstehensprozesses für eine Bewegung beider Dialogpartner. Schon die Milieugrenzen in einer Kultur zeigten Fremdheiten auf. Um diese zu überbrücken, gelte es *mit* dem anderen und *nicht über* den anderen zu sprechen. Eine erste Basis sei die Annahme von Verstehensgrenzen, die Akzeptanz von Rätselhaftem und Widersprüchlichem. Interkulturelle Hermeneutik benötige eine zumindest partielle Nachvollziehbarkeit des zu verstehenden Subjektes, Achtsamkeit für Kontexte sowie eine Berücksichtigung des eigenen Vorverständnisses. Besonders wichtig sei die Anerkennung der Ebenbürtigkeit der Dialogpartner sowie die prinzipielle Akzeptanz der Andersartigkeit des Anderen.

Wiederum den Kolonialismus als Ausgangspunkt seiner Argumente wählte der Germanist und Politikwissenschaftler *Anil Bhatti* (New Dehli). Dabei zeigte er anhand seiner Heimat Indien den frappierenden Gegensatz zwischen den traditionell synkretistischen, mehrsprachigen, plurikulturellen indischen Gegebenheiten und den Vorstellungen von Purismus und Ordnung der europäischen Kolonisatoren. Demgemäß hätten die Briten einen »Hinduismus« geschaffen, den es so historisch nie gegeben habe, um gut herrschen zu können. Etwas ähnliches versuche die hindunationalistische »Hindutva«-Bewegung gegenwärtig. Das »Chaos« Indiens verlangte von den Briten koloniale Kompetenz, die als eine interkulturelle Kompetenz aufgefasst werden könnte. Für Bhatti

besonders reizvoll im Nachdenken über Interkulturalität (als gedachter Begegnungsort) wäre ein Ort der Ähnlichkeit, der instabilen Vagheit, der partielle Übereinstimmungen ergebe – eine »Brücke«. Als Beispiel erwähnte Bhatti den »west-östlichen Divan« Goethes. Obwohl der Kolonialismus Differenzen etablierte, schuf Goethe eine zwischen den Welten schwebende »Zeitgasse«.

Den Schlussvortrag hielt der Inhaber des Lehrstuhls für Philosophie in einer globalen Welt der Universität Wien, *Georg Stenger*. In einer dichten Skizze eines, wie es Kommentator Hans Schelkshorn charakterisierte, »sehr großen Projekts«, gab Stenger Einblicke in seine Überlegungen zur Nutzbarmachung des »Differenz«-Paradigmas für ein interkulturell tragfähiges Dialogverständnis. Nach Begriffsanalysen zu »Paradigma« und »Paradigmenwechsel« ging Stenger auf den Begriff der »Differenz« ein. Er plädierte schließlich dafür, dass die Philosophie nicht nur aus externen, sondern auch aus internen, philosophischen Gründen interkulturell werden müsse. Schließlich näherte sich Stenger kritisch-durchleuchtend und im Dialog mit zentralen DenkerInnen vier weiteren Grundbegriffen der praktischen Philosophie, die für ihn wichtig auf dem Weg zu einer interkulturellen Dialogkultur sind: Toleranz, Achtung, Anerkennung und Wertschätzung.

Franz-Martin Wimmer (Wien) wurde die delikate Aufgabe der Zusammenfassung und des Kommentars zu einer dichten Tagung zuteil. Mit einer Prise Humor nahm Wimmer einerseits den üblichen (interdisziplinären) Disputen ihre Spannung und zeigte etliche Themen und Aspekte auf, die sich für den/die aufmerksame/n Tagungsbesucher/in, trotz aller Sophismen der Argumente, der vertieften Behandlung entzogen hatten. Somit sind die Tore zu weiterem Nachdenken und Kritik am Begriff und Inhalten der »Interkulturellen Kompetenz« offen.

Michael J. Greger

Strategien der Subsistenz: Neue prekäre, subversive und moralische Ökonomien, Berlin, 23. und 24. Jänner 2015

Die Berliner Tagung »Strategien der Subsistenz« vom 23. und 24. Jänner 2015 wurde von der Gesellschaft für Ethnographie veranstaltet, in Kooperation mit dem Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin und dem Institut für Ethnologie der Freien Universität Berlin. Über zwei Tage hinweg wurde in den zwölf Beiträgen zu historischen und aktuellen Alltagspraktiken der Subsistenz im europäischen und außer-europäischen Raum die Bandbreite des Themas deutlich gemacht.

Die Tagung fokussierte den gegenwertigen Trend der »Rückkehr zur Subsistenz«, aus globaler Perspektive, im Blick der Ethno-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Der Begriff der Subsistenz war breit gefasst als Praktiken und Institutionen, die auf Selbstversorgung und selbsterhaltenden Lebensunterhalt abzielen, und darüber hinaus individuelle und kollektive Unterfangen, die jenseits von Marktwirtschaft materielle, soziale und geistige Bedürfnisse befriedigen. Die Schwerpunkte der Beiträge lagen dabei auf den Räumen, Subjekten, Objekten und Medien von Subsistenzpraktiken. Als Lebensstil, Hobby und Identität, als Überlebensstrategie oder als politischer Aktivismus bewegte sich das Thema Subsistenz immer wieder im Spannungsverhältnis zwischen Haushalt, Gemeinschaft, Markt und den Commons.

Eine Reihe an Beiträgen näherte sich dem Thema der Subsistenz als Praktiken der Subsistenzwirtschaft und Produktion. In den Vorträgen zu historischen Alltagswelten subsistenzorientierter europäischer Agrargesellschaften (*Michaela Fenske* und *Anna Carolina Vogel*, Göttingen / *Daniel Schläppi*, Bern) wurde auf die Komplexität und Diversität sozioökonomischer Alltagspraktiken hingewiesen. Diese existierten zwischen sozialer Normierung und Distinktion, Kontrolle und Zwang. Gleichzeitig bedeutete die Einbindung von Subsistenzökonomien in familiäre und soziale Netzwerke Risikominimierung, aber auch Konflikt. Subsistenz als das Auskommen von Haushalten als Betriebsgemeinschaften von verwandten und nicht-verwandten Personen (*Daniel Schläppi*) wurde dabei romantischen Vorstellungen von Autarkie entrückt und in einen Kontext komplexer Verhältnisse von Markt, Haushalt und Allmende gestellt.

Weitere Tagungsbeiträge führten diesen Ansatz in die Gegenwart, durch die Betrachtung von Praktiken der Subsistenzlandwirtschaft als

Selbstversorgung unterschiedlichen Grades mit Lebensmitteln und Ressourcen durch Land- und Gartenarbeit, Fischfang, Jagd und Sammeln. In ihrem Beitrag über Haupt- und NebenerwerbslandwirtInnen in der Tschechischen Republik diskutierte *Anja Decker* (München) wie prekäre Alltagswelten und ökonomische Praktiken verhandelt werden, zwischen dem Bedürfnis nach Existenzsicherung, Identitätsbildung durch Selbstversorgung, nachbarschaftliche Netzwerke und den Verkauf auf lokalen Märkten. Dabei wurden die durch eine Geschichte der Umsiedlung, Kollektivierung, Selbstversorgung und schließlich der Teilnahme am freien Markt geprägten Identitätsbilder mehrerer Generationen einander gegenübergestellt.

Felicitas Sommer (Leipzig) fragte in ihrem Beitrag nach den Zusammenhängen ökonomischer und politischer Praktiken einer solidarischen Gärtnereikooperative bei Leipzig. Dabei wurden die Ideale einer moralischen Ökonomie aufgezeigt, welche Gerechtigkeit und Solidarität durch die Praxis anonymer Kostenbeiträge praktizieren. Solche Praktiken werfen Fragen über soziale Kontrollmechanismen der Mitglieder untereinander auf, um »freiwilliges« Engagement und Mitarbeit in der Kooperative zu erhöhen. Ähnliche Themen beschäftigen auch die Mitglieder der internationalen WWOOF-Bewegung (*World Wide Opportunities on Organic Farms*), die ich in meinem Beitrag vorstellte. Am Beispiel von Österreich und Neuseeland konnte ich zeigen, wie kleine, familiäre und ökologische Subsistenzbetriebe durch die aktive Eingliederung nicht-verwandter Personen in die Haushaltsökonomie ihren Alltag gestalten, ob als identitätsstiftende Lebenspraxis, aus einem Bedürfnis nach Gemeinschaft oder zur Entlastung der Haushaltsökonomie landwirtschaftlicher Familienbetriebe in prekären ökonomischen Situationen.

Subsistenz als wesentlicher Aspekt im Diskurs um Identität thematisierte *Timo Duile* (Bonn) in seinem Beitrag über Konstruktionen regionaler Identitäten in West-Kalimantan (Indonesien), wo AktivistInnen binäre Gegensätze wie Subsistenz und Kommerz, Nachhaltigkeit und Produktivität, Haushalt und Markt als argumentative Strategien einsetzen, um ihre Gewohnheitsrechte auf natürliche Commons gegenüber dem Staat aufrechtzuerhalten.

Aktivismus, die Rechte an Commons und Identitäten, thematisierte auch der Beitrag von *Philip Gondecki* (Bonn). Er stellte indigene Lebensprojekte der Waorani im ecuadorianischen Amazonastiefland vor, wo die Fremdbeanspruchung von Gebieten die kollektiven Subsistenzpraktiken

der indigenen Bevölkerung zur Selbstversorgung mit Nahrungsmitteln und Ressourcen gefährdet.

Abseits von Subsistenz als Selbstversorgung durch (Nahrungsmittel-) Produktion von und für den gemeinsamen Haushalt oder die Gemeinschaft, wurde in weiteren Beiträgen Subsistenz im Zusammenhang mit gemeinschaftlichen, lokalen Face-to-Face-Communities diskutiert. Regionalwährungen als Instrument der lokalen Subsistenzwirtschaft und endogenen Regionalentwicklung diskutierte *Lukas Silberbauer* (Wien) am Beispiel des Waldviertels in Österreich. Die ökonomischen, sozialen, ökologischen und ideellen Ziele hinter der Idee, die Kaufkraft regional zu binden, stehen dabei im Spannungsfeld der Regionalwährung als »Sondergeld«, welches in der Praxis oft gar keine Verwendung findet oder vorrangig für Luxusgüter und Geschenke zum Einsatz kommt. *Manuela Bojadzije* (Berlin) diskutierte in ihrem Vortrag die Berliner Commons als urbane Initiative des politischen Aktivismus gegen steigende Mieten jüngst privatisierter Sozialwohnungen. Hierbei lag der Fokus auf der Theorie des *doing commons*, den Praktiken politischer und sozialer Räume und den gemeinsamen Erfahrungen städtischer Transformationsprozesse.

Andere urbane Praktiken der Subsistenz wurden in zwei weiteren Beiträgen im Sinne der Selbstversorgung durch informelle Ökonomien diskutiert, als alternative Praxen der Teilnahme an Geldwirtschaft und Konsumkreisläufen. *Alexandra Rau* (München) beschrieb das Flaschensammeln in Deutschland als Lebensprojekt, als Strategie des ökonomischen Überlebens und der Suche nach sozialen Kontakten, aber auch als eine alternative, informelle und alltagsstrukturierende Arbeitswelt. *Marcus Richter* (Marburg) diskutierte wie »Umsonstläden« in Deutschland und Österreich Konsumgüter »dem Wertkreislauf entziehen« – wie der Slogan eines »Umsonstraums« proklamiert, wonach nicht mehr der Tauschwert der abgegebenen Gegenstände, sondern nur noch ihr subjektiver Gebrauchswert für den/die neue BesitzerIn zählen soll. Dabei wurde das soziale Dilemma des Nehmens ohne Gegengabe (Mauss) dem Konzept des *baseline communism* (Graeber) gegenübergestellt.

Im abschließenden Podiumsgespräch (*Kenneth Anders*, Bad Freienwalde / *Andrea Baier*, Berlin / *Dieter Kramer*, Wien, Dörscheid) wurde die Vielfalt der Begriffe und Konzepte der Subsistenz noch weiter verdeutlicht, indem weitere Ansätze zur Sprache gebracht wurden. Unter anderem wurde der Begriff des Subsistenzrechts, die Utopie von Autarkie

im Zusammenhang mit Selbstversorgung, Karl Polanyis *householding* Konzept, sowie Versorgungswirtschaft als entwicklungsbedürftige Wirtschaftsform, aber auch Subsistenz als Haushalts-, Erziehungs- und Pflegearbeit diskutiert. Die Tagung, dies wurde deutlich, behandelte ein aktuelles Thema. Die Europäische Ethnologie kann dazu etwa durch die Untersuchung der Motive der Handelnden, der vielfältigen sozio-ökonomischen Strategien der Subsistenz oder des alternativen Wirtschaftens im Alltag einen wesentlichen Beitrag leisten.

Elisabeth Kosnik

»Hungerlöhne, Slums und Illegalisierung. Dynamiken des Ausbeutens in der Lebensmittelproduktion«.

23. bis 24. Oktober 2014, Universität Innsbruck

Es war erklärtes Anliegen der Tagung am 23. und 24. Oktober 2014, Akteur_innen verschiedener Bereiche zusammenzubringen, um spezifisches Wissen auszutauschen, zu sammeln und zu bündeln. Gilles Reckinger (Forschungsschwerpunkt »Kulturelle Begegnungen – Kulturelle Konflikte«, Europäische Ethnologie, Innsbruck) lud in Zusammenarbeit mit der Freien Universität Bozen und dem Legacoopbund Bozen sowohl Vertreter_innen aus Politik, Landwirtschaft, Lebensmittelhandel und Gewerkschaft als auch Journalist_innen und Wissenschaftler_innen verschiedener Disziplinen dazu ein, sich mit Dynamiken des Ausbeutens in der Lebensmittelproduktion auseinanderzusetzen. Elitäre Strukturen akademischer Wissensproduktion aufbrechend, gelang es auch Praktiker für die Tagung zu gewinnen: So sprachen Montaser Ishaq Mohamed (Caltanisetta) und Lamine Touré (Limbadi) über prekäre Lebens- und Arbeitsbedingungen migrantischer Arbeiter_innen in Süditalien – ein Themenkomplex, der rege Diskussionen einleitete und zum Schwerpunkt der Veranstaltung wurde.

Unter dem Titel des ersten Panels »Mobile Arbeit, Prekarisierung und rechtliche Grauzonen« spezifizierte *Gilles Reckinger* das breit angelegte Thema der Tagung mit einem einführenden Vortrag zur Situation migrantischer Saisonarbeiter_innen in der süditalienischen Orangenproduktion. Wege von der Ankunft in Italien über sogenannte

Identifikations- und Abschiebelager bis hin zu prekarisierenden Arbeitsverhältnissen in der italienischen Landwirtschaft nachzeichnend, verdeutlichte Reckinger direkte und indirekte Zusammenhänge zwischen Migration, Illegalisierung und Arbeitsmarktpolitiken, die im gezeigten Kontext exemplarisch für das europäische Migrationsregime und seine Strukturen sind. Daran anschließend beschrieb *Patrick Schreiner* (Deutscher Gewerkschaftsbund, Hannover) Parallelen zur Situation »mobiler Beschäftigter in Niedersachsen«. »Temporäre Arbeitsmigrant_innen« seien am häufigsten von ausbeuterischen Dynamiken betroffen, ihre durch Mobilität gekennzeichnete Situation führe zu nur bedingter gewerkschaftlicher Solidarisierung und obwohl Arbeitsmigration im europäischen Kontext durchaus gewollt sei, so fehle es am politischen Willen zur Gestaltung fairer Rahmenbedingungen. Offensichtlich wurden dabei strukturelle Ähnlichkeiten ausbeuterischer Verhältnisse in der Lebensmittelproduktion sowohl im Norden als auch im Süden Europas.

Auf Süditalien, eine spezifische »kriminelle Ökonomie« und Fair Trade als Alternative dazu, ging *Antonio Perna* (Universität Messina) im zweiten Panel ein: Kriminelle Ökonomie sei nicht gleichzusetzen mit Korruption und Schwarzarbeit; es habe sich eine »mafïöse Bourgeoisie« etabliert, die gleichzeitig in legalen und illegalen Sphären operiere. Sowohl »kriminelle Ökonomie« als auch deregulierter Kapitalismus, der von Perna als ursächlich damit verwoben gedacht wird, könnten durch solidarisches Wirtschaften im Sinne von Fair Trade eingedämmt werden. Im Anschluss an seinen Vortrag trug Perna gemeinsam mit *Michele Luccisano* (Calabria Solidale, Cittanova), *Montaser Ishaq Mohamed* und *Lamine Touré* »multiperspektivische Befunde« zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen in der Zone von Rosarno (Süditalien) zusammen: Rassismus, Ausgrenzung und Ungerechtigkeiten bestimmen das alltägliche Leben migrantischer Arbeiter_innen. Sie sind ohne Arbeitsverträge von systematischer Ungleichbehandlung betroffen und werden von nicht sichtbaren mafïösen Strukturen und Illegalisierung in mehrfache Abhängigkeitsverhältnisse gedrängt.

Das dritte Panel stellte Zusammenhänge zwischen Produktion und Verbrauch her: »Die Wege der Lebensmittel« beleuchtete *Anja Utfeld* (Macondo Medien, Mainz) und diagnostizierte deren Intransparenz. Auch sogenannte »Business Social Compliance Initiativen« (BSCI), bei denen sich Mitglieder freiwillig zur Einhaltung arbeitsrechtlicher Standards verpflichten, führten aufgrund fehlender oder zahnloser

Kontrollmechanismen nicht zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen in der landwirtschaftlichen Lebensmittelproduktion Süditaliens. *Michael Schaller* (Graz) versuchte dagegen anhand des Labels Pro Planet einen möglicherweise »richtigen Weg« aufzuzeigen, nicht ohne Verweise auf Ambivalenzen und Schwierigkeiten in der Umsetzung geforderter Standards. *Markus Blaser* (Zürich) erklärte am Beispiel Amifox – einer Handelsplattform für »physische Rohstoffe« – Logiken des Finanzmarkts: Der Handel mit Lebensmitteln an unterschiedlichen Börsen sei virtuell und spekulativ und dies führe zu abgekoppelten Preisen auf Märkten ohne freien Zugang. Wie Lebensmittel nach Produktion und Zwischenhandel für Endverbraucher_innen vermarktet werden, erläuterten *Michael Lamm* (MPREIS, Völs) und *Thomas Panzl* (Spar AG, Salzburg) als Vertreter zweier in Österreich präsenter Supermarktketten. Die Betonung lag dabei auf regionalem Wirtschaften, das direkte Handelsbeziehungen fördere, aber auch den Sachzwängen des Marktes zu folgen habe. *Dieter Behr* (Universität Klagenfurt) fragte am Ende des ersten Tages nach »Social Washing« und thematisierte »Ambivalenzen von Sozillabels« sowie Bedingungen lokaler Gewerkschaftsarbeit am Beispiel »gewerkschaftlicher Organisation von migrantischen Landarbeiter_innen« in Südspanien. Anhand konkreter Beispiele aus Almería verdeutlichte Behr das ineinandergreifende Potenzial geforderter Standards und lokaler Initiativen, aber auch die dieses Potenzial begrenzenden multinationalen Strukturen des globalen Lebensmittelmarktes.

Der zweite Tag bot unter dem Titel »Arbeitskräfte für das unterste Arbeitsmarktsegment« Raum für makroperspektivische Überlegungen: *Lucio Castracani* (Universität Montreal) erläuterte, wie sich unterschiedliche gesetzliche Rahmenbedingungen auf sogenannte Wanderarbeiter_innen verschiedener nationaler Zugehörigkeiten (Guatemala und Mexiko) in Kanada auswirken. Im Zuge eines staatlichen, bilateralen Abkommens sind Arbeiter_innen aus Mexiko von Leiharbeit und dauerhafter Prekarität betroffen, allerdings unter anderen Voraussetzungen als guatemalteckische Landarbeiter_innen, deren Arbeitsbedingungen vom Modell »Just-in-Time« geprägt sind. Die strukturelle Benachteiligung migrantischer Arbeiter_innen in Europa erfolge auf verschiedenen Ebenen, erklärte *Diana Reiners* (Luxemburg) aus anthropologisch-soziologischer Perspektive: Rechtliche, ökonomische und soziale Ungleichstellungen drängten Migrant_innen in prekäre Arbeitsverhältnisse. Diese mehrdimensionalen Diskriminierungsdynamiken erwiesen sich unter

beobachtbaren Kulturalisierungstendenzen als verdeckte, »ethnisierte Zuweisung sozialer Positionen« und als Konsequenz der deregulierenden Arbeitsmarkt- und exkludierenden Migrationspolitiken Europas.

Das fünfte Panel eröffneten *Lisa Bolyos* (Wien), Heini Grandi (Legacoopbund, Bozen), *Rudi Dalvai* (World Fair Trade Organization, Bozen) und *Michele Luccisano* am Podium mit *Susanne Elsen* (Universität Bozen). Sie stellten praktische Ansätze der Solidarökonomie als Alternative zu herkömmlichem Wirtschaften vor und verwiesen auf Möglichkeiten, ausbeuterische Dynamiken auszuhebeln. Alternativ- und Komplementärbewegungen zum »kapitalistischen Wirtschaften« wie die gemeinschaftliche Nutzung und Aneignung von Commons seien bereits praktizierte Gegenentwürfe. Daran anknüpfend problematisierte *Theodoros Rakopoulos* (Universität Bergen) das Ideologem »Gemeinschaft« am Beispiel der Anti-Mafia-Genossenschaften in Sizilien. Er konkretisierte anhand der Ergebnisse aus seiner Langzeit-Feldforschung, dass Genossenschaften, die auf staatlich konfisziertem Landbesitz (ehemaligem Mafiabesitz) wirtschaften, zwar der Idee verpflichtet sind, legale Arbeit zu fairen Bedingungen zu fördern, dabei aber wenig dazu beitragen, mafiöse Strukturen aufzulösen.

Valentina Loiero (Rom) eröffnete das letzte Panel der Tagung: »Wissenschaftliche, politische und ökonomische Interventionen«. Sie zeigte, dass Migrant_innen dauerhaft unter ähnlichen menschen- und arbeitsrechtsverletzenden Verhältnissen in verschiedenen Gebieten Italiens arbeiten und berichtete vom Engagement des italienischen Parlaments, diese Situation zu verbessern. Eine Endrunde mit Rudi Dalvai, Susanne Elsen, Valentina Loiero, Antonio Perna und Lamine Touré bot Möglichkeit, Ansätze zu verdeutlichen und unter interessierter Publikumsbeteiligung offene Fragen zu diskutieren.

An beiden Tagen gelang es, Gelegenheit zum Austausch und zur Vernetzung zu bieten und eine angeregte Diskussion unter den aus verschiedenen Bereichen, Wissenskomplexen und Interessenssphären kommenden Teilnehmer_innen zu befördern. Ethnologische Befunde zeigten auf, dass mögliche Lösungen auf verschiedenen Ebenen gesucht und diese gleichzeitig erarbeitet werden müssen. Die Analyse sozio-politischer, wissenschaftlicher wie zivilgesellschaftlicher Lösungsansätze verdeutlichte sich kreuzende Abhängigkeiten der Lebens- und Arbeitsbedingungen migrantischer Arbeiter_innen und den vielschichtigen Problemkomplex, der gemeint ist, wenn von »Dynamiken des Ausbeutens in

der Lebensmittelproduktion« die Rede ist. Deutlich wurde, dass es nicht allein unterschiedliche ökonomische Interessen und nationalstaatliche Arbeitsmarkt- und Migrationspolitiken in Europa sind, die es zu verstehen gilt. Grundsätzlich zu hinterfragen sind die neoliberalen Strukturen, in denen gehandelt wird (in denen auch Initiativen für fairen Handel operieren) und angesichts derer es gilt, Wege der Selbst-Repräsentation wie der Partizipation migrantischer/illegalisierter Arbeiter_innen zu erarbeiten und deren Rechte zu stärken.

Nadja Neuner

Festakt des Instituts für Europäische Ethnologie anlässlich seines 50jährigen Bestehens

Am 29. Jänner 2015 hat das Institut für Europäische Ethnologie zu einem Festakt eingeladen, bei dem – neben der Vizerektorin für Forschung und Nachwuchsförderung, Univ.-Prof. Dr. Susanne Weigelin-Schwiedrzik, und der Dekanin der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Univ.-Prof. Dr. Claudia Theune-Vogt – als Ehrengast der Leiter des Anthropos-Instituts der Philosophisch-Theologischen Hochschule in St. Augustin/Bonn der Steyler Missionare, Univ.-Prof. Dr. Joachim Piepke SVD, begrüßt werden konnte. Der Anlass der Feier war nicht nur die Präsentation der Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Instituts¹, sondern auch die im Rahmen der Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek Wien erfolgte Restitution von Buchbeständen aus der Fachbereichsbibliothek Europäische Ethnologie an die Bibliothek des Anthropos-Instituts.

Beide Anlässe haben einander gut ergänzt. Während die Festschrift vor allem die Entwicklung des Instituts und damit auch des Fachs seit den frühen 1960er Jahren reflektiert, erinnert die Buchrestitution an eine lang zurückliegende Phase der volkskundlichen Fachgeschichte. Denn die nunmehr zurückgegebenen Bücher stammen ursprünglich

1 Herbert Nikitsch, Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Hanuschgasse 3 – 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie* (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie, 38). Wien 2014.

aus der unrühmlichen Vorläuferinstitution des heutigen Instituts für Europäische Ethnologie, dem von 1942 bis 1945 an der Universität Wien eingerichteten »Institut für Germanisch-deutsche Volkskunde«, in das sie nach der Enteignung der Anthropos-Bibliothek des Missionshauses St. Gabriel (Maria Enzersdorf) durch die Nationalsozialisten gekommen waren. Über den näheren Ablauf dieser Enteignung, die langwierige Recherchetätigkeit der Provenienzforschung, wie sie schließlich zur Restitution solchen NS-Raubguts führt, berichtet der Leiter der Provenienzforschung an der Universitätsbibliothek Wien, Mag. Markus Stumpf Msc., in der Festschrift des Instituts ausführlich. Die Dankesrede Pater Prof. Piepkens mit der Schilderung der durch die seinerzeitigen politischen Umstände erzwungenen Verlegung des Anthropos-Instituts und seiner Neuetaablierung wird mit der Publikation in der ÖZV dokumentiert und ergänzt damit auch den Bericht der Provenienzforschung.

Herbert Nikitsch

Das Anthropos-Institut in St. Gabriel (Maria Enzersdorf)
und die NS-Ideologie. Kurzreferat beim Festakt des Instituts
für Europäische Ethnologie am 29. Januar 2015

Der St. Gabrieler P. Wilhelm Koppers SVD, ein Schüler P. Wilhelm Schmidts SVD, studierte an der Universität Wien Ethnologie, Indologie, Indogermanistik, Allgemeine Sprachwissenschaft, Keilschrift und Elamisch. 1917 promovierte er mit der Dissertation »Die ethnologische Wirtschaftsforschung. Eine historisch-kritische Studie«,² habilitierte sich 1924 an der Universität Wien und erhielt 1928 daselbst den neu errichteten Lehrstuhl für Völkerkunde. 1929 wurde er der erste Vorstand des neu gegründeten Instituts für Völkerkunde. 1937, im Jahr vor dem »Anschluss« Österreichs an das Deutsche Reich, hielt Koppers einen

2 Erschienen in *Anthropos* 10/11.1915/16, S. 611–651 und S. 971–1079.

Vortrag³ über die sogenannte Indogermanenfrage, den er folgendermaßen begann:

»Die Rassentheorien, die heute einen größeren Teil der zivilisierten Menschheit mehr oder minder mächtig bewegen, hatten bekanntlich ihre ersten Verkünder in Frankreich⁴ [...] Wenn man auf die in neuerer Zeit so hochgehenden Wogen des Rassenstreites zurück blickt, so könnte man fast glauben, es sei die Zeit bereits da oder sie sei doch nicht mehr fern, jene Zeit, von der Lapouge mit folgenden Worten zu prophezeien wagte: »Ich bin überzeugt, dass man sich im nächsten [20.] Jahrhundert nach Millionen schlachten wird wegen ein oder zwei Grade mehr im Schädelindex. An diesem Zeichen werden sich die verwandten Rassen erkennen, und die letzten Sentimentalen werden gewaltige Ausrottungen von Völkern erleben.« Soweit Lapouge. Hoffen wir, dass die von Lapouge prophezeiten Massacres zu jenen vorausverkündigten Revolutionen gehören, die bekanntlich gerade nicht einzutreffen pflegen.«⁵

Die Hoffnung P. Koppers hat sich damals leider nicht erfüllt. Die unvorstellbaren Massaker auf Grund der »Rassenfrage« kosteten in der Folgezeit Millionen von Menschen das Leben.

Koppers Bild der Indogermanen, das er als Ethnologe wissenschaftsgetreu nachzuzeichnen versuchte, passte nicht in das ideologische Bild des Nationalsozialismus. Von der »nordischen Rasse des Übermenschen« blieb wenig übrig. Koppers charakterisierte die rassentheoretische Ideologie als »Blutmaterialismus und Biologismus«, der einer wissenschaftlich arbeitenden historischen Völkerkunde nicht standhalten könne.⁶ Auf Grund der hirtenkulturellen Komponente, die nach Innerasien weise, und der agrarischen Komponente, die aus dem südwestlichen Bereich Vorderasiens stamme, siedelte Koppers die Heimat der Urindogermanen

3 »Der nordische Mensch und die Indogermanenfrage«. Vortrag, gehalten am 18. November 1937 im Auditorium Maximum der Universität Wien. Anthropos-Institut, Archiv.

4 Koppers verweist hier auf Gobineau (Joseph Arthur de Gobineau 1816–1882) und Lapouge (Georges Vacher de Lapouge 1854–1936), die rassentheoretische Schriften veröffentlichten.

5 Wilhelm Koppers: Der nordische Mensch und die Indogermanenfrage. Aktuelle Probleme, völkerkundlich und universalgeschichtlich betrachtet. Sonderdruck von Anthropos XXXIII, 1938, S. 240–259, S. 240.

6 Ebd., S. 249.

in der Gegend nördlich des Kaspischen und des Schwarzen Meeres an. Für ihn war es eindeutig, dass das »Indogermanentum« keine »reinerassige« Völkerschaft war, sondern eine Mischkultur am Schnittpunkt bedeutender Völkerwanderungswege. Er stemmte sich unerschrocken gegen den Strom der damaligen Weltanschauung – im Namen der Wahrheit seiner kulturhistorischen Ethnologie. Am Schluss seines Vortrags fasste er diese Gedanken in Worte der Völkerversöhnung:

»Mögen wir die Schöpfer und Träger des Urindogermanentums oder ähnlich auch die an derer großer Volkstümer in ihrer Ausstattung und in ihren früheren und späteren Leistungen betrachten, immer wieder sehen wir, dass alle ihr Eigenes haben, dessen sich auch ihre Nachfahren freuen und woran sie sich aufrichten können. Aber ebenso zeigt sich, dass alle von Haus aus auch ihre Begrenzung haben, ergänzungsfähig sind und die notwendige Ergänzung eben bei den anderen – ich möchte sagen – bei dem Nachbar finden. Ich meine, darin offenbart sich schließlich etwas, das eigentlich so echt und gut menschlich ist. – Die gesamte Welt- und Menschheitsgeschichte erscheint am Ende wie ein großes Spiel, wie ein ›Großes Welttheater‹. Das Spiel kann nicht einer allein spielen. Die Rollen müssen verteilt werden, und sieht es nicht so aus, als wenn bei der Verteilung dieser Rollen doch eine höhere Macht ihre ›Hand im Spiele‹ habe? Im Interesse des Ganzen ist schließlich die eine Rolle nicht weniger wichtig als die anderen. Und zum guten Spiel gehört vor allem, dass zusammen- und nicht gegeneinander gespielt wird. – Kein Zweifel, wenn man diese Lehren auch aus Verlauf und Wesen der großen Welt- und Menschheitsgeschichte ableiten und anwenden wollte, dann würde diese in Wirklichkeit das, was die Geschichte (und die Geschichtswissenschaft) nach der Auffassung der Alten sein sollte: Eine Lehrmeisterin des Lebens – eine Lehrmeisterin auch für die Gegenwart –, also vor allem nicht eine völkertrennende, sondern eine völkerversöhnende und völkerverbindende Wissenschaft.«⁷

Mutiger konnte man wohl kaum in der damaligen Zeit der nationalsozialistischen Rassen- und Volkstumsideologie als Wissenschaftler entgegenreten. Aber auch heute haben diese Worte eine aktuelle Bedeutung, denn es gehen wieder Menschen im Namen einer beschränkten und

7 Ebd., S. 259.

engstirnigen Volkstümelei auf die Straße und sähen Hass zwischen den Völkern und Kulturen.

Der Vortrag sollte 1938 in der Zeitschrift *Anthropos* erscheinen, wurde aber im letzten Moment von der Redaktion in St. Gabriel herausgenommen, da nach dem »Anschluss« ein derartiger Artikel äußerst provozierend erschien. Er wurde im selben Jahr separat als Sonderdruck des *Anthropos*-Bandes 33 veröffentlicht. Diese Vorsichtsmaßnahme konnte nicht verhindern, dass Koppers bald nach dem Anschluss im Mai seinen Lehrstuhl in Wien verlor und nach Indien auf Feldforschung ging; dass ferner am 12. und 13. März 1938, am Tag des »Anschlusses«, St. Gabriel von der SA und SS durchsucht und Wilhelm Schmidt unter Hausarrest gestellt wurde. Schmidt berichtet davon:

»Während des Hochamtes wurde die Tür meines Zimmers aufgerissen und darin standen eine Anzahl SS und Gestapo: »Sie haben hier zu bleiben und dürfen das Zimmer nicht verlassen«. Ich war gerade damit beschäftigt, die Anmeldung eines jungen reichsdeutschen Gelehrten für Salzburg zu erledigen. Der Wachposten, der an meiner Tür stehengeblieben war, musste sich entfernen, um auch das Zimmer von P. Schmitz im Auge zu behalten, und so fand ich Gelegenheit, die Dokumente, die ich gerade in der Hand hatte, in den Ofen zu befördern.«⁸

Die Gestapo suchte nach Briefen von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg, weil ein Brief Schmidts bei Schuschnigg gefunden worden war. Man beschlagnahmte die gesamte Korrespondenz und nahm Schmidt fest. Als er bereits im Wagen der Gestapo saß, bereit zum Abtransport nach Wien, kam ein Eilbote mit der Weisung, Schmidt freizulassen. Papst Pius XI. hatte bei Mussolini interveniert, um die Verhaftung von Bundespräsident Miklas, Bundeskanzler Schuschnigg und P. Wilhelm Schmidt zu verhindern. Die beiden Politiker blieben bis zum Ende des Weltkriegs in Haft, Schmidt wurde freigelassen.

Die Generalleitung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in Rom verfügte aufgrund dieser Vorkommnisse die Verlegung des *Anthropos*-Instituts 1938 in die Schweiz, da an eine Fortführung der Zeitschrift und der anderen Publikationen unter diesen Umständen nicht zu denken war. P. Wilhelm Schmidt hatte über seine guten Kontakte zum Vatikan vom

8 Fritz Bornemann: P. Wilhelm Schmidt S.V.D. (1868–1954). Apud Collegium Verbi Divini. Rom 1982, S. 277–278.

Bischof von Fribourg ein Angebot erhalten, das Institut in die Nähe der Universität Fribourg zu verlegen, um an der dortigen Universität das Fach Ethnologie zu etablieren. Ein für die Redaktionsarbeit wichtiger Teil der Bibliothek wurde in Kisten verpackt und bei Nacht und Nebel als Diplomatengepäck nach Rom, nach Hadzor in England und direkt in die Schweiz geschickt. Österreichische Zollbeamte, die das Haus St. Gabriel gut kannten und ihm gewogen waren, verplombten die Kisten und verhalfen zur reibungslosen Ausfuhr der Bücher. Im November 1938 konnte die Redaktion das neue Haus in Froideville (Posieux) bei Fribourg beziehen und die reguläre Arbeit wieder aufnehmen. Im Juli 1939 versiegelte die Gestapo die restliche Bibliothek des Anthropos in St. Gabriel und übergab sie 1940 dem Museum für Völkerkunde in Wien, das sie nach Kriegsende zurückerstattete. Die Zeitschriften aus der Abteilung für Volkskunde und nordische Ethnologie gerieten in das »Institut für germanisch-deutsche Volkskunde« und verblieben bis in die Gegenwart im Besitz der Universität Wien.

Wilhelm Schmidt wurde im Herbst 1939 Lehrbeauftragter (*chargé de cours*) für Ethnologie an der Katholischen Universität Fribourg. 1942 gelang es ihm, den Lehrstuhl für das Fach Ethnologie einzurichten, dessen Ordinarius er bis zu seiner Emeritierung 1948 war. Koppers kehrte Ende 1945 nach Wien zurück und übernahm wieder den Lehrstuhl für Völkerkunde bis zu seiner Emeritierung 1957.

1962 verfügte die Generalleitung in Rom die Verlegung des Anthropos-Instituts nach St. Augustin bei Bonn, dem 1913 gegründeten Studienhaus der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in Deutschland. Die Gründe für die Verlegung waren interner Art. Zum einen wollte die Generalleitung der damals großen Zahl der künftigen Missionare – es waren 400 Seminaristen – eine solide Ausbildung in den Fächern Ethnologie, Linguistik, Religionswissenschaft und Missionswissenschaft garantieren, sodass das Anthropos Institut mit seinem spezialisierten Personal einen wichtigen Faktor in der Ausbildung darstellte. Zum anderen erhoffte man sich durch die Nähe der Universitäten Bonn und Köln, die beide ethnologische Fachbereiche besaßen, einen größeren wissenschaftlichen Austausch und Gewinn. Auf dem Campus des Studienhauses erhielt das Institut einen Neubau, der mit großzügigen Bibliotheksräumen ausgestattet war. Heute weist die Bibliothek einen Bestand von 120.000 Bänden aus den Bereichen der Ethnologie und Religionswissenschaft auf und unterhält 280 laufende Fachzeitschriften. Die Zeitschrift Anthropos

kann über die Internet-Plattform JSTOR vom 1. Jahrgang 1906 an digital abgerufen werden.

Die Anfänge der Zeitschrift *Anthropos* waren schwierig.⁹ Im Kontext seiner eigenen Kongregation der Gesellschaft des Göttlichen Wortes hatte Wilhelm Schmidt die Absicht und feste Hoffnung, das zu stützen und zu fördern, was wir heute unter multikulturellem Austausch und Dialog bezeichnen. Einerseits sollte die Zeitschrift ein Forum sein, in dem die sonst unzugänglichen Kenntnisse über fremde Menschen und Kulturen der Missionare veröffentlicht werden konnten. Der erste Artikel der Zeitschrift führte die Überschrift »Le rôle scientifique des Missionnaires«, der als Leitartikel von Msgr. Alexandre Le Roy, Bischof von Alinda und Generalsuperior der Kongregation der Weißen Väter (Afrikamissionare) verfasst war. Daraus resultiert die Tatsache, dass die Zeitschrift bis heute für Beiträge von Missionaren offen ist, selbst wenn die Bearbeitung der Manuskripte einen erheblichen Mehraufwand für die Redaktion bedeutet. Andererseits eröffnete die Zeitschrift einen Raum für die Wissenschaft, der in der Katholischen Kirche einmalig war und ist. Professionelle Ethnologen lobten und anerkannten die Zeitschrift. Der französische Anthropologe Arnold van Gennep, der wahrhaft nicht auf Seiten der Religion und der Missionare stand und sich selbst als antiklerikal bezeichnete, sah in der Zeitschrift ein Modell, dem die verschiedenen Zweige der Anthropologie zur Verbesserung der Ethnografie nacheifern sollten. Er schrieb in einem Rezensionsartikel: »Les fascicules suivants de l'Anthropos ont tenu ce que promettait le premier [...] Il est certain, en tout cas, que les quatre fascicules parus placent dès à présent cette revue parmi les publications ethnographiques du premier rang.«¹⁰

Die Zeitschrift war von Anfang an international konzipiert. Sie sollte allen größeren Sprachen der Welt offenstehen, sodass die Autoren in ihrer Muttersprache zu Wort kommen konnten. Im Lauf der 110-jährigen Geschichte der Zeitschrift erschienen Artikel in Französisch, Englisch, Deutsch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Holländisch, Polnisch und Latein. Wenn auch heutzutage das Englisch dominiert, so steht

9 Im Folgenden vgl. Anton Quack: 100 Years of *Anthropos*. In: *Anthropos* 101, 2006, S. 3–7.

10 Arnold Van Gennep: *Anthropos, revue internationale d'Ethnologie et de Linguistique*, 1906, fasc. 2–4. In: *Revue des Traditions Populaires* 22, 1907, p. 186–187.

verglichen mit ähnlichen Publikationen diese redaktionelle Linie bis heute einzigartig da.

Ebenfalls von Anfang an umschloss der Inhalt alle Regionen der Welt und alle Fachgebiete der Ethnologie, physischen Anthropologie, Linguistik und Religionswissenschaft. Theorie und Methode, Ethnographie und Dokumentation haben hier ihren Platz. *Anthropos* ist ein Magazin, das in seinen bisherigen über 91.000 Seiten eine reale ethnologische Enzyklopädie darstellt. Die Welt hat sich in den letzten hundert Jahren gewandelt und mit ihr die Ethnologie. Sie verbleibt zwar noch die Kulturwissenschaft, wird aber wahrhaft pluralistisch hinsichtlich ihrer Methodik, Inhalte und Ziele. *Anthropos* hat diesen Wandel mitvollzogen und gehört heute zu den zehn größten internationalen Zeitschriften. Das abschließende Urteil van Genneps gilt auch heute noch: »Si cette Revue continue comme elle commence, elle sera une mine appréciable de documents de matériaux et même un moyen commode pour les savants d'obtenir ... des renseignements complémentaires«. ¹¹

Anfang des 20. Jahrhunderts bewies der Gründer der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, P. Arnold Janssen, Mut und erstaunliche Weitsicht. Er unterstützte das *Anthropos*-Unternehmen großzügig, das zur damaligen Zeit ein großes Wagnis und eine bemerkenswerte Initiative innerhalb der Katholischen Kirche darstellte. Es war ungewöhnlich, dass ein Priester wie Wilhelm Schmidt, vollkommen unbekannt in der wissenschaftlichen Welt, es auf sich nahm, eine Zeitschrift zu gründen, die ihre Stimme im internationalen ethnologischen Dialog erheben wollte. Dazu kam, dass Schmidt im Hinblick auf die Ethnologie ein Selfmademan war. Er gehörte einer jungen, kaum bekannten katholischen Missionsgesellschaft an. Sie hat finanziell wie personell das Unternehmen *Anthropos* bis heute getragen. Das ist einzigartig in der Landschaft der Missionsgesellschaften. Aber es ist ein wichtiger Teil ihres Selbstverständnisses, die Kulturen dieser Welt besser kennen und schätzen zu lernen.

So bleibt mir an dieser Stelle die Freude und Ehre, der Universität Wien sowie dem Leiter der NS-Provenienzforschung der Universitätsbibliothek Markus Stumpf meinen aufrichtigen Dank für die Restituierung des Bestands von 114 Zeitschriftenbänden an das *Anthropos*-Institut auszusprechen, das nach dem 1938 durch die politischen Umstände

11 Arnold Van Gennep: *Anthropos – Revue International d'ethnologie et de linguistique*. In: *Revue des Traditions Populaires* 21, 1906, S. 316–319, S. 318.

erzwungenen Umzug von St. Gabriel (Maria Enzersdorf), nach Froideville (Posieux) bei Fribourg seit 1962 seinen Sitz in Sankt Augustin bei Bonn hat.

Joachim Piepke

Von der Anschauung des Besonderen ausgehen.
Zum Tod von Paul Rachbauer

Überraschend und nur wenige Monate nach seiner Pensionierung verstarb am 25. September 2014 Dr. Paul Rachbauer in seiner Heimat Vorarlberg. Die große Trauergemeinde bei seiner Verabschiedung lieferte noch einmal den Beweis für die hohe Wertschätzung, welche der Verstorbene in der Öffentlichkeit besaß.

Paul Rachbauer wurde 1948 in Dornbirn geboren, maturierte am dortigen Bundesrealgymnasium und studierte anschließend an der Universität Innsbruck Volkskunde, Medizin, Soziologie und Philosophie. Volkskunde und Medizin, diese beiden Themen verband er auch in seiner Dissertation »Die Volksmedizin des Bregenzerwaldes«¹. Bereits hier wurde die Sichtweise seiner weiteren Arbeiten erkennbar, nämlich sich Wissen nicht nur aus der Literatur, in Vorlesungen, Seminaren, in der »Studierstube« anzueignen, sondern im direkten Kontakt mit Land und Leuten Lösungen und Erfahrungen zu sammeln. Diese Erkenntnis, so an die verschiedenen Aufgabestellungen heranzugehen, trägt nicht zuletzt die Handschrift seines Lehrers am damaligen Institut für Volkskunde in Innsbruck, Karl Ilg, den er auch als Assistent nach Abschluss seines Studiums bis zum Jahre 1981 unterstützte. Wieder nach Vorarlberg zurückgekehrt, war Paul Rachbauer für den Bereich Volkskunde am Vorarlberger Landesmuseum zuständig und wechselte anschließend in die Kulturabteilung des Landes, wo er mit der Übernahme des Heimatpflegereferates vor allem auch für die Betreuung der Heimat- und

1 Paul Rachbauer: Die Volksmedizin des Bregenzerwaldes. Innsbruck, Univ. Diss 1980.

Regionalmuseen zuständig war. Seine ausgezeichneten Fachkenntnisse fanden dabei in zahlreichen Publikationen, Rundfunksendungen, Vorträgen und Fachkommentaren von Brauchveranstaltungen ihren Niederschlag.

Einen weiteren Schwerpunkt seiner volkulturellen Tätigkeit nahmen die Tracht und die Trachtenpflege ein. Über 20 Jahre war Paul Rachbauer auch Obmann des Vorarlberger Trachtenverbandes, wobei er die Trachtenerneuerung nach historischen Vorbildern genauso förderte wie die alten überlieferten Handwerkstechniken. In der volkulturellen Szene Vorarlbergs war Paul Rachbauer gewissermaßen omnipräsent, die Liste seiner Funktionen und Mitgliedschaften reicht von Heimat- und Trachtenvereine über Funkenzünfte bis zu Fasnachtsgesellschaften. Rachbauer war in erster Linie Praktiker, dessen Entscheidungen aber stets auf einem festen wissenschaftlichen Fundament gründeten und die er stets bestens zu argumentieren verstand. So ist es auch verständlich, wenn er mit den vielen Vereinsfunktionären, Kustoden und Ehrenamtlichen in bestem Einvernehmen stand und für sie immer wieder zum Fürsprecher und Sprachrohr in den verschiedensten Anliegen wurde. Sein ruhiges Wesen, Witz, Ironie und Humor standen ihm dabei zur Seite. Paul Rachbauer war aber auch leidenschaftlicher Sammler. Kurioses, Sonderbares, Alltägliches füllten Haus und Büro und warteten auf Aufarbeitung in seiner Pension. Da wollte er sich auch mehr Zeit für seine weiteren Leidenschaften, der Jagd und der Fischerei nehmen, doch dieser Wunsch blieb unerfüllt. Paul Rachbauer hat wahrlich einer alten Redewendung nach seine Jahre mit Leben erfüllt und nicht das Leben mit Jahren.

Michael Becker

Wolfgang Pfaundler 1924–2015

Es gibt leider keine vollständige Bibliographie des verstorbenen Schriftstellers, Fotografen, Kulturredakteurs und Tiroler Patrioten, Dr. phil. u. Professor Wolfgang (von) Pfaundler, der zu den österreichischen Volkskundlern gezählt werden muß. Die mir bekannt gewordenen wichtigsten Publikationen sind eine Reihe kulturwissenschaftlicher Monographien und dann die lange Liste der Tirolensien mit Themen aus Vergangenheit und Gegenwart. Volkskundlich in besonderem Maße relevant sind: Sankt Romedius 1961; Sankt Notburga 1962; Das große Tiroler Schützenbuch 1976; Das große Tiroler Blasmusikbuch 1979; Fasnacht in Tirol, das Telfer Schleicherlaufen 1981; Alpach das schönste Dorf Österreichs, Kultur und Geschichte einer Berggemeinde 1994; Nassereither Schellerlaufen 1998. – Eine Auswahl der landesgeschichtlichen Studien und Dokumentationen: Südtirol. Versprechen und Wirklichkeit 1958; Tirol 1809, 1959; Innsbruck. Bildnis einer Stadt 1975; Tagebuch der Baronin von Sternbach 1977; Tiroler Jungbürgerbuch 1980 u. 82; Tiroler Freiheitskampf 1809 unter Andreas Hofer 1984; Gotik in Tirol. Die Flügelaltäre 1985; Telfs 1988; Das andere Südtirol. Rückkehr nach 37 Jahren 2002. – Herausgeber und Redakteur des Innsbrucker Kulturmagazins »Das Fenster« 1966 ff, wozu es ein langes aufschlußreiches Interview in der Innsbrucker Universitätsbibliothek gibt über den »kulturöffentlichsten Menschen«.

Wissenschaftler, zumal Professoren, gelten gerne als Originale, sprich: Sie werden für ein bißchen verrückt (mad docs) gehalten, mithin für weltfremd und belächelnswert. Wolfgang Pfaundler war kein solcher, aber ein durchaus origineller Kopf und sein Zugang zur Wissenschaft zunächst eher zufällig, gerade weil er aus akademischem Milieu stammte. Sein Vater, der seinerzeit berühmte Kinderarzt Meinhard von Pfaundler (1872–1947) lehrte vor dem Ersten Weltkrieg in München und dann in Innsbruck. Nach ihm ist der Kretinismus der Pfaundler-Hurlerschen Krankheit benannt. Sein Adelstitel stammt nicht aus Bayern (»Ritter von« für ordentliche öffentliche Professoren an der bayerischen Hauptuniversität), sondern aus dem Tiroler Verdienstadel. Die Todesanzeige monumentiert daher: »Wolfgang Pfaundler von Hadermur« (1.1.1924 in Wien bis 20.4.2015 in Oetz).

Geboren und aufgewachsen in den politischen Umbruchsjahren Europas, und darin sogleich zum Kriegsdienst gerufen, entwickelte sich Wolfgang Pfaundler zu einem abenteuernden Draufgänger. In der Deutschen Wehrmacht gehörte er laut Kollegen-Saga einerseits Sondereinheiten an, die zum Teil hinter der russischen Front agierten, andererseits wurde er zum dekorierten Patrioten, der bei Kriegsende als Tiroler Partisan im Ötztal gegen Faschisten und Nationalsozialisten auftrat und daran beteiligt war, der Zerstörung Innsbrucks und Nordtirols durch rechtzeitigen Abzug der deutschen Truppen vorzubeugen. 1978 erhielt er darum das Ehrenzeichen für Verdienste um die Befreiung Österreichs. Schließlich gehörte er zu den in Österreich bis heute unterschiedlich beurteilten bewaffneten »Freiheitskämpfern« für den heutigen *modus vivendi* der Südtiroler, was ihm durch die italienische Justiz in Abwesenheit 22 Jahre Kerkerhaft und ein lebenslanges Einreiseverbot als »Attentäter« erbrachte, das ihn sehr schmerzte, weil er erst 1998 begnadigt wurde und dann wieder nach Italien durfte.

Er war ein ständig im Sinne der früheren Scholaren »vagabundierender« Zeitgenosse und von daher der geborene Bildreporter, also Fotojournalist. Wenn man Charakter und Fähigkeiten sinnvoll systematisieren möchte, könnte man von seinen vielen Fs sprechen: 1. Der begnadete Fotograf, 2. Der unersättliche und alltags-genaue Feldforscher, 3. Der seriöse Feuilletonist und engagierte Publizist, 4. Der sportlich verbissene Frontkämpfer, 5. Der unpathetische Folkloreprofessor und Fachautor, 6. Der gesellschaftliche Freigeist.

Nach soviel Epitheta nun die Frage nach der akademischen Relevanz seines Lebenswerks und der Einbettung in Österreichs Scientific Community. Letzteres ist ein Komödienkapitel für sich. Schon 1956 Theodor-Körner-Preisträger, 1966 Verleihung des Professorentitels durch die Republik und 1974 Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst, hat unser Autor nach frühen Versuchen bei der Zeitgeschichte in Innsbruck um 1950 erst in Wien 1975–78 mit fünfzig Jahren ein inskribiertes Studium der Volkskunde und Geographie absolviert und mit der Promotion bei Leopold Schmidt abgeschlossen, gefolgt von der Habilitation 1983 für »angewandte Volkskunde Westösterreichs«. Die kuriose *Venia legendi* verweist auf den hartnäckigen Widerstand Wiener Kollegen aus gesinnungspolitischen Gründen. Dieses Verfahren signalisiert zugleich einen üblichen akademischen Kompromiß (bei Medizinern z. B. für ebensolche Miniqualifikationen wie etwa »Pathologie des Innenohrs«, was

Millimeter umfaßt). Umgekehrt hatte der angesehene Leopold Schmidt als außeruniversitärer Wiener Statthalter für eine internationale Aufwertung österreichischer Forschungen auf dem Gebiet der empirischen Kulturwissenschaften mit der Förderung eines Tirolers den verworrenen geistigen Zuständen an der Universität Innsbruck zeigen wollen, wo heimische Potenzen zu suchen seien. Dort aber blieb Prof. Pfaundler immer nur der Wiener Privatdozent, dem man allenfalls einen kleinen Lehrauftrag zukommen ließ.

Der verächtlich gemeinte Begriff der »angewandten Volkskunde« sollte ihn als Heimathirschen brandmarken, dem es an wissenschaftlichem Hintergrund gebricht. In Wirklichkeit gibt es dagegen zwei deutliche Argumente. Der weltoffene Wanderer Wolfgang Pfaundler war ein moderner Ästhet und distanzierter Beobachter sowohl in seinem Privatleben wie in der Öffentlichkeit. Damit stellte er in Wort und Bild geradezu das Gegenteil manch etablierter österreichischer Volkskundefachprofessoren wie Geramb oder Lipp dar. Zum anderen sprechen sein methodischer Zugang und seine Dokumentationen folkloristischer Phänomene eine völlig andere Sprache als die nur vermeintlich engagierter Textereien eines Volkstümlichkeitsjournalismus. Sein Verdienst ist es gerade, zumindest in Tirol der amtlichen Pflege keinen falschen Zucker gestreut zu haben, sondern stets ein seriöser Berichterstatter gewesen zu sein. Man kann voran seine oft dickleibigen und schwergewichtigen Werke abschätzig Bilderbücher nennen, zumal dazu parallel auch Filme entstanden sind, doch handelt es sich in der Regel um sorgfältig recherchierte, ja erwanderte Quellen-Dokumentationen, deren optische Darbietung für sich spricht. Seine ersten beiden noch schmaleren Bücher dieses Erkundungs- und Aufbereitungstypus haben jene Methodik systematisch durchgespielt.

Geschichte und Nachleben der beiden Tiroler Heiligen Romedius und Notburga werden jeweils wie in einem chronologischen Video vor Augen gestellt, so daß auch unscheinbarste Zeugnisse einen aussagekräftigen Platz im Bilder-Puzzle haben und zwar als Originale statt im Devotionalienwust der Antiquare zu verschimmeln. Jede Aussage wird mit Textbelegen und Bilddokumenten getroffen. Das gilt natürlich auch für die umfangreicheren Themen, z. B. der Fasnacht. Deshalb hat schon ein besonders aufmerksamer Kritiker formuliert: »Immer wieder kommen vor allem die Nassereither Fasnachter selbst zu Wort und erklären aus ihrer Sicht, von ihrem Selbstverständnis und Wissen

her die verschiedenen Aspekte des Brauchs. Pfaundler sind diese Zeugnisse lieber und wichtiger als die Deutungen überzogener Fasnachtsforschung. Er unterscheidet streng das Nachweisbare von dem, was nur, wenn manchmal auch eine sehr wahrscheinliche Vermutung ist. Echter Brauch ist für ihn nicht das vermeintlich Uralte, sondern das Lebendige. Er respektiert die Aktionen und die Meinungen der Ausführenden der Fasnacht und will sie nie belehren«.

Dazu muß man sich erinnern, was es seinerzeit für einen grundlegenden Streit um diese Phänomene gab. Da dominierte einerseits die Position der eingeschworenen österreichischen Mythologen samt ihrer divergierenden literarischen Schulen und das nicht weniger heftig vortragene süddeutsche Dogma einer kirchlich-christlichen Tradition. Pfaundler stellte dagegen die eben nicht positivistisch mißverständliche Materialfülle seiner eigenen minutiösen Erhebungen. Sein wissenschaftlich unideologisches Oeuvre erschlägt die vielen methodischen Unzulänglichkeiten dilettierender Heimatfreunde und die hochtrabende Geschwätzigkeit der akademischen Moderne.

Die treffendste Charakteristik aus unterschiedlichen Richtungen hat in einem literarischen Genesungsgruß Martin Kolozs 2007 im Kyrene-Verlag Innsbruck herausgegeben. Der berühmte Schriftstellerkollege Felix Mitterer nennt ihn dort »Weltbürger, Tiroler, graue Eminenz, Wissenschaftler, Künstler, Liebhaber, Bosnigl«. Mit seinem Ableben geht eine Epoche ethnologischer Rechercheure zu Ende, die nicht nur Abenteurer des Geistes waren, sondern auch als gratwandernde Exploratoren unsteten Lebens bürgerliche Antihelden sein mußten.

Wolfgang Brückner

Literatur der
Volkskunde





Gunther Hirschfelder, Angelika Ploeger, Jana Rückert-John,
Gesa Schönberger (Hg.): Was der Mensch essen darf.
Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte.
Wiesbaden: Springer VS 2015, 405 Seiten, Abb.

In der Frage, was der Mensch essen darf, verschränken sich kulinarische Bedürfnisse, ökonomische Zwangslagen, ethische Bedenken und soziokulturelle Empfindlichkeiten. Umso schwieriger ist auf sie eine eindeutige Antwort zu finden, die den unterschiedlichen Interessen, Motiven, Notwendigkeiten und Gemütslagen der jeweiligen Akteure gerecht wird. Der von Gunther Hirschfelder, Angelika Ploeger, Jana Rückert-John und Gesa Schönberger herausgegebene Sammelband nimmt sich der Herausforderung dieser Frage an, deren Beantwortung auf die Überbrückung der Diskrepanz zwischen ernährungsethischen Konzeptualisierungen und alltäglicher Lebensführung zielt, ohne in »imperativ formulierte Anweisungen« (S. VI) oder moralisierende Anprangerungen zu verfallen.

Die Anthologie, die aus dem 7. Symposium des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung des Essens in Kooperation mit der Universität Regensburg (8.–9. Oktober 2012, Regensburg) hervorgegangen ist, vereint Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen, unter anderem aus dem Bereich der Kulturanthropologie, Soziologie, Philosophie, den Literatur- und Medienwissenschaften, der Pädagogik, Volkswirtschaftslehre, Gesundheits- und Ernährungspsychologie, Agrarökologie, Ethik, Sprachwissenschaft und Agrarwirtschaft. Zu Wort kommen auch JournalistInnen und NGO-VertreterInnen. Dieses breite disziplinäre Spektrum vereint die von den AutorInnen vertretene These einer globalen (wirtschaftlichen, gesellschaftlichen, politischen) Verflechtung der Fleischproduktion und des Fleischverbrauchs, was eine ernährungsethisch fundierte Reflexion von Versorgungsstrukturen sowie individuellen und kollektiven Konsumpraktiken und -strategien erfordere.

Das Buch ist in fünf Sektionen gegliedert, um die »Vielzahl an Perspektiven thematisch zu bündeln« (S. 391). Einleitend stellen vier Beiträge die ernährungstheoretische Konzeptualisierung des Sammelbandes heraus (»Zur Theorie einer ethischen Ernährung«), wobei multidimensionale Perspektivierungen als programmatisches Muss ernährungsethischer Fragestellungen betont werden. Zentral in diesem Zusammenhang

ist die These einer (wachsenden) Verunsicherung vieler VerbraucherInnen infolge eines zunehmend umfassenden Informationsangebots über die Provenienz und Produktion von Nahrungsmitteln. Ein Zuwachs an Informationen trage nicht zwangsläufig zur Aufklärung bei, sondern könne hingegen die Weigerung verhärten, sich mit ernährungsethischen Fragen auseinandersetzen zu wollen.

Weil Lebensstile und tradierte Konsumpraktiken Ernährungsgewohnheiten prägten (Manuel Trummer), plädieren die Autoren für eine gesellschaftliche Verortung der Genese von und des Umgangs mit Wissen, um die sozialen und kulturellen Möglichkeitsbedingungen moralischen Handelns zu benennen und zu reflektieren (Lars Winterberg). In diesem Zusammenhang wird Ethik als Reflexion moralischer Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster sowie der soziokulturellen Möglichkeitsbedingungen moralischer Kommunikation verstanden (Daniel Kofahl). Die Autoren lehnen ernährungsethische Positionen ab, die zum Beispiel nur den Verzicht auf bestimmte Nahrungsmittel fordern. Hingegen befürworten sie einen *less-is-more*-Ansatz und halten daher auch den Konsum von Fleisch aus einer biologischen und ökologisch nachhaltigen Produktion für gerechtfertigt (Harald Lemke).

Die Beiträge der folgenden Sektion (»Ernährungsethische Fragestellungen aus unterschiedlichen Perspektiven«) positionieren sich innerhalb dieser ernährungsethischen Rahmensetzung. Sie heben die Multidimensionalität ernährungsethischer Perspektiven hervor, die tierethische Forderungen ebenso umfassen sollten wie eine Kritik an wirtschaftlich und gesellschaftlich etablierten Produktions- und Konsumptionsordnungen (Theo Gottwald). Zudem bringen sie ressourcenorientierte Argumente aufs Tapet und befassen sich mit den globalen Auswirkungen von Konsum (Raimund Bleischwitz).

Ernährung wird mitunter als eine der letzten Refugien und Sphären alltäglich verhandelter und gelebter Individualität und Intimität beschrieben, derer sich Ernährungsberatungen mit ihren moralischen Appellen an eine gesunde Lebensführung als *gouvernementale* Regierungstechniken bemächtigten (Christoph Klotter). Die Beiträge historisieren moralische Standpunkte und verorten diese innerhalb soziokultureller Kontexte (Barbara Methfessel). Wiederholt verweisen sie auf einen Mangel an Ernährungskompetenz auf Seiten vieler KonsumentInnen und kritisieren die eklatante Nahrungsmittelverschwendung in den Industriestaaten (Thomas Vilgis).

Diese ernährungsethischen Positionen veranschaulichen die Beiträge der anschließenden Sektion (»Das Huhn im Fokus«) am Beispiel der Haltung von Hühnern und der Produktion von Hühnerfleisch. Auch sie heben die globale Dimension ernährungsethischer Perspektiven hervor, die mit Fragen des Umweltschutzes und der Nachhaltigkeit untrennbar verbunden seien (Maria Müller-Lindenlauf). Sie warnen vor einseitigen Schuldzuweisungen und Verunglimpfungen von einzelnen Akteuren wie VeterinärInnen, die unterschiedlichen Interessen (Landwirtschaft, Tierschutz, VerbraucherInnenschutz) gerecht werden müssten (Ulrike Thoms), und untersuchen am Beispiel der Tierhaltung in der Stadt Strategien der Selbstversorgung und Aneignung urbaner Räume (Peter Hörz). Weiters verweisen die Beiträge auf die Wirkmächtigkeit ästhetischer Inszenierungen von Fleischwaren in der Werbung, die deren tierische Provenienz und damit das Tieretöten – die Bedingung der Möglichkeit, Fleisch zu konsumieren – verschleiern. Die Modernisierung von Produktionsstrukturen und der Arbeitsorganisation habe Tierschlachtung nicht nur gesellschaftlich unsichtbar gemacht, sondern zudem aus dem kollektiven Gedächtnis der KonsumentInnen verdrängt (Eva Kristin Stein).

Das Argument einer medienästhetischen Normierung von Konsumbedürfnissen greifen die Beiträge der vierten Sektion zum »gesellschaftlichen Umgang mit dem Fleischkonsum« auf. Werbung böte demnach argumentative Strategien an, den Verzehr von Fleisch als immanenten Bestandteil der eigenen Ernährung zu rechtfertigen (Nicole Wilk). Sie formiere und katalysiere ernährungsethische Perspektiven und Präferenzen ebenso wie gesellschaftliche Wertvorstellungen, die sich in übergeordneten und alltagsrelevanten Sinn- und Deutungshorizonten (zum Beispiel Religion) verdichteten (Sebastian Gietl). Die Beiträge dieser Sektion befassen sich zudem mit unterschiedlichen Skandalisierungspraktiken und -strategien von Fleischproduktion und -konsumtion. So böten Lebensmittelskandale die Möglichkeit, VerbraucherInnen für ernährungsethische Fragen zu sensibilisieren und Essgewohnheiten zu überdenken (Sebastian Gfäller). Überdies würden über sie gesellschaftliche Wertvorstellungen (zum Beispiel über Erziehung, Lotte Rose) ebenso verhandelt wie persönliche Überzeugungen und moralische Standpunkte (hier am Beispiel von Social Media, Markus Schreckhaas).

In der letzten Sektion des Sammelbandes (»Von der Theorie zur Praxis«) kommen schließlich JournalistInnen und NGO-VertreterInnen

zu Wort. Die AutorInnen greifen die in der ersten Sektion gemachte Feststellung auf, dass viele VerbraucherInnen aufgrund finanzieller Hürden oder eines Misstrauens gegenüber Prüfsiegeln, die Produkte aus ökologischem Anbau ausweisen, verunsichert seien, ernährungsethische Ansätze in ihrem Alltag umzusetzen (Annabel Wahba). Unsicherheit erführen neben den KonsumentInnen auch die ProduzentInnen, die unter anderem durch tierschützerische Forderungen vor finanzielle Herausforderungen gestellt seien (Clemens Dirscherl). Die AutorInnen fordern nicht grundsätzlich eine vegetarische oder vegane Lebensweise, appellieren jedoch im Hinblick auf die Lebensmittelverschwendung in den Industriestaaten und Versorgungsprobleme in der sogenannten »Dritte Welt« von Fleisch aus intensiven Massentierproduktionen Abstand zu nehmen (Stig Tanzmann, Tanja Dräger de Teran). In Anbetracht der Komplexität ernährungsethischer Sachverhalte warnen die BeiträgerInnen auch hier vor vereinfachenden Erklärungen und einseitigen moralischen Skandalisierungen (Jan Grossarth, Johannes J. Arens/Angela Werner).

Wie dringend ernährungsethische Perspektivierungen auch sein mögen, in Anbetracht der multidimensionalen Verflechtungen, die wirtschaftliche Bedarfe, politische Interessen und gesellschaftliche Bedürfnisse umfassten, seien einem im Alltag letztlich die Hände gebunden – wolle man von extremen Positionen Abstand nehmen, zu denen die AutorInnen auch monokausale Lösungsansätze rechnen. Der Appell an eine Multidimensionalität des Begründungszusammenhanges ernährungsethischer Forderungen stoße bei individuellen Konsumgewohnheiten schnell an seine Grenzen. Kurzum: Wie kann die/der Einzelne angesichts der geradezu unüberbrück-, weil unübersehbaren Herausforderungen zu einer umfassenden und befriedigenden Lösung gelangen, die jener Multidimensionalität gerecht wird? Zwar stünden VerbraucherInnen diesem Problem keineswegs hilflos gegenüber, könnten sie doch über ihre Konsumstile und Essgewohnheiten Veränderungen bewirken. Dies setze jedoch eine alltagspraktische Kompetenz voraus, Informationen einzuordnen, zu bewerten und zu reflektieren, wozu viele angesichts des Informationsbombardements überfordert seien. Nach Ansicht der AutorInnen könne daher die Vermittlung akademischen Wissens nützlich sein, sich eine solche ernährungsethische Kompetenz anzueignen.

Das Spannungsverhältnis zwischen dem wiederholten Plädoyer, die Fülle an Informationen zu reflektieren, was im Begriff der Ernährungskompetenz kulminiert, und zugleich dem fortwährenden Verweis auf die

überforderten VerbraucherInnen stilisiert akademisch legitimes Know-how zur ernährungsethischen *Ultima Ratio*. Der Glaube an Bildung und deren Wirkmächtigkeit erhebt WissenschaftlerInnen zu AnleiterInnen einer *vita activa*, die individuellen Konsumbedürfnissen, allem voran dem Genuss am Konsum, nicht abträglich sei. Hierbei hätte nach Ansicht des Rezensenten noch stärker das Credo und mitunter Paradigma der Reflexion selbst einer Reflexion unterzogen werden können. Schließlich verweist der Begriff auf einen spezifischen Umgang mit Wissen, den ein akademischer Habitus bedingt – andernfalls erscheint akademisches Wissen für eine moralische Lebensführung gewissermaßen präformiert und prädestiniert.

Fragwürdig ist zudem die im Subtext des Sammelbandes sich abzeichnende Abkoppelung ernährungsethischer Perspektiven von tierethischen Forderungen, wobei erstere als Übergriff letzterer fungieren. Ernährungsethik folge damit dem Prinzip eines *ultra posse nemo obligatur*. Dadurch entziehen sich die Beiträge einer grundsätzlichen Problematisierung des Tötens von Tieren. Tierschlachtung wird nicht infrage gestellt, sondern auf der Ebene des Ausmaßes sowie der Art und Weise des Tötens unter der Prämisse einer anthropozentrischen Bedürfnishoheit verhandelt, deren Legitimation ein argumentatives Apriori darstellt. Gerade die bewusste Tötung von Lebewesen als Voraussetzung für Fleischkonsum bedarf einer Gleichstellung von Tier- und Ernährungsethik, wenn nicht sogar eine Umkehrung dieses Verhältnisses.

Diese Anmerkungen stellen die Qualität sowie die wissenschaftliche und Alltagsrelevanz des Sammelbandes keineswegs infrage. Die Anthologie bietet einen informativen und reflektierten Einblick in ernährungsethische Debatten aus unterschiedlichen disziplinären Blickwinkeln. Sie regt zum Nachdenken über eigene Konsumpraktiken an und adressiert damit auch ein Publikum jenseits der akademischen Forschung. Die Lektüre des Sammelbandes ist insbesondere denjenigen zu empfehlen, die ihrem Unbehagen gegenüber einer immer undurchdringlicheren Nahrungsmittelproduktion ein Wissen und ein Bewusstsein über deren Komplexität entgegensetzen wollen.

Lukasz Nieradzik

Martina Kleinert: Weltumsegler. Ethnographie eines mobilen Lebensstils zwischen Abenteuer, Ausstieg und Auswanderung.
Bielefeld: transcript, 2015, 361 Seiten.

Mit einem Schiff um die Welt zu segeln – dieses Unternehmen gehört zu den großen Sehnsuchtsmotiven oder Lebensträumen vieler Menschen. Und manche davon, in den letzten Jahrzehnten immer mehr, machen ihn sogar wahr und brechen auf. Martina Kleinert hat sich in ihrer Dissertationsforschung (Göttingen 2014) dieser Reisepraxis ethnografisch genähert. Im Zentrum ihrer umfangreichen und lesenswerten Studie steht die Auseinandersetzung mit der Praxis der Weltumsegelung aus (auto)ethnografisch-teilnehmender, historisierender, befragender und beobachtender Perspektive. Das Ziel ist dabei die Untersuchung und Darstellung der »Lebenswelt von Fahrtenseglern aus deren Innensicht« (S. 12) Die methodische Basis bilden dafür eine gemeinsam mit ihrem Partner selbst durchgeführte 20-monatige Segelreise 2001/2002 durch den Pazifik (allerdings nicht als Teil einer Weltumrundung, sondern für ethnologische Filmaufnahmen), rund 35 Interviews und 8 Fragebogenerhebungen unterschiedlicher Länge und Intensität mit AkteurInnen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft, welche die Autorin teilweise persönlich kennenlernte oder anderweitig kontaktierte. Sie alle eint jedoch die Provenienz aus dem deutschen Sprachraum und die erklärte Absicht einer Weltumsegelung – ganz unabhängig davon, ob diese dann auch tatsächlich abgeschlossen, modifiziert oder abgebrochen wurde. Sowohl die Vorbilder, Motive und Praktiken der Weltumsegler als auch die Brüche, Verschiebungen und Transformationen während des Unterfangens und nicht zuletzt der technische (insbes. GPS-Navigation) wie habituelle Wandel, den diese Reisepraxis in den vergangene Jahrzehnten erlebt hat, sind Gegenstand der Forschung. Martina Kleinert verortet ihre Studie inhaltlich schlüssig in verschiedenen Zweigen der volkskundlich-kulturanthropologischen Forschung: der Freizeit- und Lebensstilforschung, der Reise- und Tourismusforschung und der Mobilitätsforschung und bestimmt damit auch theoretisch, worauf sich ihr ethnografischer Blick heuristisch primär richtet: auf die Akteure als Reisende, die sich nicht nur einen Traum erfüllen, sondern dabei vor allen Dingen auch »im Unterwegssein« einrichten und somit Mobilität in einem spätmodernen Sinn zum Lebensstil erheben. Kundig und

detailliert schreitet die Autorin das gesamte Programm ethnografischen Arbeitens ab, wie es im – hier durchgängig als Kulturanthropologie titulierte – Fach üblich ist: sie reflektiert die eigene Position im Feld ausgiebig, leistet einen historischen Ausgriff auf die Geschichte der Weltumsegelung, beleuchtet das Phänomen gründlich und multiperspektivisch in Subjektivationen, also Haltungen und Einstellungen, wie Objektivationen, also der materiell-kulturellen Dimension in Form der Schiffe samt Ausrüstung, Technik, Können und Zuschreibungen. Sie analysiert soziale Interaktionen (sowohl an Bord wie innerhalb der *cruising community*) und konfrontiert nicht zuletzt Innen- mit Außenperspektiven. In dieser Hinsicht lässt die vorgelegte Studie also kaum Wünsche offen, sie argumentiert im besten Sinne sorgfältig, tiefenscharf, nah an den Akteuren und differenziert. Speziell diese differenzierte Sicht auf die unterschiedlichen Akteure mit ihren verschiedenen Haltungen und Perspektiven ist der Autorin ein besonderes Anliegen. Jenseits der in der Literatur teilweise recht pauschalisierend diskutierten Thesen von »Eskapismus«, »Gesellschaftskritik« oder »Freiheitssuche« als zentrale Motive für die Weltumsegelungen bemüht sich Kleinert um einen präzisen Blick auf ganz unterschiedliche Lagen und Konstellationen und arbeitet auch den biografisch bedeutsamen Entwicklungs- und Transformationsprozess, den derartige Reisen mit sich bringen können, plastisch heraus. Die Vorbereitungen, der Aufbruch, die veränderte Zeit- und Raumwahrnehmung, das flexible Unterwegssein, die sozialen Dynamiken innerhalb der Bordgemeinschaft (oft Paarbeziehungen), die vielfältigen Bezüge und Distinktionsverfahren innerhalb der Seglercommunity und auch die Formen des Kontakthaltens zur »Heimat« – all dies arbeitet die Autorin detailliert und eng am reichhaltig vorhandenen empirischen Material heraus.

Eine der für mich aufschlussreichsten und zugleich bemerkenswertesten Befunde der Studie ist die oft zutiefst ambivalente Haltung zu den genuin maritimen Komponenten dieser Mobilitätspraxis, nämlich dem Meer wie dem Segeln an sich, und zwar sowohl seitens der Autorin wie der Beforschten. Die hierzu artikulierten Emotionen und Einschätzungen changieren zwischen Faszination und Aversion. Erscheint die seglerische Auseinandersetzung mit dem Meer mal als ultimativer Fluchtpunkt der Reisesehnsucht, so wird sie an anderer Stelle als verhasstes und unbequemes Mittel zum Zweck der Fortbewegung und des Ankommens abgewertet, bestenfalls als Notwendigkeit billigend in Kauf genommen.

Die Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit dieses maritimen (Be) Deutungskomplexes sorgfältig und nachvollziehbar herauspräpariert zu haben, gehört vielleicht zu den größten Verdiensten der Arbeit. Umso merkwürdiger erscheint es, dass die Autorin spezifisch maritimkulturelle Arbeiten aus dem Fach KA/VK/EE und angrenzenden Disziplinen fast vollständig ausspart. Nun ist natürlich schon klar, dass das Fahrtensegeln eine gänzlich andere Praxis darstellt als die (zivile wie militärische) Berufsschiffahrt und somit auch andere Aspekte zentral stehen. Dennoch hätte die Studie von der Rezeption einschlägiger Beiträge sicherlich profitieren können, z.B. von folgenden Autoren, die man im Literaturverzeichnis allesamt vergeblich sucht: Fischer (Tod und Meer), Gerstenberger (Seefahrt und Industrialisierung), Goltz (Literarisierung maritimer Lebenswelten), mit Verlaub: Heimerdinger (populäre Seemannsbilder), Henningsen (Wachsystem, Genderfragen), Kube (Hochseefischer), Müns (Lieder und Shanties), Rudolph (maritime Ikonografie), Spamer (Tätowierung in Hafenstädten), Steusloff (maritime Bräuche und Bordalltag) oder Weibust (the crew as a social system). Bei allen Einschränkungen liegen doch immerhin einige facheinschlägige Beiträge vor, die nicht nur technik- und sozialhistorische Zusammenhänge thematisieren, sondern auch die reiche und ambivalente kulturelle Bildproduktion zur maritimen Sphäre, die in Mitteleuropa eine starke Wirkungsgeschichte aufweist, behandeln, und somit in Kleinerts Studie zumindest eine kompakte Diskussion verdient gehabt hätten. Auch wenn man den dort vorgelegten Einschätzungen nicht immer folgen möchte, so irritiert die konsequente Unterschlagung dieses facheinschlägigen Diskurses doch etwas und vermittelt den Eindruck einer gewissen Ignoranz. Als ebenfalls etwas unbefriedigend erweist sich die stellenweise nachlässige sprachliche Form der Arbeit. Die mitunter sehr langen und komplizierten Sätze mögen noch als Geschmacksfrage durchgehen. Doch auch die Zahl der kleinen, gleichwohl aber handfesten Fehler ist bedauerlich hoch: So wird Silke Götsch mal als »Götsche« (S. 350), mal als »Götsch« (S. 356) bezeichnet, nie jedoch mit ihrem richtigen Namen. Burkhard Lauterbach erscheint als »Burkhard« (S. 23), Erving Goffman als »Goffmann« (S. 350) und Zygmunt Bauman als »Baumann« (S. 347). Der »Moving Targets«-Aufsatz von Gisela Welz ist im Original mit »Feldforschung unter Mobilitätsdruck« (und nicht wie hier mit »Feldforschungen«, S. 358) untertitelt. Dies mögen lediglich Flüchtigkeitsfehler darstellen, man könnte sie jedoch auch als Ausdruck eines noch ausbaufähigen

Bezuges zu Fach und Fachdiskurs lesen. Den Gewinn, mit dem dieses Buch zu lesen ist, schmälert dies alles jedoch nicht.

Timo Heimerdinger

Astrid Baerwolf: Kinder, Kinder! Mutterschaft und Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland. Eine Ethnografie im Generationenvergleich.

Göttingen: Wallstein, 2014, 320 Seiten.

Der Zusammenhang zwischen der großen Politik und den intimsten privaten Verhältnissen, wie etwa denen der Elternschaft oder der gelebten Mutterrolle, ist von großem kulturwissenschaftlichen Interesse. Astrid Baerwolf untersucht in ihrer Studie die Transformationen der Relation Mutterschaft – Erwerbstätigkeit in Ostdeutschland anhand dreier Generationen von Müttern, die sie »DDR-Mütter« (Geburt der Kinder um ca. 1970), »Wendemütter« (Geburt der Kinder um ca. 1990) und »Nachwendemütter« (Geburt der Kinder um ca. 2000) nennt. Befragend und teilnehmend-beobachtend nähert sie sich jeweils knapp 10 Personen ethnografisch mehrstufig und über einen längeren Zeitraum hinweg an und fragt nach Praktiken, Familienarrangements, Selbstbildern, Alltagsvollzügen und Einschätzungen. Die Befunde fallen bei den verschiedenen beforschten Gruppen erwartungsgemäß denkbar unterschiedlich aus. Dass sich manche Teile der zu erforschenden Wirklichkeiten dabei auch aus der beobachtenden Anschauung (Krabbelgruppenbesuche) ergeben, andere jedoch ausschließlich als retrospektiv erzählte Wirklichkeit (Interviews), ergibt sich zwingend aus der Struktur des Feldes, dem entsprechend theoretisiert die Autorin sinnvollerweise sowohl das Konzept der Biografie als auch das der Generation – wenn auch nicht primär aus kulturanthropologischer, sondern vornehmlich geschichtswissenschaftlicher und soziologischer Perspektive. Methodisch zentral stehen dabei die biografischen Selbstthematizierungen von Müttern, entsprechend viel Raum bekommen im Buch ihre Erzählungen. Eng am Material erarbeitet die Autorin in ihrer Studie die unterschiedlichen Themenbereiche der Berufsbiografie, der kulturellen Kodierung von Kindheit und Elternschaft und der gesellschaftlich unterschiedlichen Relationierung von

Elternschaft, Kindererziehung und Erwerbstätigkeit. Plausibel und mit vielen anschaulichen Beispielen belegt kann Baerwolf eine grundlegende Verschiebung innerhalb des gesellschaftlichen Transformationsprozesses nachzeichnen, die sich grob mit den Stationen 1) vergesellschaftete Kindheit/pragmatische Mütterlichkeit (DDR) – 2) Privatisierung der Kindererziehung/elterlicher Verantwortungszuwachs (Wendezeit) – 3) Entgrenzung/professionalisierte Mütterlichkeit (Nachwende-Situation) skizzieren lässt. Das sehr reichhaltige empirische Material, und hier liegt meines Erachtens auch eine Stärke der Studie, kann dabei nicht nur diesen Transformationsprozess illustrieren, sondern macht auch deutlich, wie sowohl die Wende- als auch die Nachwendemütter ihre eigene Position und Praxis des *doing mother* stets im Kontext intergenerationeller Dialog- und Aushandlungsstrukturen suchen und finden. So gelingt hier eine ethnografische Sichtbarmachung dessen, was sonst oft nur pauschal als »kultureller Wandel« beschrieben wird auf Material- und Mikroebene, und insofern leistet Astrid Baerwolfs Forschung durchaus einen instruktiven Beitrag zur Geschichte praktizierter Elternschaftskultur und ihrer narrativen Repräsentation.

Entstanden ist die Arbeit im Rahmen des Göttinger Graduiertenkollegs »Generationengeschichte« und sie hat von diesem interdisziplinären Diskussionszusammenhang auch merklich profitiert, denn sie ist u.a. stark soziologisch, geschichts- und politikwissenschaftlich orientiert. Fragen ergeben sich daher allerdings sowohl hinsichtlich der inhaltlichen wie methodischen disziplinären Verortung der Studie, die immerhin in Göttingen im Jahr 2011 als Dissertationsschrift für das Fach Kulturanthropologie / Europäische Ethnologie angenommen wurde, als auch hinsichtlich der Anschlussfähigkeit an international geführte Debatten.

Zunächst zum ersten Punkt der Facheinschlägigkeit: Von den rund 210 im Literaturverzeichnis angeführten AutorInnen sind nur gut 10 dem Fach KA/EE/VK/EKW im engeren Sinn zuzuordnen: Baerwolf selbst, Beck, Dietzsch, Hess, Lindner, Lipp und Merkel (die Betreuerinnen der Studie), Rosenbaum, Schönberger, Timm und Wehr. Den Namen von Ingeborg Weber-Kellermann (einschlägig in Sachen Familie) sucht man ebenso vergebens wie etwa den von Albrecht Lehmann (einschlägig in Dingen des generationenspezifischen Erzählens). Gerade dieser letzte Punkt ist sehr verwunderlich. Wie kann eine explizite Auseinandersetzung mit Lehmanns Arbeiten innerhalb einer Qualifikationsschrift bei einer derartigen methodischen Anlage einfach ausbleiben?

Hätte seine Konzeption generationenspezifischer Leitlinien des Erzählens wenn schon nicht übernommen, so nicht doch zumindest diskutiert werden müssen?

Zum zweiten Punkt der Internationalität: Auch wenn die Gesamtforschung zur Mutterschaftsthematik – speziell in internationaler Perspektive – extrem umfangreich ist und eine umfassende Rezeption daher kaum erwartet werden kann, so zeigen sich dennoch auch hier irritierende Lücken, von denen ich nur eine (dafür aber eine zentrale, ähnliches ließe sich etwa auch in Bezug auf den britischen Soziologen Frank Furedi zeigen) anführen möchte: Die 1998 auf deutsch erschienene Studie »Die Identität der Mütter« (englisch 1996) der amerikanischen Soziologin Sharon Hays war nicht nur für die britisch-amerikanischen *parenting culture studies* wegweisend, sondern thematisierte mit dem dort entworfenen Konzept des *intensive mothering* auch genau jene Mechanismen der Formierung elternschaftskultureller Praktiken und Selbstverständnisse unter den Bedingungen einer kapitalistischen Gesellschaftsordnung, nach denen Baerwolf in ihrer Forschung implizit mit ihrer Aufmerksamkeit für den hohen zeitlichen und emotionalen mütterlichen Aufwand für die Kinderfürsorge (S. 18) und explizit auf S. 17 anhand einer im doppelten Wortsinn plastischen Szene fragt: »Seit wann lassen sich Mütter ihre eigenen Babybüche in Gips gießen, stellen sie sich ins Zimmer und malen sie womöglich auch noch an?« In der Ergebniszusammenfassung ihrer Studie spricht die Autorin u.a. von »ambitionierten Konzepten von Mütterlichkeit«, »Professionalisierung« oder »Emotionalisierung« und identifiziert in der Zusammenschau maßgebliche Verschiebungen der biografischen Prioritätensetzung der befragten Mütter von der Erwerbsarbeit hin zur Care-Arbeit und zum Kind. Ursächlich hierfür sieht sie die umfassende Durchsetzung neoliberaler Subjektivierungs- und Entgrenzungsprozesse, sowohl im beruflichen wie privaten Bereich. Im Ergebnis interpretiert sie diese Entwicklung – wenn ich die streckenweise sperrig formulierten und Jargon-affin verklausulierten Ausführungen richtig verstanden habe – als Entgrenzung des Privaten zu Lasten beruflicher und ökonomischer Autonomie und als spezifisch ostdeutschen, neotraditionellen »Rückzug in Mütterräume« (S. 298). Die Konjunktur kapitalistischer Maximierungslogik im privaten Bereich der Reproduktion samt den sich ergebenden Widersprüchen, Unvereinbarkeiten und Zwangslagen hat Hays jedoch schon vor über 15 Jahren und unter leicht anderen Vorzeichen für Amerika beschrieben. Ihr *intensive mothering*-Ansatz mit

den Komponenten der Expertenorientierung, der Kindzentrierung, der Mutterpräferenz und der Investition sämtlicher Kapitalsorten in das Kind unter kapitalistischen Rahmenbedingungen samt der sich daraus ergebenden internationalen Diskussion bleibt in Astrid Baerwolfs Studie fast konsequent ausgeblendet (eine der wenigen Ausnahmen: Murphy 2007). Dabei hätte gerade hier ein Konzept bereitgestanden, das in den Kern der von ihr thematisierten Zusammenhänge zielt, sie international kontextualisiert und die Befunde sowohl teilweise bestätigt als auch sinnvoll ergänzt. In der vorliegenden Form allerdings wirkt Baerwolfs Studie damit zwar insgesamt materialgesättigt, auskunftsfreudig und wissend – zugleich jedoch auch perspektivisch verengt.

Timo Heimerdinger

Silvia Weißengruber: Arbeit und Kritik.

Versuche alternativer Lebenspraktiken im Neoliberalismus

(= Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie 19).

Marburg: Jonas Verlag 2015. 80 Seiten.

In dieser überarbeiteten Fassung ihrer am Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie der Universität Graz verfassten Diplomarbeit geht Silvia Weißengruber dem Zusammenhang von Lohnvertragsarbeit und Systemkritik nach. Damit reiht sich ihre Studie in einen aktuellen Bereich der Arbeitskulturforschung der Europäischen Ethnologie ein, der sich mit den Herausforderungen der gegenwärtigen Erwerbsarbeitsformen beschäftigt, so etwa mit den beim Übergang von einer fordistischen zu einer postfordistischen Regulation der kapitalistischen Produktionsweise entstandenen Prozessen der Flexibilisierung, Prekarisierung und Subjektivierung von Arbeit. Mit ihrem Fokus auf Lebensentwürfe, bei denen aktive Kritik am aktuellen System und an der dort zentralen Rolle der Lohnvertragsarbeit im Mittelpunkt steht, erweitert die Autorin die bestehenden Überlegungen um den gesellschaftspolitischen Aspekt des Widerstandes als besondere Form des individuellen Umgangs mit den aktuellen Arbeitsbedingungen.

Bereits der Klappentext kündigt an, dass sich Silvia Weißengruber diesem Thema »ohne Kritik und Wagnis zu scheuen« widmet. Gemeint

ist ihre eigene sehr kritische Position, die die Autorin von vornherein offenlegt. Bereits in ihren einführenden Worten plädiert sie bezugnehmend auf Dieter Kramers Arbeitskulturforchung für intervenierende Kultur- und Sozialwissenschaften, die »kritische Verantwortung hinsichtlich einer Besteuerung zur Gesellschaft« (S. 9) übernehmen und sich zu diesem Zweck nicht »nur auf eine Kommentierung beschränken, sondern lösungsorientierte Ansätze vorweisen« (S. 9). Aufgrund dieses kritischen Standpunkts, den die Autorin über die gesamte Studie hinweg beibehält, liest sich diese insgesamt als Kritik am Wirtschafts- und Gesellschaftssystem des Kapitalismus sowie als Plädoyer für eine ganzheitliche Lebens- und Arbeitsweise. Ausgang für ihre Kritik findet Silvia Weißengruber in der Feststellung, dass Lohnvertragsarbeit die individuelle Persönlichkeit unterdrücke, eine Vollbeschäftigung »illusorisch« sei und in Bezug auf das »Erreichen einer wohltuenden Lebensqualität« eine »Sackgasse« (S. 9) darstelle, wobei sie diese Aussagen mehr oder weniger als Tatsachen voraussetzt und nicht näher erläutert. Als Ziel ihrer Studie erklärt sie den Versuch, Alternativmöglichkeiten zum kapitalistischen System aufzuspüren und »dabei eventuell eine utopisch wirkende Vision zu finden« (S.9). Um dieser Vision näher zu kommen, widmet sich die Autorin in ihrer Studie Menschen, die »die Teilnahme am offiziellen Lohnvertragsarbeitsmarkt nicht als Identifikationsleitbild« (S. 10) sehen – das Gegenteil setzt die Autorin mit Bezug auf Ulrich Beck für die Mehrheit der industrialisierten Gesellschaft des zentraleuropäischen Raums voraus –, sondern systemkritische Tätigkeiten zu ihrem Lebensmittelpunkt machen und daher »nur bedingt und reduziert einer anerkannten, vertraglich geregelten Arbeit gegen Entgelt nachgehen« (S. 10).

Die Studie ist in vier Teile gegliedert. Den ersten Teil widmet die Autorin einer Annäherung an das Thema, in der sie neben einer Klärung der in der Arbeit zentralen Begriffe auf ihr methodisches Vorgehen eingeht, das sie als Kombination mehrerer Zugänge beschreibt, darunter die Grounded Theory, versehen mit einer »Portion Intuition« (S. 12) und geleitet vom Serendipity-Prinzip. Neben vier zentralen narrativen Interviews dienen Silvia Weißengruber auch die Verfolgung des Arbeitsdiskurses in den Medien sowie 45 Gespräche, die die Autorin zur Erforschung des gesellschaftlich verbreiteten Arbeitsethos hauptsächlich beim Autostoppen durchführte, als Forschungsgrundlage.

Im zweiten Teil der Studie wird die Bedeutung von Arbeit aus etymologischen, philosophischen sowie geschichtlichen Gesichtspunkten

näher beleuchtet. Zur Grundlage ihrer philosophisch-anthropologischen Vertiefung der Begriffe Arbeiten, Tätigsein und Handeln stützt sich Silvia Weißengruber neben der Entfremdungstheorie von Karl Marx hauptsächlich auf Hannah Arendts »vita activa«, besonders auf deren Hervorhebung der ausgleichenden Dynamik von zunehmender und abnehmender Intensität, die sie in diesem Zusammenhang auf den ständigen Wandel zwischen Mühsal und Ruhe bezieht. Im geschichtlichen Überblick zeigt die Autorin die Entwicklung des Verständnisses von Arbeit von der Antike bis zur Gegenwart auf, aus der sie den aktuellen Stellenwert von Arbeit als »Motor für die Aufrechterhaltung des neoliberalen Kapitalismus« (S. 26) erklärt. Aus dem aktuellen Arbeitsethos und dem hohen Stellenwert von Lohnvertragsarbeit, den Silvia Weißengruber in ihren Straßengesprächen bestätigt fand, sieht die Autorin gleichzeitig auch den Grund für die Vorstellung von Arbeitslosigkeit als selbstverschuldet und parasitär. Dabei stellt sie eine Paradoxie fest, wonach die aktuellen Rahmenbedingungen zwar das Prekariat fördern, der Sozialstaat aber gleichzeitig abwertende Gedanken zur offiziellen Arbeitslosigkeit benötige, um das Konkurrenzspiel am Arbeitsmarkt aufrecht zu erhalten.

Diese Paradoxie reiht Weißengruber in eine Nennung weiterer Widersprüche ein, die ihren Ausführungen zufolge dem kapitalistischen System und der Teilnahme am offiziellen Arbeitsmarkt inneliegen. Die bestehenden widersprüchlichen Imperative entlarvt sie dabei mit Frithjof Bergmann und Hans Georg Zilian als Grund für die allgemeine Orientierungslosigkeit und für das Hemmnis, sich Alternativen zum aktuellen gesellschaftlichen System zuzuwenden. Daher vergleicht sie den offiziellen Arbeitsmarkt mit einem »totalitären Herrschaftsinstrument« (S. 28), das die Menschen aufgrund ihrer Erschöpfung nicht als solches zu erkennen vermögen, und geht diesbezüglich sogar noch weiter, indem sie fragt: »Was unterscheidet Menschen, die bereit sind, trotz umfassender Einbußen ihrer Lohnvertragsarbeit nachzugehen, Überstunden zu tätigen und ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten so intensiv wie möglich nach dem Ruf der Profitwirtschaft zu richten, von Soldaten, die bereit sind, ihr Leben für den Staat zu lassen?« (S. 29)

Anschließend zeigt Silvia Weißengruber bestehende Kritik an der Arbeitskultur und daraus resultierende Lösungsvorschläge auf. Dabei nennt sie unter anderem die Arbeiten des Soziologen John Holloway und des Philosophen André Gorz, die in der aktiven Kritik am Lohnvertragsarbeitssystem und in der Weigerung, am System teilzuhaben,

großes Potential für den Widerstand gegen das kapitalistische System verorten. Darüber hinaus argumentiert die Autorin – etwa mit Bezug auf die Erziehungswissenschaftlerin Marianne Gronemeyer, auf Ulrich Beck oder Dieter Kramer –, dass die Verweigerung von Arbeit am offiziellen Arbeitsmarkt als eine Entlastung für den Staat und grundsätzlich als Mehrwert für die Gesellschaft gesehen werden könne, da Arbeitslose durch einen niedrigeren Konsum weniger Ressourcen verbrauchten, die Umwelt weniger belasteten und keine Kosten für Versuche ihrer Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt verursachten. Als Beispiel für einen bereits bestehenden Lösungsvorschlag für die Nachteile des aktuellen Gesellschaftssystems nennt Silvia Weißengruber die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens, dem die Idee zu Grunde liegt, dass der Mensch grundsätzlich ein aktives Wesen sei und es daher keines vertraglich geregelten Arbeitsmarktes bedürfe. Zur Umsetzung einer solchen Neugestaltung des Wirtschaftssystems sei, so Weißengruber, eine neue Grundeinstellung nötig, die »Muße als Tugend anstatt als Schande« (S. 33) sehe.

In ihrem empirischen und dritten Teil lässt Silvia Weißengruber ihre Interviewpartner/innen zu Wort kommen, die entweder in Teilzeit arbeiten, sich selbst versorgen oder als Arbeitslose Sozialleistungen beziehen und sich gleichzeitig durch die Mitarbeit in Organisationen oder bei bestimmten Projekten in gesellschaftspolitischer Systemkritik engagieren. Anhand von vier Fallbeispielen analysiert die Autorin die Herausforderungen, die für die befragten Personen aus der Entscheidung für eine bewusst ideologieträchtige Alltagsgestaltung hervorhegen. So zeigt sie auf, dass die Kombination von kapitalismuskritischem Engagement und Lohnvertragsarbeit für ihre Gesprächspartner/innen mit emotionaler Belastung verbunden ist, die hauptsächlich auf Paradoxien und Ambivalenzerfahrungen zurückzuführen sind. Als solche gelten nach Silvia Weißengruber einerseits Konfrontationsmomente durch äußere Faktoren, etwa durch die Stereotypen, die den Gesprächspartner/innen etwa von Kollegen oder Familienmitgliedern entgegengehalten werden. Andererseits bestünden sie auch in der Konfrontation mit inneren Faktoren in dem Sinne, dass der Habitus aufgrund der so stark verinnerlichten Werte und Muster, die die Gesprächspartner/innen eigentlich als systemverhaftet kritisieren, selbst von diesen nicht problemlos verändert werden könne. Dies zeigt die Autorin vor allem am Bemühen der Interviewees, Tätigkeiten anders als dem hegemonialen Arbeitsverständnis nach zu

bewerten, d.h. solche mit hoher Energieumsetzung gleichwertig wie solche mit geringer Energieumsetzung anzuerkennen und sich etwa vom dualistischen Bild von Freizeit und Arbeit zu trennen.

In den Herausforderungen und Zwiespalterfahrungen, die sich für ihre Interviewpartner/innen ergeben, sieht Silvia Weißengruber ihre vorhergehenden theoretischen Überlegungen, d. h. Arendts Theorie, dass man sich für einen ganzheitlichen Lebensstil an den natürlichen Kreisläufen orientieren solle, und Erich Ribolits' Behauptung, dass der Müßiggang erst wieder erlernt werden müsse, bestätigt. Dies macht sie im vierten Teil ihrer Studie deutlich. Für eine Bewusstwerdung der eigenen Bedürfnisse und eine Etablierung der persönlichen Qualitäten, die innerhalb des profitorientierten Systems gering geschätzt werden, erklärt sie Entschleunigung und Entdichtung zu wichtigen Voraussetzungen. Potential dafür biete der Autorin zufolge wiederum das Modell des bedingungslosen Grundeinkommens, in dem sie glaubt, einen Weg zur Lösung der dargestellten Probleme und zur Transformation der aktuellen Verhältnisse gefunden zu haben, den zu beschreiten es allerdings »Mut zur Radikalität« bedürfe, um nicht in den »Sog des Neoliberalismus zu fallen« (S. 67). Ebenso sei eine interdisziplinäre Revision der Wissenschaftsparadigmen nötig. Wissenschaft, die ebenso innerhalb gesellschaftlicher Selbstverständlichkeiten neoliberaler Hegemonialität agiere, solle nicht bei der Feststellung einer marktadäquaten Systeminhärenz stehen bleiben und grundsätzlich dem Bedürfnis nach mehr Tiefenbewusstsein in Kombination mit gesteigerter Emotions- und Sinneswahrnehmung sowie Naturverbundenheit interdisziplinär mehr Beachtung schenken.

Fazit: Anhand von Beispielen alternativer Lebensentwürfe im Neoliberalismus macht Silvia Weißengruber tief verwurzelte Kulturmuster sichtbar und stellt in einer nachvollziehbaren Argumentation mit theoretischer Verortung das gegenwärtige Wirtschaftssystem in Frage. Konsequenter ergreift sie dabei Partei für ihre Interviewpartner/innen, denen sie »anerkennend eine Pionierleistung« (S. 65) zuspricht und die sie verteidigt, etwa, indem sie nach dem Aufzeigen von Stereotypen, die den Interviewees aufgrund ihrer Lebensweise von anderen entgegengehalten werden, ein Reihe von Argumenten gegen diese Stereotype anführt und mit Dieter Kramer zum Schluss kommt, dass den »freiwilligen Arbeitslosen« eine »gewisse Bedeutung für die Aufrechterhaltung der menschlichen Spezies zugesprochen werden [kann]« (S. 49), da sie sich

um eine Verbesserung der aktuellen Verhältnisse bemühen. Die geringe Distanz zum Forschungsthema führt leider dazu, dass bestimmte Sachverhalte vorausgesetzt beziehungsweise nicht weiter hinterfragt werden. So fehlt etwa eine Kontextualisierung und intensivere Auseinandersetzung mit dem von den Interviewpartner/innen angestrebten Ideal oder Ziel ihrer Lebensweise, das Weißengruber, den Interviewausschnitten vorangestellt, in einem Streben nach »Ganzheitlichkeit« verortet. In diesem Zusammenhang hätte etwa auch eine konkrete Analyse der in den Interviews immer wieder angesprochenen subjektivierten gegnerischen Macht, die die Menschen bewusst ausnütze und an der Nase herumführe, zu einer differenzierten Sichtweise führen können. Leider lag der Autorin diesbezüglich offensichtlich die Studie von Ove Sutter zur »erzählten Prekarität« noch nicht vor, in der der Autor aufzeigt, welche Bedeutung biografisches Erzählen im Umgang mit prekären Verhältnissen einnehmen kann – ein Ansatz, der die hier besprochene Diplomarbeit sicherlich befruchtet hätte. Inwiefern Silvia Weißengrubers stark wertende und persönliche Positionierung, die dazu führt, dass sich der Text in Teilen eher als politisches Plädoyer denn als wissenschaftliche Studie liest, ihrer Forschung insgesamt dienlich war, bleibt daher am Ende fraglich.

Evelyn Reso

Carmen Weith: Alb-Glück. Zur Kulturtechnik der Naturerfahrung

(= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen 116). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 2014, 264 Seiten, Abb.

›Auf die Alb hinaufzukommen« schien wohl der Leitgedanke und die Intention von Carmen Weith gewesen zu sein, als sie mit dem Verfassen ihrer Dissertation begonnen hat – und herausgekommen ist eine m. E. gelungene Analyse der emotionalen Topographie der Schwäbischen Alb. ›Naheliegend‹ ist Buch und Thema aus zweierlei Hinsicht: aus geographischen Gründen, wurde es doch von der Tübinger Vereinigung für Volkskunde – quasi vor den Toren der Alb – verlegt, sowie aus persönlichen Gründen, stammt Weith doch aus der Tübinger Schule und

beschäftigte sich bereits in anderen Publikationen und in ihrer Diplomarbeit mit »sinnlicher Ethnographie« und Naturforschung, bei letzterer – leider unveröffentlicht geblieben – sogar in Bezug auf die Schwäbische Alb. In der vorliegenden Studie »Alb-Glück« sollte untersucht werden, wie dieses Empfinden bezüglich des süddeutschen Mittelgebirges von verschiedenen befragten Personen individuell hergestellt und erlebt wird.

Die Dissertation gliedert sich in sieben Abschnitte, in denen wohlüberlegt Schwerpunkte gesetzt werden, um zu verstehen, wie auf Basis des Zusammenspiels von Körperwahrnehmungen und emotionalen Aspekten Beziehungen zu bestimmten Orten entstehen. Dass Gefühle und Empfindungen über intersubjektiv geteilte Vorstellungen an kulturelle Systeme gebunden und erlernt sind, in Abhängigkeit von Raumatmosphäre und Umgebungseigenschaften unterschiedlich gelebt werden und sich als Resultat dessen verschiedene emotionale Stile herausbilden, davon handelt der zweite Abschnitt, der einer kurzen Vorstellung von Forschungsintention sowie Aufbau der Studie folgt. Im dritten Abschnitt geht Weith auf ihren multimethodischen Zugang ein, bei dem sie mehrstufige ethnographische Interviews führt, unter anderem auch mit Forschungsfotoalben, Piktogrammen und Einwegkameras arbeitet und mit Hilfe einer »mental map« versucht, die Alb zu visualisieren. Im nächsten Kapitel werden die Charakteristika des Raumes »Schwäbische Alb« herausgearbeitet – mit dem Bewusstsein, dass »Raum« sich anhand individueller Wahrnehmungen, Befindlichkeiten und Handlungen konstruiert: So entsteht die Alb – in Abhängigkeit von der Beziehung ihrer BewohnerInnen und BesucherInnen zu ihr – immer wieder neu. Dabei lässt sich aber bei den meisten der Befragten ein Dualismus von »oben« und »unten« erkennen, der dieses Verhältnis der Personen zur Alb »oben« in Kontrast zum Alltagsleben »unten« sichtbar macht. (S. 82) Zentrales Thema des fünften Kapitels sind die Naturerfahrungen, die die Befragten auf der Alb erleben, wobei einer Dichotomie von Kultur und Natur entgegengewirkt wird, indem Natur als kulturelles Konstrukt und die Beschäftigung mit ihr als eine bestimmte Kulturtechnik gesehen wird. »Wahrnehmungen« werden erstmals direkt im sechsten und längsten Abschnitt thematisiert: Sie hängen nach Weith von kulturellen sowie individuellen lebensgeschichtlichen Prägungen ab und korrelieren zudem mit dem eigenen Körperwissen. Im letzten Abschnitt werden die gewählten Forschungsmethoden nochmals reflektiert und die gewonnenen Erkenntnisse zusammengefasst: Die Alb stellt für die meisten

Befragten einen Ort dar, dem Natürlichkeit zugeschrieben wird und wo man negative Befindlichkeiten hinter sich lassen kann. Dieses Verständnis resultiert nach Weith aus individuellen, aber auch aus bereits vorgeprägten Zuschreibungen, auch aus Erfahrungen beim körperlichen Einsatz etwa durch Wandern oder Fotografieren. Das Gehen definiert die Autorin dabei als die häufigste »Kulturtechnik zur Naturerfahrung«: Das »Schöne« der Alb soll damit in den eigenen Körper integriert werden, wovon sich die Befragten eine Aufwertung des eigenen Lebens erhoffen. Aus diesen Erkenntnissen heraus, ist es Weith wichtig anzumerken, dass es nicht die »eine« Alb im kulturwissenschaftlichen Verständnis gibt, sondern dass sie als ein individuelles Konstrukt zu verstehen ist: »Jeder der Befragten hat eine eigene Welt, die [...] er mit sich herumträgt.« (S. 71)

Carmen Weith spricht mit ihrer leicht verständlich geschriebenen Dissertation ein Themenfeld an, das in den Geisteswissenschaften lange Zeit eher nur periphere Beachtung fand. Ästhetisches Erleben und die Beschäftigung mit Sinnen und Emotionen genügte den wissenschaftlichen Ansprüchen, möglichst objektiv zu sein, nur unter Vorbehalt und erfuhr somit lange Zeit in der Forschung wenig Anklang. »Neubesinnung« ist wohl das Schlagwort – von Regina Bendix bereits 2006 treffend formuliert –, welches die etwa seit den letzten zwei Jahrzehnten einsetzende Entwicklung zu einer vermehrten Thematisierung von Gefühlen und emotionalem Erleben am besten zum Ausdruck bringt und unter das sich auch die vorliegende Dissertation subsumieren lässt. Anders als beispielsweise Sarah Pink in »Doing Sensory Ethnography« (2009), an deren Theorien sich Weith orientiert, wird hier aber ein praxisbezogener, empirischer Zugang gewählt, der einen nachvollziehbaren Blick auf die Thematik gewährt.

Zu Beginn ihrer Dissertation geht Weith detailliert auf Aufbau und Methodenwahl ein, wobei sie eine Eingrenzung des Feldes durch ihre Forschungsfrage – »Über welches spezifische Körperwissen verfügen die Befragten, und wie hängt ihr Handeln mit Befindlichkeiten und Deutungen zusammen?« (S. 10) – vornimmt und dem/der LeserIn auch die Grenzen des Untersuchungsprozesses nicht vorenthält. Weith, die sich in ihrer Dissertation selbst als »Forscherin« bezeichnet und sich so – um es mit Michel Massmünsters Worten zu sagen – auf eine objektive, Abstand wahrende Art und Weise in den Text schreibt, versucht selbstreflektierend auf ihre eigenen Gefühle und Gedanken beim Suchen von Gewährspersonen oder bei der Bewertung von Interviewsituationen

einzugehen. Sie lässt den/die LeserIn insofern teilnehmen, als sie ihre Ergebnisse zwischenzeitlich zusammenfasst und durch Verweise innerhalb des Textes Vernetzungen herstellt. Offene, konkretisierende Fragen animieren zum Mitdenken und erfrischen ebenso wie die analysierenden Bilder und Fotografien der Befragten, die auf das Gesagte Bezug nehmen. Ausgehend von einem ethnographischen Ansatz, der auch an sinnlich-emotionalen Aspekten orientiert ist, geht Weith auf die physiologische Wahrnehmung der Alb durch die fünf Sinnesorgane ein und möchte herausfinden, über welche Sinne die Befragten ihre Sichtweisen entwickeln und welche Bedeutungen sie ihnen zumessen. Besonders interessant ist an dieser Stelle, dass sie auch die auditive, olfaktorische, gustatorische und taktile Wahrnehmung mit einfließen lässt, spielen doch diese Reize neben den visuellen Aspekten eine eher untergeordnete Rolle, sind ethnographisch schwerer festzuhalten und entsprechend selten in den Kulturwissenschaften bisher untersucht worden – wobei Weith allerdings doch einige Publikationen anführt, die sich bereits mit diesen weniger »greifbaren« Empfindungsorganen befasst haben. Besonders spannend finde ich dabei die Verflechtung von Theorie und Empirie, die eine direkte, vergleichende Betrachtung ermöglicht: Die Forschungsergebnisse werden sogleich analysiert und mit passender Theorie untermauert.

Carmen Weiths Dissertation leistet einen wichtigen Beitrag auf dem Themenfeld der »sinnlichen Ethnographie«. Freilich bleiben einige Fragen offen. So vermisste ich nicht nur Hintergrundinformationen über die Autorin selbst und ihren Bezug zur Schwäbischen Alb, sondern auch über die Befragten: Im Sinne der Diskussionen um die »Krise der Repräsentation« und den daraus abgeleiteten Ansprüchen an eine ethnographische Forschung, aber auch im Hinblick auf die Intention der Autorin, unterschiedliche und vielschichtige Wahrnehmungsmodelle darstellen zu wollen, wäre eine genauere Beschreibung und Darstellung der einzelnen Gewährspersonen wünschenswert gewesen. Demungeachtet wird die Forschungsfrage, wie »Alb-Glück« von den Menschen hergestellt und erfahren wird und wie sich die Menschen ihren eigenen Raum auf der Alb individuell schaffen, detailliert und anschaulich beantwortet. Schon der Titel signalisiert ja die positive Wertung bezüglich des Erlebens des deutschen Mittelgebirges (was aber keinesfalls die Spannung und Neugierde bei der Lektüre mindert): Die Alb wirkt heute als Raum, der Entschleunigung, Neutralität und Harmonie verspricht und als ein Gegenentwurf fernab von Schnellebigkeit, derzeitigen politischen,

wirtschaftlichen und/oder religiösen Konflikten sowie eventuellen privaten Krisen dient. Die Dissertation spricht mit seiner nun immer populärer werdenden Thematik und ihrer interdisziplinären Ausrichtung sowohl ein breites Fachpublikum an als auch an regionaler Kulturforschung interessierte LeserInnen mit besonderer Affinität zu sinnlicher Ethnographie und Naturwahrnehmung. Carmen Weith lädt dazu ein, sich individuell an besondere Orte zu denken, mit denen man ähnliche Empfindungen verbindet wie ihre Gewährspersonen mit der Schwäbischen Alb. Auch die Autorin selbst scheint – auch wenn ihre Herkunft dem/der LeserIn bis zum Ende vorenthalten wird – mit der Schwäbischen Alb emotional verbunden zu sein – was mit dazu beiträgt, dass man ihre Studie mit Freude liest.

Christin U. Schmitz

Ruth-E. Mohrmann (Hg.): *Volkskunde im Spiegel von Literaturbesprechungen einer landesgeschichtlichen Zeitschrift.* (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie 18). Münster u.a.: Waxmann 2013, 330 Seiten.

Für die Jahre zwischen 1956 und 2002 bestand offenbar ein Interesse der deutschsprachigen Landesgeschichte an der Volkskunde. Und es gab in den »Blättern für deutsche Landesgeschichte«, einer Gründung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Rubrik, die diesem Interesse nachkam. Die Sammelberichte hießen »Zur Volkskunde« und »Volkskunde«. Namhafte Vertreterinnen und Vertreter des Fachs taten sich die Mühe an, über die Volkskunde zu informieren und damit einer für sie wichtigen Verbindung Gewicht zu geben. Damals gehörten sie zu einem nicht kleinen Kreis in beiden Fächern, die diese Verbindung wachzuhalten suchten. Man mochte sich daran erinnern, dass die *Melange* aus Volkskunde, Landesgeschichte und Sprachwissenschaft vor allem in den 1920er Jahren und vor allem im Rheinland auch als geschichtliche Landeskunde Profil gewonnen und durch das Werk »Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden. Geschichte, Sprache, Volkskunde« (Bonn 1926) aneinander interessierte Disziplinen zueinander gebracht hatte. Die drei Autoren Hermann Aubin, Theodor Frings und Josef Müller

machten neben ihrer Kooperation mit ihrem gemeinsamen Werk auch insofern Furore, als sie nachweisen konnten – und das war damals wirklich neu und klärend –, dass Unterschiede in regionalen Brauchformen, Bräuche überhaupt, sich sehr oft an die Grenzen regionaler Verordnungen hielten und keineswegs, wie man oft vorher und leider häufig auch noch nachher propagiert hat, autonom aus dem Volk heraus entstanden waren. Was etwa an den Praxen der Dienstboten klar verständlich war, bezog sich auch auf andere Phänomene, für die einer der Berichterstatter, Matthias Zender, der für die neue Folge des Atlas der deutschen Volkskunde zuständig war, besonders interessierte: Es stellte sich heraus, dass Bistumsgrenzen als Rechtsgrenzen eine entscheidende Rolle bei der regionalen Ausbildung und Ausprägung von populären Praxen bildeten. Anders gesagt: Zwischen Kulturgrenzen und Herrschaftsgrenzen gab es eine Beziehung. Von den drei Autoren waren Bedingungen namhaft gemacht worden, die aufgrund von Archivalien einen deutlichen Zusammenhang zwischen »Brauchtum« und »Recht« aufwiesen, wie ihn im Fach Karl-S. Kramer als »Rechtliche Volkskunde« diskutiert hatte. Mit Kramer ist auch ein weiterer Fachvertreter genannt, der in den »Blättern für deutsche Landesgeschichte« seine Sammelberichte schrieb, weil ihm die Beziehung zur Landesgeschichte wichtig waren, hatte er doch regionale Volkskunden für Franken und Schleswig-Holstein vorgelegt. Gemeinsam mit Hans Moser gilt Kramer als Protagonist einer Methode, die als »archivalische Quellenforschung« und »historische Methode« viele Studien im Fach angeregt hat. Ihm lag daran, die Volkskunde als regionale und Kulturgeschichtsschreibung aus dem Dunst mythologischer Verquastheit der Vorkriegszeit und des Nationalsozialismus zu holen und durch Bezug auf nachprüfbare Quellen und ihre Kritik auf valide Beine zu stellen.

Die Herausgeberin des angezeigten Bandes, Ruth-E. Mohrmann, eine Schülerin Kramers und ebenfalls an und mit Archivalien geschult, hat dessen Erbe in den »Blättern« bis 2002 übernommen. Danach sieht es so aus, als ob von beiden Seiten ein Einsehen dazu geführt hätte, diese Berichte nicht mehr fortzusetzen. Auch mag es sein, dass aufgrund der Spreizung der Fächer solche Überblicke weder machbar noch sinnvoll mehr sind. So vermittelt die nunmehr vorgelegte Übersicht zu den Berichten fachgeschichtliche Sichtweisen auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Die Perspektive ist zwar eindeutig; das muss aber kein Nachteil sein und dient der Klarheit. Die Berichte werden von

Wissenschaftlerinnen (der Herausgeberin Ruth Mohrmann) und Wissenschaftlern (Ulrich Stille, Matthias Zender und Karl-S. Kramer) erstattet. Sie stehen für eine Beziehung zur Landesgeschichte, in der die wechselseitige Bedeutung und Kenntnisnahme der Disziplinen für wichtig gehalten wird. Insofern lassen sich aus ihnen gewiss persönlich-fachliche Präferenzen ablesen. Sie bieten – insofern lässt sich die im Titel des Bandes gewählte Spiegelmetapher verstehen – doch aufschlussreiche Hinweise auf die sich verändernde Fachkultur der Volkskunde / Europäischen Ethnologie und ihre Entfernung von der einstigen Domäne »historische Volkskulturforschung«. Diese wird von der Landesgeschichte, der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (in Wien etwa von Martin Scheutz) inzwischen längst selber betrieben, nachdem das »Volk«, die einfachen Leute, als Gegenstand und in den 1970er Jahren zudem auch »Volkskultur« entdeckt worden war – eben als sich die Volkskunde von ihr verabschiedet hatte und Volkskultur heute nur mehr in Anführungszeichen nennt und auf Distanz hält. Auch die Landesgeschichte selbst hat ihre einst klaren Strukturen und Zuständigkeiten in die Globalgeschichte aufgehen lassen. Lehrstühle für Landesgeschichte sind so selten geworden wie jene, die sich unter der Denomination Volkskunde finden lassen.

Nicht nur insofern ist das umfangreiche Tableau, das Ruth-E. Mohrmann in diesem Band zusammengestellt hat, allen Dankes wert. Es ist ein Dokument fachgeschichtlich-kultureller Erinnerung an ein halbes Jahrhundert, dessen Kenntnisnahme lohnt – zeigt es doch, wie sehr fachliche Akzentsetzungen mit den jeweiligen gesellschaftlichen Kontexten verwoben sind. Es zeigt aber auch, wie sehr selbst »historische Volkskunde« eine Gegenwartswissenschaft sein muss, weil sie ihre Fragen nur aus dem Heute formulieren kann.

Konrad Köstlin

Eingelangte Literatur

- 100 fragments d'histoire. Musée de la Vie Wallone, Liège. Ed. resp.: Province de Liège. – Liège, 2014. – 239 S.: zahlr. Ill.
- Bätzing, Werner und Hannes Hoffert-Hösl: Der Ötscher. Wanderungen in den niederösterreichischen Kalkalpen. – 2. Aufl. – Zürich: Rotpunktverl., 2015. – 247 S. – (Naturpunkt/Ein Wanderführer im Rotpunktverlag). – Literaturverz. S. 246–247
- Baudrillard, Jean: Die Konsumgesellschaft. Ihre Mythen, ihre Strukturen. Hrsg. von Kai-Uwe Hellmann und Dominik Schrage. Übers. von Annette Foegen. – Wiesbaden: Springer VS, 2015. – 297 S. – (Konsumsoziologie und Massenkultur). – Originaltitel: La société de consommation. – Literaturverz. S. 291–293
- Bausinger, Hermann: Ergebnisgesellschaft. Facetten der Alltagskultur. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2015. – 150 S.
- Bayer, Pia und Dieter Szorger [Red.]: Land im Krieg. Zwischen Schützengraben und Heimatfront. Burgenland 1914–1918. Begleitband zur Ausstellung. – Eisenstadt: Amt der Burgenländ. Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, 2014. – 371 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 149). – Literaturangaben
- Beitl, Richard: Alte Liebe an der Havel. Roman. Vom Autor 1958 – von letzter Hand – überarbeitete Fassung des Jahres 1926, hg. von Klaus Beitl unter Mitwirkung von Theresa Beitl. – Berlin [u.a.]: Novum-Verl., 2014. – 300 S.
- Berger, Karl C., Otmar Kronsteiner und Herta Arnold [Hrsg.]: Gegengabe. Festschrift für Herlinde Menardi. – Bozen: Athesia Tappeiner Verl., 2014. – 253 S. – Beitr. teilw. dt., teilw. ital. (Aus dem Inhalt: Herta Arnold, Joseph Leopold Strickner (1744–1826). Maler einer Zeitenwende. 19–26; Karl C. Berger, »Steh au, und geh' ins Vintschgau!« Marienberger Kunstschatze in der Pfarrkirche Flirsch am Arlberg. 29–36; Thomas Bertagnolli, Von christlichen Symbolen und Schutzzeichen am Beispiel der Gebäude im Museum Tiroler Bauernhöfe. 39–46; Olaf Bockhorn, Pitschilesingen und Krapfenbetteln. Zwei Allerseelenbräuche im östlichen Südtirol. 49–58; Eva Cescutti, Maria Hueber und ihr Christkind. Zu den spirituellen Anfängen der Tertiarschwernern des Heiligen Franziskus. 61–68; Andrea Euler, Luftballone, Liebeschlösser und »Landschaftselemente«. [Neue] Zeichen im öffentlichen Raum. 71–76; Franz Fischler, Alpbach. 79–86; Christoph Gasser, Die historische Männertracht in Kastelruth. 89–100; Nina Gockerell, Eine mährische »Chrestkendlastodt« und die »Phantastische Weihnachtskrippe« von Rupert Stöckl. Zu zwei selten gezeigten Krippen im Bayerischen Nationalmuseum. 103–110; Magdalena Hörmann–Weingartner, Tiroler Kriegerdenkmäler des Ersten Weltkriegs als Kunstdenkmäler. 113–122; Giovanni Kezich, La doppia mascherata di Nassereith nel contesto etnografico europeo. Appunti di ricerca nel Tirolo in compagnia di Herlinde Menardi. 125–130; Johann Kronbichler, Eine »Fastenkrippe« von Johann Anton Mitterwurzer. 133–138; Otmar Kronsteiner, Es begann vor 30 Jahren ... Dorferneuerung in Tirol – eine erfolgreiche Initiative. 141–150; Wolfgang Meighörner, Aus den Waffenbeständen des Tiroler Volkskunstmuseums. 153–162; Othmar Parteli, Die Chronik von Pater Magnus Hager. Prior der Deutschordensprovinz Südtirol. 165–172; Meinrad Pizzinini, »Osttiroler Volkskunst«. Ein volkskundliches »Denkmal«, geschaffen von Anton Auer.

- 175–186; Reinhard Rampold, Die Konservierung und Restaurierung der Krippen in Tirol. Versuch einer Bilanz. 189–198; Paul Rösch, Der »Edle Wilde« wird werbetäuglich. Tiroler Fremdenverkehrswerbung vor dem Ersten Weltkrieg. 201–210; Martin Scharfe, Passage, Joch und Pass. Anmerkungen zu Metaphorik, Physik und Kulturgeschichte des Übergangs. 213–222; Roland Sila, Museum und Ausstellungen digital. Ein Plädoyer für das Original. 225–230; Barbara Stocker, Alexandra Untersulzner, Maria Ragginer – Kleinkaneiderin in Lüssen. 233–242)
- Bredies, Katharina: Gebrauch als Design. Über eine unterschätzte Form der Gestaltung. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – VIII, 234 S. – (Design; 5). – Zugl.: Braunschweig, Hochsch. für Bildende Künste, Diss., 2014
- Budde, Kai [Red.]: Unser täglich Brot. Die Industrialisierung der Ernährung. Katalog zur Großen Landesausstellung 2011 Baden-Württemberg. Hrsg. vom Technoseum, Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim. – Mannheim: Technoseum, 2011. – 454 S.
- Burri, Regula Valérie u.a. [Hrsg.]: Versammlung und Teilhabe. Urbane Öffentlichkeiten und performative Künste. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 334 S. – (Edition Kulturwissenschaft; 40). – Literaturangaben
- Cronin, Elizabeth: Heimatfotografie in Österreich. Eine politisierte Sicht von Bauern und Skifahrern. Aus dem Amerikan. von Wolfgang Astelbauer. – 1. Aufl. – Wien: Pho-toinstitut Bonartes [u.a.], 2015. – 237 S. – (Beiträge zur Geschichte der Fotografie in Österreich; 10) (Fotohof Edition; 210). – Literaturverz. S. 212–230
- Deliss, Clémentine u.a. [Hrsg.]: Ware & Wissen (or the stories you wouldn't tell a stranger). Katalog anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Weltkulturen Museum, Frankfurt am Main, 15.01.2014–04.01.2015. – Zürich [u.a.]: Diaphanes, 2014. – 320 S.
- Dittmar, Volker [Hrsg.]: Eine Welt im Kleinen. Krippen aus dem Egerland und Marktred-witz. Katalog zur grenzüberschreitenden Sonderausstellung des Egerland-Museums und der Stadt Marktredwitz vom 27. November 2014 bis 29. März 2015 = Svet v malém. Betlémy z Chebska a Marktredwitz. – Marktredwitz: Egerland-Museum, 2014. – 623 S. – Text dt. und tschech.
- Dittmeyer, Daria, Jeannet Hommers und Sonja Windmüller [Hrsg.]: Verrückt, verrutscht, versetzt. Zur Verschiebung von Gegenständen, Körpern und Orten. – Berlin: Reimer, 2015. – 277 S. – (Schriftenreihe der Isa-Lohmann-Siems-Stiftung; 8). – Literaturangaben
- Éliás, István [Hrsg.]: Nagy kunszt. A Miskolci Galéria Kortás Képzomvészeti Tanulmányi Múzeuma = Miskolc Gallery Contemporary Art Methodology Museum. – Miskolc: Miskolci Galéria, 2014. – 88 S.
- Erhart, Peter: Musik im Waldviertel. I. Band: Beiträge zur Musikpflege in Waidhofen an der Thaya. – Horn, Waidhofen an der Thaya: Waldviertler Heimatbund, 2014. – 224 S. – (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes; 55,1)
- Eser, Thomas: Die älteste Taschenuhr der Welt? Der Henlein-Uhrenstreit. Der Band erscheint zur gleichnamigen Ausstellung vom 4. Dezember 2014 bis 12. April 2015 im Germanischen Nationalmuseum. – Nürnberg: Verl. d. Germanischen Nationalmuseums, 2014. – 231 S. – (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum; 16) (Jahresgabe für die Mitglieder und Förderer des Germanischen Nationalmuseums; 2014). – Literaturverz. S. 220–228

- Evert, Urte: Die Eisenbraut. Symbolgeschichte der militärischen Waffe von 1700 bis 1945. – 1. Aufl. – Münster, Westf [u.a.]: Waxmann, 2015. – 376 S. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 125). – Zugl.: Münster, Diss., 2014
- Fenske, Michaela u.a.: Ländlichkeiten in Niedersachsen. Kulturanthropologische Perspektiven auf die Zeit nach 1945. – Göttingen: Schermer, 2015. – 174 S. – (Göttinger kulturwissenschaftliche Studien; 11)
- Fliri, Michael und Albert Fischer: »In capitulo nostro drusiano«. Aspekte kirchlicher Beziehungen zwischen dem Bistum Chur und Vorarlberg. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2014. – 251 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 63)
- Frank, Norbert u.a.: Heiliger Martin. Geschichte, Kult, Patronanz. – Eisenstadt: Amt der Burgenländ. Landesregierung, 2014. – 127 S. – (Burgenländische Forschungen; 107). – Literaturangaben
- Frelih, Marko [Red.]: Magija amuletov. Zbornik prispevkov = The magic of amulets. – Ljubljana: Slovenski etnografski muzej, 2014. – 248 S. – Text slowen. und engl. – Literaturangaben
- Frischling, Barbara: Alltag im digitalen Panopticon. Facebook-Praktiken zwischen Gestaltung und Kontrolle. – 1. Aufl. – Marburg: Jonas-Verl., 2014. – 93 S. – (Grazer Beiträge zur Europäischen Ethnologie; 17). – Literaturverz. S. 89–92. – Linksammlung S. 92
- Fuss, Wilhelm Eduard: Bericht über die Resultate der auf Veranlassung eines Hohen Ministerii des Inneren für Handel u. Gewerbe auf der den Gebrüdern Matteredne gehörigen schlesischen Glashütte Hoffnungsthal im Sommer 1833 angestellten Versuche zur Darstellung des venetianischen Mille-Fiori und der antiken Glasmosaik. Transkribierung des gesamten Berichtes in Deutsch, kurze Erläuterung zu den einzelnen Abschnitten sowie Bildtexte in Deutsch und Englisch von Gerd Mattes. – Wien: G. Mattes, 2014. – 190 S. – Literaturverz. S. 165–166.
- Gallati, Misha: Entmündigt. Vormundschaft in der Stadt Bern, 1920–1950. – Zürich: Chronos, 2015. – 237 S. – (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur; 21). – Zugl.: Zürich, Univ., Diss., 2011
- Geyer, Ingeborg u.a. [Hrsg.]: Il tesoro linguistico delle isole germaniche in Italia = Wortschatz aus den deutschen Sprachinseln in Italien. – Luserna: Comitato Unitario Isole Linguistiche Stodiche Germaniche in Italia, 2014. – 190 S.
- Grabner, Michael und Herbert Kohlross [Hrsg.]: Wald, Holz und Mensch. Festschrift zum 90. Geburtstag von Prof. Hiltraud Ast. – Erstaufl. – Gutenstein: Ges. der Freunde Gutensteins, 2013. – 195 S. – Literaturangaben. – (Beiträge: Heinz Sprengel, Frau Prof. Hiltraud Ast – Ehrenmitglied im Europäischen Köhlerverein. 4–6; Elisabeth Johann, Traditionelles Wissen und nachhaltige Waldbewirtschaftung. 7–20; Herbert Kohlross, Die Geschichte des Großen Wiener Neustädter Föhrenwaldes. 21–30; Michael Machatschek, Das Grassmehl aus Fichten- und Tannennadeln als Zusatzfutter in der Tierhaltung und als Lebensmittel. 31–48; Michael Grabner, Andrea Klein, Sebastian Nemestothy, Georg Winner, Historische Holzverwendung – ewig gestrig oder Wissen für die Zukunft? 49–61; Franz Grieshofer, »Die Möbel des Schneeberggebietes, bisher auch nicht besonders bekanntgemacht«. Versuch einer Bestandsaufnahme. 62–75; Andrea Klein und Michael Grabner, Holzauswahl zur Herstellung verschiedener Geräte. 76–85; Veronika Plöckinger-Walenta, Von Wagenrädern zur

- Schiproduktion – die Wagnerei Halm Schlag in Hollabrunn. Ein Beitrag zur Weinviertler Handwerksge­schichte. 86–95; Georg Winner, Die Schwierigkeit, mündlich tradiertes Wissen zu erhalten. 96–103; Leopold Ziehaus, Waldbäuerliches Handwerk einst und jetzt – Bottichbinden. 104–112; Olaf Bockhorn, »Der Charakter der hiesigen Gebirgsbewohner...« Eine Beschreibung von Menschen und Handel im »Gutensteiner- und Schneeberger-Bezirk« aus dem Jahre 1820. 113–123; Walter Deutsch, Die Lieder der Kohlbauernbuam. 124–141; Ulrike Vitovec, Das Waldbauernmuseum Gutenstein in der Museumslandschaft Niederösterreichs. 142–148; Maria Walcher und Edith A. Weinlich, Ein Sommer in Gutenstein. Hiltraud Ast und ihr Wirken über die Zeit. 149–159; Karl R. Wernhart, Zum ethnographisch-technologischen Wissenstransfer von Europa nach Übersee. 160–166; Judith Pawelak-Ast, Bibliographie von Prof. Hiltraud Ast. 167–175; Judith Pawelak-Ast, Dokumentationsfilme bearbeitet von Prof. Hiltraud Ast. 176–178)
- Grießmair, Hans: Das Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde. Eine Chronik von den Anfängen bis Ende 2003. Zugleich ein Stück Lebensgeschichte. – Brixen: A. Weger, 2014. – 318 S.
- Haag, Sabine [Hrsg.]: Sammellust. Die Galerie Erzherzog Leopold Wilhelms. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien vom 17. Juni bis 28. September 2014. – Wien: Kunsthistorisches Museum, 2014. – 111 S. – (Intermezzo, 6). – Literaturverz. S. 110–111
- Hachleitner, Bernhard [Hrsg.]: Traumfabrik auf dem Eis. Von der Wiener Eisrevue zu Holiday On Ice. – Wien: Metroverl., 2014. – 175 S. – Literaturverz. S. 175
- Hafer, Wolfgang: Die anderen Mautners. Das Schicksal einer jüdischen Unternehmerfamilie. – 1. Aufl. – Berlin: Hentrich & Hentrich, 2014. – 216 S. – Literaturverz. S. 205–211
- Hampe, Henrike [Hrsg.]: Heimat im Koffer. Flüchtlinge und Vertriebene aus Südosteuropa im Nachkriegsdeutschland. Begleit­heft zur Ausstellung im Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, 30.4.–5.10.2008. – Ulm: Donauschwäb. Zentralmuseum, 2008. – 63 S.
- Hampe, Henrike [Hrsg.]: Kinderwelten entlang der Donau. Vom Heranwachsen als Deutsche in einer multiethnischen Region. Begleitband zur Ausstellung »Gyula das Tauschkind. Kindheit und Jugend bei den Donauschwaben«, 7. November 2014 bis 3. Mai 20015, Donauschwäbisches Zentralmuseum. – Ulm: Donauschwäbisches Zentralmuseum, 2015. – 160 S.
- Härle, Andrea u. Cornelia Kogoj [Hrsg.]: Romane Thana. Orte der Roma und Sinti. Eine Kooperation von Wien Museum, Landesmuseum Burgenland, Initiative Minderheiten, Romano Centro. Ausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 12. Februar bis 17. Mai 2015. Landesmuseum Burgenland/Landesgalerie Projektraum, 14. April bis 11. November 2016. – Wien: Czernin, 2015. – 254 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 400). – Beitr. teilw. dt., teilw. dt. und Romanes. – Literaturangaben
- Heckl, Wolfgang M.: Die Kultur der Reparatur. – 1. Aufl., vollst. Taschenbuchausg. – München: Goldmann, 2015. – 234 S.
- Heide Eldar u.a. [Hrsg.]: New focus on retrospective methods. Resuming methodological discussions. Case studies from Northern Europe. – Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia, 2014. – 230 S. – (FF communications; 304). – Literaturangaben

- Help! Die Beatles in Salzburg 1965. Eine Ausstellung mit Fotografien von Christian Skrein im Salzburg Museum vom 30. Jänner bis 15. März 2015. Red.: Peter Laub. – Salzburg: Salzburg Museum, 2015. – 70 S.
- Hofmann, Rainer [Hrsg.]: Bettler, Jauner, Galgenvögel. In den Fängen der Justiz. Aufsatzband zur Sonderausstellung im Fränkische-Schweiz-Museum, vom 17. Mai–03. November 2013. – Tüchersfeld: Fränkische-Schweiz-Museum, 2014. – 192 S. – (Ausstellungskatalog des Fränkische-Schweiz-Museums; 22)
- Hofmann, Rainer [Hrsg.]: Bettler, Jauner, Galgenvögel. In den Fängen der Justiz. Katalog zur Sonderausstellung im Fränkische-Schweiz-Museum Tüchersfeld, vom 17. Mai–03. November 2013. – Tüchersfeld: Fränkische-Schweiz-Museum, 2013. – 104 S. – (Ausstellungskatalog des Fränkische-Schweiz-Museums; 21)
- Holdermann, Claus–Stephan [Hrsg.]: Diebschlössleweg. Stallehr – Diebschlösse – Lorüns. Gehzeit: 1,5 Stunden. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2014. – 40 S. – (Kulturhistorische Wanderwege Montafon; 3). – Literaturverz. S. 35–37
- Hollanová, Katarína: Kohútik jarabý. Výstavný projekt venovaný 70. výročiu založenia Považského múzea v Žilina. Žilina, Radnica, 15.6.–5.8.2012; ... = Spottet Rooster. Exhibitory project devoted to the 70th anniversary of establishment of the Museum of Považie in the Žilina. Žilina, The Town Hall, 15.6.–5.8.2012. – Žilina: Považské múzeum, 2013. – 87 S.
- Houze, Rebecca: Textiles, fashion, and design reform in Austria-Hungary before the First World War. Principles of dress. – Farnham [u.a.]: Ashgate, 2015. – XXII, 383 S. – (The histories of material culture and collecting, 1700–1950). – Literaturverz. S. 295–354
- Hübsch, Dietmar: Der heilige Peregrin Laziosi in Österreich. Zeugnisse seiner Verehrung in Wort und Bild. Hrsg. v. Verein Freunde der Serviten Rossau und Bezirksmuseum Alsergrund. – Wien: Verein der Freunde der Serviten Rossau, 2014. – 278 S. – Literaturverz. S. 277–278
- Inaba, Nobufumi u.a. [Hrsg.]: Juuret marin murteissa, latvus yltää Uraliin. Juhlakirja Sirkka Saarisen 60–vuotispäiväksi 21. 12. 2014. – Helsinki: Suomalai-Ugrilainen Seura, 2014. – XXXVIII, 432, XX S. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 270). – Beitr. teilw. engl., teilw. russ., teilw. finn., teilw. dt. – Teilw. in kyrill. Schr. – Literaturangaben. – Bibliogr. S. Saarisen S. III–XX
- Iwasaki, Shuichi: Stände und Staatsbildung in der frühneuzeitlichen Habsburgermonarchie in Österreich unter der Enns 1683–1748. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2014. – 407 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 53). – Literaturverz. S. 356–393. – Tokyo, Hitotsubashi Univ., Diss., 2007
- Kaalep, Tuuli [Red.]: »Minu mood tuleb tagasi ...«. Karin Grabby-Matthiessen-Baritsch. – Tartu: Eesti Rahva Muuseum, 2014. – 44 Bl.
- Keller, Anke und Ralf Schürer [Hrsg.]: Die Zunft zwischen historischer Forschung und musealer Repräsentation. Beiträge der Tagung im Germanischen Nationalmuseum, 30. Mai bis 1. Juni 2013. – Nürnberg: Verl. des Germanischen Nationalmuseums, 2015. – 195 S. – (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums; 30)

- Klein, Inga u.a. [Hrsg.]: Kultur der Ökonomie. Zur Materialität und Performanz des Wirtschaftlichen. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 304 S. – (Edition Kulturwissenschaft; 25). – Literaturangaben
- Klückmann, Matthias u.a. [Hrsg.]: Spektrum Migration. Zugänge zur Vielfalt des Alltags. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., 2015. – 257 S. – (Studien & Materialien des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 48) (Aus dem Inhalt: Johanna Stadlbauer, Figurationen von Unterdrückung, Mittäterinnenschaft und Widerstand in kulturalanthropologischen Arbeiten zu mobilen Frauen. Versuch einer Produktivmachung am Beispiel der »expatriate spouses« 217–234)
- Koch, Bettina [Red.]: Singen im Wirtshaus. Die zweite Runde. In Griffschrift. – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2014. – 160 S. – Liederbuch für 3–4reihige Steirische Harmonika und Gesang
- Koskinen-Koivisto, Eerika: Her own worth. Negotiations of subjectivity in the life narrative of a female labourer. – Helsinki: Finnish Literature Soc., 2014. – 215 S. – (Studia Fennica: Ethnologica; 16). – Literaturverz. S. 175–195
- Kropf, Rudolf [Hrsg.]: Der Erste Weltkrieg an der »Heimatfront«. Tagungsband der 33. Schlaininger Gespräche. 22.–26. September 2013. – Eisenstadt: Amt der Burgenländ. Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, 2014. – 449 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 148). – Literaturangaben
- Kropf, Rudolf u.a. [Hrsg.]: Zünftiges Handwerk. Tagungsband der 22. Schlaininger Gespräche 2002 »Zünftiges Handwerk« (30. September–3. Oktober 2002). – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2014. – 252 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 117). – Literaturangaben. (Aus dem Inhalt: Wolfgang Gürtler, Zur Geschichte der Zünfte im heutigen Burgenland (vom Ende des 15. bis ins 19. Jahrhundert). 6–21; Margarete Wagner, Die Rolle des Handwerks in der österreichischen Literatur des 19. Jahrhunderts. 22–54; Walter Brunner, Das »Geihandwerk« in der Steiermark. 55–65; Harald Prickler, Das Esterházyische Familienarchiv Forchtenstein als handwerkskundliche Quelle. 66–75; István Bariska, Das Zunftleben in Güns im 16. und 17. Jahrhundert. 76–88; Harald W. Grundner, Gesellenwanderungen zwischen Salzburg und Westungarn im 18. und frühen 19. Jahrhundert. 89–126; Silvia Petrin, Die Tullner Fischerzeche. 127–133; János Szulovszky, Das Rauchfangkehrergewerbe als Indikator der Urbanisierung Ungarns. 134–151; Zsigmond Csoma, Die deutsche Gartenzunft von Pest und ihre Bedeutung in der ungarischen Gartenkultur vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. 152–165; Gustav Reingrabner, Die Funktion der Zünfte in der katholischen Konfessionalisierung. 166–177; József László Kovács, Die *Confoederation der Edlen Gelehrten* – Ödenburg und sein Studentenbund (1604–1674). 178–192; J. János Varga, Zünfte und Handwerk auf den Batthány-Grundherrschaften im 17. Jahrhundert. 193–203; Wolfgang Gürtler, Zünfte in Schlaining. 204–210; Rudolf Kropf, Handwerk und Grundherrschaft. Die Beziehungen zwischen den Handwerkern und dem Grundherrschaft. Die Beziehungen in Schlaining – vorwiegend vom 18. Jahrhundert bis zur Revolution von 1848. 211–241)
- Kurzel-Runtscheiner Monica: Der Kongress fährt. Leihwagen, Lustfahrten und Luxus-Outfits am Wiener Kongress 1814/15. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums in der Kaiserlichen Wagenburg Wien vom 18. September 2014 bis 9. Juni 2015. – Wien: KHM, 2014. – 88 S.

- Längle, Ulrike u. Jürgen Thaler [Hrsg.]: Ich, Felder. Dichter und Rebell. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberg Museum, Bregenz, 28. Juni – 16. November 2014. – Bregenz: Vorarlberg Museum [u.a.], 2014. – 329 S. – (Schriften Vorarlberg-Museum; 7). – Bibliogr. F. M. Felder S. 301–302. – Literaturverz. S. 302–303
- Lichtensteiger, Sibylle u.a. [Hrsg.]: Dramaturgie in der Ausstellung. Begriffe und Konzepte für die Praxis. Hrsg. i. Auftrag von Stapferhaus Lenzburg. – Bielefeld: Transcript, 2014. – 129 S. – (Edition Museum; 8). – Literaturangaben
- Löw, Luitgard [Hrsg.]: Zwischen Kulturgeschichte und Politik. Das Germanische Nationalmuseum in der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus. Beiträge des Symposiums Germanischen Nationalmuseum, 8. und 9. Oktober 2010. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2014. – 191 S. – (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums; 38)
- Mallé, Marie-Pascale [Hrsg.]: Le monde à l'envers. Carnavals et mascarades d'Europe et de Méditerranée. Exposition présentée au Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée (MuCEM) à Marseille du 26 mars au 25 août 2014, et au musée international du Carnaval (MICM) à Binche, Belgique, du 25 janvier à juin 2015, dans le cadre de Mons 2015, capitale européenne de la culture. – Paris: Flammarion, 2014. – 335 S. – Literaturverz. S. 330–333
- Mattes, Gerd: Dr. W. E. Fuss (1804–1849). Ein Pionier der Millefiori Technik. – Wien: G. Mattes, 2013. – 102 S.
- Mattl, Siegfried und Christian Schulte [Hrsg.]: Vorstellungskraft. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 130 S. – (Zeitschrift für Kulturwissenschaften; 2014,2). – Literaturangaben
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Front Heimat. Tirol im Ersten Weltkrieg. Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 8.5.–1.11.2015. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung. Beiträge von Thomas Albrich u.a. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2015. – 207 S. – Literaturangaben
- Meighörner, Wolfgang [Hrsg.]: Mehr als Worte. Zeichen, Symbole, Sinnbilder. Eine Ausstellung des Tiroler Volkskunstmuseums, Innsbruck, vom 24. April–8. November 2015. – Innsbruck: Tiroler Landesmuseen-Betriebsges., 2015. – 160 S.
- Mikulik, Martin u.a. [Red.]: Goethehof. Zwischen Dorf idylle und Weltmetropole. – Wien: Wohnservice Wien, 2015. – 132 S. – (Wohnpartner-Bibliothek; 5)
- Museen, Migration und kulturelle Vielfalt: Handreichungen für die Museumsarbeit. – Berlin: Deutscher Museumsbund, 2015. – 44 S.
- Näumann, Klaus u.a. [Hrsg.]: 50 Jahre musikethnologische Forschung. – Köln: Universität Köln, 2014. – 179 S.
- Neuland-Kitzerow, Dagmar, Christine Binroth und Salwa Joram [Hrsg.]: Textile Vielfalt am Museum Europäischer Kulturen. Sammlungen, Netzwerke, Geschichte. – Husum: Verl. der Kunst, 2014. – 160 S. – (Schriftenreihe Museum Europäischer Kulturen; 17). – Zfassungen in dt. u. engl. Sprache
- Nikitsch, Herbert und Brigitte Schmidt-Lauber [Hrsg.]: Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie. – Wien: Univ. Wien, Inst. f. Europ. Ethnologie, 2014. – 344 S. – (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 38) (Inhalt: Brigitta Schmidt-Lauber, Hanuschgasse 3:

- Ausblicke–Einblicke–Überblicke. Eine Art Einleitung. 13–18; Herbert Nikitsch, Zur Geschichte des Instituts. 19–39; Brigitta Schmidt-Lauber, Lehre der Europäischen Ethnologie an der Universität Wien. 41–51; Gertraud Liesenfeld, »...über praktische Forschungstätigkeit...«. Studentische Feldforschungsprotokolle einst. 53–78; Susanne Wicha, »Buchstellagen nach Raumgröße [...] eventuell eine Bücherleiter...«. Von der volkskundlichen Seminarbücherei zur Fachbereichsbibliothek für Europäische Ethnologie. 79–133; Markus Stumpf, Die Anthropos-Bibliothek St. Gabriels und die Bibliothek des Instituts für (germanisch-deutsche) Volkskunde. Ein Beitrag zur NS-Provenienzforschung. 135–183; Olaf Bockhorn, Helmut P. Fielhauer – 11 Sätze. 187–201; Redigiert von Johannes Koder, Die Byzantinistik in der Hanuschgasse. 203–212; Helmut Birkhan, Altgermanistik, »Volkskunde« und »Hanüschien«. Erinnerungen eines 116-Semestrigen. 213–235; Max Leimstättner und Ana Rogošanu, Räume, Dinge, Menschen. Studieren in der Hanuschgasse. 237–266; Klara Löffler, Die Fachbibliothek – in Randbemerkungen. 267–286; Brigitta Schmidt-Lauber, Ansichten eines Portiers. Ein Besuch im Foyer des Hanuschhofs. 287–292; Jens Wietschorke, Europäische Ethnologie aus der Mitte? Stadtopographische Notizen zur Instituts- und Wissenschaftsgeschichte. 293–323; Konrad Köstlin, Erinnerungsorte? Südtirol, die »Kulturkommission« und Richard Wolfram. 325–342)
- Norman Douglas. 8. Symposium in Bregenz und Thüringen, VlbG, am 10./11.10.2014. Hrsg. v. Norman-Douglas-Forschungsstelle, Vorarlberger Landesbibliothek. Bearb. v. Wilhelm Meusburger. – Feldkirch u. Graz: Neugebauer, 2015. – 104 S. – Beitr. teilw. dt., teilw. engl.
- Ohneberg, Nicole D. [Bearb.]: Die Frevelbücher der Herrschaft Bludenz (1544–1599). Kommentar und Edition. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2014. – 432 S. – (Montafoner Schriftenreihe; 25). – Literaturverz. S. 429–431
- Omahna, Manfred und Monika Brunner-Gaurek: Der Sillhof aus Adnet/Waidach im Salzburger Freilichtmuseum. – Großgmain: Salzburger Freilichtmuseum, 2015. – 60 S. – (Veröffentlichungen des Salzburger Freilichtmuseums; 22). – Literaturverz. S. 59. – Quellenverz. S. 60
- Pensold, Wolfgang u.a.: Es werde Bild! Geschichte der Fotokamera. – 1. Aufl. – Wien: Techn. Museum Wien mit Österr. Mediathek, 2014. – 178 S. – (Edition TMW; 2). – Literaturverz. S. 173–178
- Pereña, Helena [Red.]: Joseph Anton Koch – der erste Nazarener? Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, 26. September 2014–11. Jänner 2015. Die Publikation erscheint anlässlich der Ausstellung Joseph Anton Koch – der erste Nazarener? – 1. Aufl. – Innsbruck; Wien: Haymon-Verl., 2014. – 231 S. – Literaturverz. S. 226–230
- Petermayr, Klaus [Hrsg.]: Lieder für Luise Bogner. Eine Volksliedersammlung Anton Bruckners. – Linz: Öö. Volksliedwerk [u.a.], 2015. – 32 S. – (Oberösterreichische Schriften zur Volksmusik; 16)
- Pfeiffer, Nikolaus [Red.]: Verantwortung Kulturgut. Konservatorischer Leitfaden für den Alltag im Regionalmuseum und Gemeindearchiv. – Salzburg: Salzburger Landesarchiv, 2015. – 224 S., [17] Bl. + 13 Notfallblätter. – (Schriftenreihe des Salzburger Landesarchivs; 24). – Literaturverz. S. 204–205
- Piketty, Thomas: Das Kapital im 21. Jahrhundert. Aus dem Franz. von Ilse Utz u. Stefan Lorenzer. – 4. Aufl. – München: Beck, 2014. – 816 S.

- Plangg, Guntram: Alte Montafoner Flurnamen. 1. Band: Bartholomäberg, Schruns, Silber-
tal. – Schruns: Heimatschutzverein Montafon, 2014. 303 S. – (Montafoner Schriften-
reihe: Sonderband; 21). – Literaturverz. S. 284–289
- Plattner, Georg [Red.]: Väter Europas. Augustus und Karl der Große. Eine Kabinettaus-
stellung des Kunsthistorischen Museums, 27. Mai bis 21. September 2014. – Wien:
Kunsthistorisches Museum, 2014. – 47 S. – Literaturverz. S. 46
- Polster, Gert [Hrsg.]: Kultur verbindet! Verwaltung, Vermittlung, Visionen. Festschrift
für Josef Tiefenbach. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt.
7 – Landesmuseum, 2015. – 211 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland,
155). – Literaturangaben. (Aus dem Inhalt: Martin Czernin, Die Musiksammlung
des Burgenländischen Heimat- und Naturschutzvereines. 43–52; Gertraud Liesen-
feld, Christine Haubenwallner, »Projektwoche Anfang Mai«. Zur Inventarisierung
des Objektbestandes im Dorfmuseum Mönchhof. 99–109; Wolfgang Meyer, Eine
Kegelbahn in Dörfel. Bestandsaufnahme eines volkskundlichen Baudenkmals. 111–116;
Gert Polster, »Ich gedenke schon heute, meinen vierwöchigen Urlaub [...] in Rechnitz
zu verbringen!« Karl Halaunbrenner – Ein Gendarm als Heimatkundler. 141–157;
Johannes Reiss, Die Toten wissen alles ... Anmerkung zu den jüdischen Friedhöfen.
165–176; Michael Weese, Zwischen kultureller Nachhaltigkeit und kultureller Vielfalt.
Anmerkungen zum Sammlungsauftrag des Landesmuseums Burgenland. 189–197)
- Preßlinger, Hubert, Clemens Eibner: Der Beginn der Metallzeiten im Bezirk Liezen.
Eine montanarchäologische Dokumentation. – Trautenfels: Verein Schloss
Trautenfels, 2014. – 96 S. – (Kleine Schriften Schloss Trautenfels, Universalmuseum
Joanneum; 31)
- Purchla, Jacek u.a. [Hrsg.]: Mythos Galizien. 401. Sonderausstellung des Wien Museums
vom 26. März 2015 bis 30. August 2015 und im International Cultural Centre Krakau,
9. Oktober 2014 bis 8. März 2015. – Wien: Metroverl., 2015. – 384 S. – (Sonderaus-
stellung des Wien Museums; 401). – Literaturangaben (Aus dem Inhalt: Matthias
Beitl, Dem Mythos nachreisen. Galizien im Wiener Volkskundemuseum. 175–179)
- Rasche, Adelheid [Hrsg.]: Krieg und Kleider. Mode und Grafik zur Zeit des Ersten Welt-
kriegs, 1914–1918. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung
in der Kunstbibliothek der Staatliche Museen zu Berlin, Kulturforum Potsdamer Platz
vom 25. September 2014 bis 18. Januar 2015. – Leipzig: Seemann Henschel, 2014. –
223 S. – Literaturverz. S. 222–223
- Ribes Iborra, Vicente u.a.: Barres i estels. Els Valencians e els USA. Katalog zur gleich-
namigen Ausstellung vom 17. Dezember 2014 bis 24. Mai 2015. – València: Museu
Valencià d'Etnologia, 2014. – 181 S.
- Schmid-Egger, Christine [Red.]: Ja was is denn des?! – Forschen im Museum. 17. Bayeri-
scher Museumstag, Passau 10.07.–12.07.2013. – Neuried bei München: Fibo Druck-
und Verlags GmbH, 2014. – 64 S.
- Sillian. Geschichte und Gegenwart. Hrsg. vom Verein »Kulturinitiative Sillian«. Mit
Beitr. von Wilfried Beimrohr u.v. a. – 1. Aufl. – Innsbruck; Wien: Haymon-Verl.,
2015. – 520 S. – Literaturverz. S. 493–495. – (Aus dem Inhalt: Egon Kūhebacher,
Flur-, Hof- und Ortsnamen von Sillian. Denkmäler der Siedlungs- und Sprachge-
schichte. 107–138; Martin Steidl, Erzählte Räume – erzählte Kultur. Sagen und
Erzählungen aus Sillian und seiner Umgebung. 139–156; Martin Steidl, Sillian und die

- Grenze. Eine Trennung und ihre Überwindung. 371–378; Karl C. Berger, Von der Tradition der Erneuerung. Volkskundliche Betrachtungen zur Kultur in Sillian. 379–408; Tanja A. Kraler, Sillianer Persönlichkeiten. Das Wirken verdienter Menschen. 409–442; Meinrad Pizzinini, Pustertal-Reisende im Lauf der Jahrhunderte. Wie Sillian erlebt und beschrieben wurde. 443–480; Maria Huber, Das Sillianer Vereinsleben. Vereine als Bereicherung gesellschaftlichen Lebens. 481–490)
- Sinowatz Lisa und Susanna Steiger-Moser [Hrsg.]: Baousterz und Bubikopf. Burgenländische Geschichte(n) zwischen 1933 und 1938. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, 2014. – 264 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 151). – Literaturangaben.
- Spohn, Thomas [Hrsg.]: Hausbau in Etappen. Bauphasen ländlicher Häuser in Nordwestdeutschland. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 287 S. – (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland; 124)
- Ströbele, Werner [Hrsg.]: Bosch und Reutlingen. 50 Jahre Automobilelektronik und Arbeitswelten. Begleitband zur Ausstellung des Heimatmuseums Reutlingen, 30.4.–25.5.2014. – Reutlingen: Heimatmuseum, 2014. – 111 S. – Literaturangaben
- Tantner, Anton: Die ersten Suchmaschinen. Adressbüros, Fragämter, Intelligenz-Comp-toirs. – 1. Aufl. – Berlin: Wagenbach, 2015. – 176 S.
- Tavcar-Schaller, Andrea u.a. [Red.]: Ötscher:Reich. Die Alpen und wir. Niederösterreichische Landesausstellung 2015. 25. April bis 1. November 2015 in Neubruck, Frankenfels-Laubenbachmühle, Wienerbruck. – 1. Aufl. – Schallaburg: Schallaburg KulturbetriebsgesmbH, 2015. – 249 S. + 1 gef. Kt. – Literaturverz. S. 238–239
- Taylor-Kucia, Jessica [Red.]: The Myth of Galicia. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung in der International Cultural Centre Gallery, Kraków v. 9. Oktober 2014 bis 8. März 2015 und im Wien Museum v. 25. März bis 30. August 2015. – Kraków, 2014. – 477 S. – Literaturangaben.
- Thiel, Tina [Red.]: Vienna Design Week, 2014, Wien: Review. – Wien, 2013. – 226 S. – Text dt. und engl.
- Tiefenbach, Josef: Die 1960er Jahre. Aufbruch in ein modernes Burgenland. – Eisenstadt: Amt der Burgenländ. Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum, 2014. – 175 S. – (Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland; 150)
- Tobler, Felix [Red.]: Gestochen scharf. Porträts aus der grafischen Sammlung Tobler. Katalog zur Ausstellung. – Eisenstadt: Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – Landesmuseum Burgenland, 2014. – 223 S. – (Katalog Amt der Burgenländischen Landesregierung, Abt. 7 – LM, Landesmuseum Burgenland; N.F., 46)
- Traxler, Stefan, Felix Lang u.a.: Einfach göttlich! Mythologisches von der Antike bis zur heutigen Werbung. Das Buch zu den Ausstellungen: Einfach göttlich! Mythologisches von den alten Römern zur heutigen Werbung (Oberösterreichisches Landesmuseum, Schlossmuseum Linz, 2013) und Merkur, Mars & Co. – Vom Mythos zur Marke (Landesmuseum Burgenland, Eisenstadt, 2015). – Linz; Eisenstadt, 2015. – 204 S. – (Katalog / Landesmuseum Burgenland; N.F. 49). – Literaturverz. S. 198–202
- Tschofen, Bernhard und Sabine Dettling: Spuren. Skikultur am Arlberg. – 1. Aufl. – Bregenz: Bertolini, 2014. – 354 S.
- Unter dem Losungsworte Krieg und Technik. Das Technische Museum und der Erste Weltkrieg. – Wien: Technisches Museum Wien, 2015. – 150 S. – (Edition TMW; 3)

- Wanner, Gerhard: »Vorarlberg« kontra »Karl Renner«. Die Fußach-Affäre um ein Bodenseeschiff 1964/1965. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2015. – 188 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 64). – Literaturverz. S. 174–176
- Wicke, Franziska: Handwerk in Belgrad = Zanat u Beogradu. – 1. Aufl. – Salzburg: Muery Salzmann, 2015. – 100 S.
- Wiegmann, Karlheinz [Hrsg.]: ...und die Welt wird bunt! Wie die Farbe in den Alltag kam. Dieses Magazin erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Städtisches Museum Schloss Rheydt, 18. Mai–7. September 2014. – Mönchengladbach: Städtisches Museum Schloß Rheydt, 2014. – 64 S.
- Zudrell, Petra [Hrsg.]: Begegnungen – Nikolaus Walter. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Vorarlberg Museum und Vorarlberger Landesbibliothek, Bregenz, 17. Januar – 3. Mai. – Heidelberg [u.a.]: Kehrer [u.a.], 2015. – 223 S. – (Schriften Vorarlberg-Museum; 8). – Bibliogr. N. Walter S. 218–220

Internationale Zeitschriftenschau

- Ethnologia Scandinavica*. Vol. 44, 2014. Beiträge: Tony Sandset: Color As Matter: A Different Deployment of Color. 7–22; Eija Stark: Narrative Weapons of the Underprivileged. Class Conflicts and Welfare Consensus in Finnish Autobiographies. 23–38; Agnete Marie Schousboe: Hessischer Handkäse. Practices of Reshaping Regional Quality Cheese. 39–58; Eva Silvén: Constructing a Sami Cultural Heritage. Essentialism and Emancipation. 59–74; Eva-Marie Tveit: Knowing the Patient? A Discussion of Person-centred Care and Staff Culture at Norwegian Nursing Homes. 75–88; Giovanni Acerbis: Community Involvement in Urban Renewal. An Ethnographic Perspective on Danish Områdefornyelser. 89–104; Anders Perlinge: Source-pluralism as Culture-historical Opposition at the Turn of »Digital Humanities«. 105–117.
- Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)*. Heft 1, 2014. Diese Zeitschrift ist die Neue Folge der Zeitschrift *Vokus*. Volkskundlich-Kulturwissenschaftliche Schriften. Mitteilungen aus dem Institut für Volkskunde der Universität Hamburg. Sie wird herausgegeben von Prof. Dr. Gertraud Koch und Dr. Christine Bischoff. Inhalt: Gertraud Koch, Bernd Jürgen Warneken: Oben_Unten. Bilder vom Leben der Anderen. 3–6; Yvonne Kalov: Tafel-Bilder. Bilder der Armut. 7–18; Nicole Wolff: Der Umsonstladen Hamburg. Ausgangspunkt für Bilder von Armut und Reichtum. 19–29; Susanne Lohmann: Vorstellungen über soziale Ungleichheit. Interviews mit zwei Erwerbslosen. 31–39; Dorina Binnewies: Hinz & Kunzt als Anlass sozialer Interaktion. 41–50; Gertraud Koch, Bernd Jürgen Warneken: Über Selbstrepräsentationen von Obdachlosen in verschiedenen Medien. 51–62.
- Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung*. Band 49/2013, Marburg 2015. Aufsätze: Nora Rohstock: »Ich bin in dieser Hinsicht deutsch geworden« – wie deutsche und türkische Migrantinnen und Migrantinnen ihr Selbstbild konstruieren. 9–28; Bettina E. Schmidt: »Schön – was ist das?« Afro-deutsche Frauen und die Wahrnehmung weiblicher Körper in Deutschland. 29–41; Rabea Aviva Gazdarica: Jüdische Illustrierte Zeitung / Yidishe ilustrierte tsaytung. Räume und Orte einer Berliner jiddischsprachigen Illustrierten von 1924. 43–80; Siegfried Becker: Jüdische Familien in Hatzbach. 81–115; Niklot Klüßendorf: Der Neujahrsumgang der Glockenläuter von Schmalkalden. Ein Heischebrauch im Lichte kurhessischer Quellen (1840). 117–144; Maximilian Mehner: *Mitra* und der »Schwarzmond«. Einige fachgeschichtliche Anmerkungen zu den Wiener Mythologen bis 1914. 145–169; Thomas Schindler: Der Blick zurück in die Zukunft. Zur Repräsentation des Zunfthandwerks im Umzug zum vierhundertjährigen Jubiläum der Philipps-Universität Marburg 1927. 171–183.
- Jahrbuch für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde*. Band 55, 2014. Aufsätze: Anja Wilde und Wilfried Heller: Zu Hause im ehemaligen Sudetenland – Vorstellungen und Kenntnisse der heutigen Bevölkerung über die Geschichte ihres Siedlungsraumes. Die Bezirke Sokolov / Falkenau und Tachov / Tachau als Beispiele. 7–37; Hans-Werner Retterath: Arbeitsmigration, Bürgerkrieg und EU-Mitgliedschaft. Baden-württembergisch-kroatische Kommunalpartnerschaften im Wandel. 38–75; Henrike Hampe: Die Mutter unterwegs. Zwangsmigration von Frauen in der Rückschau ihrer Kinder. 76–99; Anna Flack: Tee, Toast, Tiramisu. Identität und Akkulturation im

- Spiegel der Ernährungspraxis einer jungen Russlanddeutschen. 100–123; Vasile Ciobanu: »Bist Du Rumäne oder Deutscher?« Das Verhältnis der Dobrušchadeutschen zum rumänischen Staat und zur rumänischen Bevölkerung in der Zeit des Ersten Weltkrieges. 124–136; Gundula Gahlen: Die Dobrušchadeutschen in der Sicht deutscher Kriegsteilnehmer 1916–1918. 137–156; Thomas Schares: Deutschsprachige Publizistik im besetzten Rumänien 1916–1918 – Beispiele und Tendenzen. 157–169.
- Kieler Blätter zur Volkskunde. Band 46, 2014. Die Aufsätze: Carolin Barez: Flashmobs. Zur Transformation eines sozialen Phänomens. 7–38; Hilke Eckardt: »Die stärkste Macht sind Sie selbst!« Zur kulturellen Konstruktion des optimierten Selbst in Ratgeb. 39–68; Cornelia Eisler: Georg Schreiber und die Forschungsstelle für Auslandsdeutschtum und Auslandkunde in Münster. 69–84; Maike Lange: Der Kindergarten wird geschlossen! Vom Verschwinden eines sozialen Raumes. 85–106; Siegfried Neumann: Richard Wossidlo und Heinrich Tiedemann. Der »Volksprofessor« und sein Helfer in Südwestmecklenburg. 107–119; Jana Wilkens: »Der Mensch als Ware?« Zur Nutzung öffentlicher Vorbilder in der Konsumgesellschaft. 121–162
- kuckuck. notizen zur alltagskultur. 29. Jahrgang 2014, Heft 2. Inhalt: Moritz Ege: »Chavs« als kulturelle Figur. Rückblick und theoretischer Ausblick. 8–13; Maximilian Jablonowski: »Der Flüchtling« oder: Von der Schwierigkeit eines Kulturwissenschaftlers, mit Sozialfiguren zu denken. 16–20; Alexandra Rau: »Der Flaschensammler« als neue urbane Sozialfigur. 22–25; Ruth Eggel: Schwellenwächter: Türsteher. Eine kleine Ethnographie im Grazer Nachtleben. 26–31; Eva Kreissl: Die Tante. Eine facettenreiche Figur zwischen Realitätsuntüchtigkeit und Identifikationsideal. 34–37; Christiane Schwab: Berater, Minenaktionäre und Pariser Damen. Die Repräsentation sozialer Ordnungen und der Kunstgriff der Sozialfigur. Sozialfiguren der Gegenwart. 38–41; Elisa Rieger: Notizen zu Figurationen des Sozialen. Von Figuren der Eindeutigkeit zur *figure de la pensée*. 44–48.
- Kulturen. [Volkskunde in Niedersachsen]. 8. Jg. 2014, Heft 1/2. Der erste Teil dieses Jubiläumsheftes zum Thema »Niedersachsen von A–Z« enthält unter anderen von folgende Autoren Beiträge: Brigitte Schmidt-Lauber, Carola Lipp, Peter F. N. Hörz, Uwe Meiners, Dorothee Hemme, Michaela Fenske, Regina F. Bendix u.v.a. Des weiteren zu erwähnen ist ein kurzes Porträt von *Volker Schmerser, Verleger der kulturen* von Sophie Engelmann.
- Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. 144. Band, 2014. Aus dem Inhalt: Andrea Komlosy: Arbeit global denken. Konzepte, Begriffe und sozio-ökonomische Verhältnisse. 221–234; Hermann Steininger: Der arbeitende Mensch – Volkskundliche Betrachtungsweisen. Eine Skizze. 235–275; Nicole Malina-Urbanz: Ländliche Idylle reloaded. Ein gegenwärtiges Phänomen im Spiegel historischer Bildquellen. 277–292; Isa Fleischmann-Heck: Vom Dienstbotenkleid zum Arbeitskleid – Kleidung weiblicher Hausangestellter in den 1920er Jahren. 293–302; Manuel Wandl: Mit Kette und Schuss – Arbeitsprozesse beim Weben. 303–313; Rez. v. H. Nikitsch: J. Moser u.a. [Hrsg.], Wissenschaft als Leidenschaft. Gedenkschrift für E. Katschnig-Fasch. 390–391.
- Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. 26. Jg. 2015, Heft 1 zum Thema Geld, Markt, Akteure enthält u.a. folgende Aufsätze: Silke Meyer: Money Matters. Wirtschaftspraktiken als kulturelle Identitätsstiftung. 75–97; Bernhard Fuchs: Das

- Kreisen des Geldes. Gesten des Gebens in medialen Repräsentationen. 98–127.
- Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde. 59. Jahrgang, 2014. Die Beiträge: Silke Eilers: »An der »Heimatfront« – Westfalen und Lippe im Ersten Weltkrieg«. Eine Wanderausstellung des LWL-Museumsamtes für Westfalen. 9–28; Lena Krull: »Wollen wir uns aufs neue unseres Luther [...] freuen«. Kriegsdeutung und Reformationsjubiläum in Lippe im Ersten Weltkrieg. 29–48; Wingolf Lehnemann: Ein Tagebuch aus dem Krieg in Deutsch-Ostafrika 1914/15. 49–79; Stephan Pahs: Fotopostkarten von der »Heimatfront«. Aspekte der Medialisierung des Ersten Weltkriegs. 81–129; Christine Aka: Auf dem Altar des Vaterlandes. Totenzettel gefallener Soldaten des Ersten Weltkriegs. 131–146; Dagmar Hänel: Kriegsgedenken und Erinnerungskultur. Überlegungen zur Beziehung von Ritual, Objekt und Raum. 147–163; Florian G. Mildnerberger: Genitale Grabenkämpfe. Syphilis, Obrigkeitsstaat und die Kontrolle der Bevölkerung (1910–1927). 165–178.
- Schweizer Volkskunde. 104. Jg. 2014, Heft 3: Fleisch – oder nicht Fleisch. Aufsätze: Franziska Schürch: Was ist eigentlich Fleisch. 56–58; Marianne Vontobel: Nicht denkbare Bilder. Metzgerfotografien im Wandel der Zeit. 59–62; Rebecca Niederhauer: Raus aus dem Salatorium! Lebensreformerischer Vegetarismus zwischen bürgerlichem Eiweissdogma und alternativer Moderne. 63–66.
- Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 110. Jg. 2014, Heft 2: Themenheft Kulturerbe. Hrsg. v. Sabine Eggmann und Silke Andris. Aufsätze: Silke Andres: »Call for Intangible Heritage« – Das Suchen und Finden des UNESCO-Kulturerbes nimmt keine Ende. 133–147; Sabine Eggmann und Johannes Müske: »Kulturerbe« im Dienst gesellschaftlicher Modernisierung und Differenzsetzung. »Volksmedizin« und »Volkskultur« im Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. 148–165; Julie Perrin: A la recherche de la «culture nationale». La construction de la «médecine populaire» en Suisse entre unicité et diversité. 166–184; Miriam Cohn: Bewahren von Theaterpraxis in der Region Basel – kein Theater um Kulturerbe. 185–199; Hervé Munz: Patrimonialiser et transmettre. Les mises en patrimoine de l'horlogerie en Suisse et leurs effets sur les gens de métier. 200–220; Suzanne Chappaz-Wirthner: Patrimoine et art contemporain: le regard de Jimmie Durham à Art Basel. 221–226.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

HR Dr. Michael Becker
Salzburger Freilichtmuseum
Hasenweg 1
5084 Grossgmain
michael.becker@freilichtmuseum.com

Univ. Prof. em. Dr. Wolfgang Brückner
Bohlleitenweg 59
97082 Würzburg
wolfgang.brueckner@
mail.uni-wuerzburg.de

Dr. Michael J. Greger
Salzburger Landesinstitut
für Volkskunde
Michael-Pacher-Straße 40
5020 Salzburg
michael.greger@salzburg.gv.at

Univ. Prof. Dr. Timo Heimerdinger
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d
6020 Innsbruck
timo.heimerdinger@uibk.ac.at

Prof. Dr. Rudolf Jaworski i.R.
Raitenaustraße 2
78462 Konstanz
jaworski@arcor.de

Patricia Jäggi, MA
Seminar für Kulturwissenschaft
und Europäische Ethnologie
Universität Basel
Rheinsprung 9/11
4051 Basel
patricia.jaeggi@hslu.ch

Mag. Herbert Justnik
Österreichisches Museum
für Volkskunde
Laudongasse 15–19
1080 Wien
herbert.justnik@volkskundemuseum.at

Dr.ⁱⁿ Elisabeth Kosnik PhD
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
Attemsgasse 25/I
8010 Graz
elisabeth.kosnik@alumni.uni-graz.at

Univ. Prof. em. Dr. Konrad Köstlin
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanuschgasse 3
1010 Wien
konrad.koestlin@univie.ac.at

Mag.^a Sabine Merler MA
Müllerstraße 31
6020 Innsbruck
sabine.merler@student.uibk.ac.at

Dr.ⁱⁿ Iris Mochar
Wiener Volksliedwerk
Gallitzinstraße 1
1160 Wien
weanhean@wvlw.at

Nadja Neuner, BA
Institut für Geschichtswissenschaften
und Europäische Ethnologie
Fach Europäische Ethnologie
Innrain 52d
6020 Innsbruck
nadja.neuner@student.uibk.ac.at

Univ.-Ass. Dr. Lukasz Nieradzik
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanschgasse 3
1010 Wien
lukasz.nieradzik@univie.ac.at

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanschgasse 3
1010 Wien
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Prof. em. Dr. Joachim Piepke SVD
Anthropos Institut
Arnold-Janssen-Str. 20
53757 Sankt Augustin
anthropos.director@steyler.de

Mag.^a Magdalena Puchberger
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
Hanschgasse 3
1010 Wien
magdalena.puchberger@univie.ac.at

Evelyn Reso PhD
Südtiroler Landesmuseum für Tourismus
St. Valentinstr. 51 a
39012 Meran
evelyn.reso@touriseum.it

Christin U. Schmitz
Heinrichstraße 47b
8010 Graz
christin-schmitz90@web.de

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin,
Johanna Rolshoven, Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen:

Birgit Johler, Verein für Volkskunde,
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

Chronik:

Magdalena Puchberger, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien
Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, Attemsgasse 25/1, 8010 Graz

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
Laudongasse 15–19, 1080 Wien

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,-

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,- (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, Laudongasse 15–19, 1080 Wien

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

Editorial

Mit der Neuberufung von Universitätsprofessorinnen und Universitätsprofessoren an drei Universitätsstandorten des Faches – Graz, Innsbruck, Wien – im Jahr 2009 hat sich ein neues Gremium für die Herausgabe der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* zusammen gefunden. Im Zuge dessen erscheint die ÖZV seit 2012 zweimal jährlich und seit 2011 nach eingehenden Überlegungen mit einem als double blind organisierten internationalen Peer-Review-Verfahren. Dieses mag den Autorinnen und Autoren Reputation gegenüber Evaluationsinstanzen verschaffen und zugleich zur inhaltlichen Reifung der Texte beitragen. Die Herausgeberschaft behält es sich allerdings weiterhin vor, einzelne Beiträge auf Einladung und ohne externes Begutachtungsverfahren zu publizieren.

Eine andere Neuerung findet sich in der inhaltlichen Gestaltung: Erstmals liegt mit dieser Ausgabe der ÖZV ein Themenheft vor, das auf einem Call for Papers basiert. Hintergrund der damit gelegten Schwerpunktsetzung bildete die Beobachtung, dass gesamtgesellschaftlich in zahlreichen Aktivitäten, Gruppierungen und Diskursen und auch wissenschaftlich ein reges Interesse an Praktiken und Politiken des Teilens besteht. Diese appellieren geradezu an die Zuständigkeit des Vielnamenfaches, zumal fach- und gesellschaftsgeschichtlich zu überprüfende Anleihen – etwa zu Konzepten wie Allmende oder anderen Commons-Praktiken und -Institutionen – zu verzeichnen sind. Die nun zustande gekommene Auswahl eröffnet einen Einblick in partielle Arbeitsfelder und Praxisformen des gegenwärtigen Teilens. Auffällig ist, dass die Bearbeitung aktueller Fallbeispiele weitgehend ohne Rekurs auf fachgeschichtliche Referenzen erfolgt und sich sowohl in der Konjunktur wie auch im Bearbeitungsmodus dieses Themas ein Generationenwechsel spiegelt.

Die kommenden Ausgaben der ÖZV werden wie gewohnt inhaltlich offen sein, doch wird die Zeitschrift gegebenenfalls wieder einmal einen Call initiieren, um auch künftig sowohl eingereichten wie persönlich oder thematisch eingeladenen Beiträgen Ort und Raum zu bieten.

Abhandlungen





Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen zwischen Selbstorganisation, Solidarität und stadtpolitischen Interessen

Ana Rogojanu

Im Rahmen der aktuellen Commons-Diskussionen werden verschiedene Beispiele gemeinschaftlicher Organisationsformen aus der Gegenwart und der Vergangenheit diskutiert und auf ihre Potenziale als egalitäre, inklusive und selbstbestimmte Alternative zu marktwirtschaftlicher und staatlicher Regulierung hin befragt. Vor diesem Hintergrund widmet sich der Beitrag Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens. Anhand der Entwicklung der Rahmenbedingungen und der sich ändernden Motivationen solcher Projekte in Wien diskutiert er einerseits das spannungsreiche Verhältnis zur kommunalen Politik. Andererseits nähert er sich mit aus der gegenwärtigen Diskussion inspirierten Fragen – etwa nach Möglichkeiten hierarchiefreier Organisation – zwei Wohnprojekten der 1980er-Jahre aus der Innensicht und versucht neben den Strukturen dieser Vorläufermodelle von Commons auch die konkreten Praktiken des Commoning zu verstehen.

Einleitung

Schwindende natürliche Ressourcen, zunehmende soziale Ungleichheit und die jüngste Finanzkrise haben – so die Argumentation der aktuellen Commons-Debatten¹ – Zweifel an der Zukunftsfähigkeit der derzeitigen kapitalistischen Weltordnung aufkommen lassen und das Feld geebnet für die Suche nach alternativen Lebens- und Wirtschaftsformen. Vor diesem Hintergrund hat die Vergabe des Alfred-Nobel-Gedächtnispreises für Wirtschaftswissenschaften 2009 an die US-amerikanische Politikwissenschaftlerin Elinor Ostrom für ihre Arbeiten zur Organisation

1 Vgl. Andreas Exner, Brigitte Kratzwald: *Solidarische Ökonomie & Commons. INTRO. Eine Einführung (=kritik & utopie)*. Wien 2012; Silke Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld 2012; Andrea Baier, Christa Müller, Karin Werner: *Stadt der Commonisten. Neue urbane Räume des Do it yourself*. Bielefeld 2013.

gemeinschaftlichen Eigentums² großes gesellschaftliches und wissenschaftliches Interesse für eine Form von Besitzorganisation geweckt, die in der Volkskunde einen lange bekannten, allerdings aus dem Fokus der Aufmerksamkeit verschwundenen Gegenstandsbereich darstellt: das Gemeingut, die Allmende oder die Commons.

Mit diesen Begriffen ist ein weites Feld an sehr verschiedenen Gütern und Praktiken beschrieben, deren Nutzung weder durch den Staat noch durch den Markt geregelt wird.³ Allmenden oder Gemeinutten sind »niemandem persönlich zuzuordnendes Eigentum für eine benennbare Einheit (eine Nutzergemeinschaft, eine Stadt, ein Dorf, eine Gruppe von Dörfern oder Höfen)«⁴. Damit können – wenn sie entsprechend verwaltet werden – natürliche Ressourcen wie Waldflächen oder vom Menschen hergestellte Güter wie etwa eine Software gemeint sein, erschöpfbare Ressourcen, die nur von einer begrenzten Zahl von Menschen in begrenztem Ausmaß genutzt werden können, wie etwa Weideflächen, oder solche, deren Nutzbarkeit unbeschränkt ist, wie etwa das World Wide Web, solche, deren Zugang tendenziell schwer zu regeln ist, Trinkwasser beispielsweise, oder solche, die grundsätzlich nur bestimmten Nutzern zugänglich sind, wie etwa der Turnsaal eines Gemeindezentrums – wobei gerade die Zugänglichkeit das Ergebnis von Aushandlungen und nicht unbedingt der Güterklasse selbst inhärent ist. Die Regeln für den Umgang mit Commons werden, oft basierend auf miteinander geteilten Traditionen oder sozialen Normen und Praktiken, von den Menschen selbst ausgehandelt, die diese gemeinsam nutzen und verwalten⁵.

- 2 Zu nennen ist hier vor allem Elinor Ostrom: *Governing the Commons. The evolution of institutions for collective action*. Cambridge, Mass. 1990; in deutscher Übersetzung Elinor Ostrom: *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Markt und Staat*. Aus dem Englischen von Ekkehard Schöller. Tübingen 1999.
- 3 Vgl. Silke Helfrich: Gemeingüter sind nicht, sie werden gemacht. In: Dies., Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1), S. 85–91.
- 4 Dieter Kramer: Kulturelle und historische Dimensionen der Diskussion um Gemeinutten. Ein Beispiel für die Aktualität von Themen der Europäischen Ethnologie. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 2, 108, 2012, S. 265–285, hier S. 266.
- 5 Vgl. James B. Quilligan: Warum wir Commons von öffentlichen Gütern unterscheiden müssen. In: Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1), S. 99–106, hier S. 99; Stefan Meretz: *Ubuntu-Philosophie. Die strukturelle Gemeinschaftlichkeit der Commons*. In: Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1), S. 58–65, hier S. 62.

Das Konzept der Commons und die Frage, was Gemeingüter leisten und wie sie erfolgreich organisiert werden können, erweist sich als anschlussfähig für ein breites Spektrum an Disziplinen, von der Biologie über die Wirtschafts- und Rechtswissenschaften bis hin zu den Kultur- und Sozialwissenschaften⁶. Auffallend ist, dass zuweilen die Grenzen zwischen Aktivismus und wissenschaftlicher Analyse verschwimmen und in vielen Publikationen Commons nicht nur erforscht, sondern zugleich als hoffnungsvoller Weg in eine selbstbestimmte Zukunft jenseits von Markt und Staat propagiert werden⁷. Zu den attraktiven Versprechen vieler Arten von Commons gehört – neben ökologischen Aspekten⁸, die hier nicht näher behandelt werden sollen – vor allem die Hoffnung auf neue, gerechtere Formen des sozialen Miteinanders. Eine zentrale Rolle spielt dabei der Gedanke, dass Commons als Raum der »Selbstermächtigung, Selbstorganisation [und] Eigeninitiative«⁹ außerhalb staatlicher oder marktwirtschaftlicher Kontrolle Funktionen erfüllen können, die von Markt und Staat vernachlässigt werden oder in diesen Systemen nur für bestimmte Gruppen zugänglich sind. Commons helfen überdies, so die Idealvorstellung, Machtkonzentrationen zu vermeiden und soziale Hierarchien zu überwinden¹⁰, und werden als Möglichkeit zur »wechselseitige[n] Befriedigung der Bedürfnisse aller Beteiligten«¹¹ gesehen.

In der Europäischen Ethnologie hat Dieter Kramer, der sich seit längerem mit dem Thema beschäftigt¹², mit seinem Beitrag in der Zeitschrift für Volkskunde 2012 die Debatte explizit wieder ins Fach eingeführt und

6 Vgl. das Autorenspektrum des Bandes Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1).

7 Vgl. Silke Helfrich, David Bollier: Commons als transformative Kraft. Zur Einführung. In: Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012, S. 15–23; Baier, Müller, Werner 2013 (wie Anm. 1).

8 Vgl. beispielsweise David Bollier, Burns H. Weston: Das Menschenrecht auf eine saubere Umwelt und die Renaissance der Commons. In: Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1), S. 416–425.

9 Baier, Müller, Werner 2013 (wie Anm. 1), S. 220.

10 Vgl. Ugo Mattei: Eine kurze Phänomenologie der Commons. In: Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1) S. 70–78, hier S. 77.

11 Exner, Kratzwald 2012 (wie Anm. 1), S. 31.

12 Vgl. Dieter Kramer: Von der Notwendigkeit der Kulturwissenschaft. Aufsätze zu Volkskunde und Kulturtheorie. Marburg 1997 (darin v.a. Kapitel 4: Grenzgänge. Die »Tragödie der Gemeindewiesen« und die europäische Kulturgeschichte).

dazu aufgerufen, »die historische Arbeit der Europäischen Ethnologie für die aktuellen Diskurse zu aktivieren«¹³ und damit »in der aktuellen Diskussion um Gemeinnutzen zu mehr Bodenhaftung, Akzeptanz, Dauerhaftigkeit und Festigkeit«¹⁴ beizutragen. Die historische Perspektivierung der Europäischen Ethnologie sowie den detaillierten Blick auf konkrete Akteure und ihre Praktiken mit ihrer jeweiligen impliziten gesellschaftlichen Prägung, der über die Frage nach formalen Organisationsprinzipien hinausgeht, möchte ich in diesem Beitrag nutzen, um Initiativen aus dem Feld des gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens auf einige der oben erwähnten, in der aktuellen Debatte thematisierten Aspekte hin zu befragen. Neben der Frage, um welche Form von Commons es sich dabei – wenn überhaupt – handelt und wie diese formal funktionieren, geht es also auch darum, »Commoning«¹⁵ als von informellen Regeln geprägte soziale Praxis zu erschließen. Vordergründiges Ziel ist es dabei nicht, gemeinschaftliche Wohnprojekte als »Beispiele für erfolgreiche Gemeinnutzen«¹⁶ zu betrachten, wie das im häufig normativen Diskurs um Commons derzeit versucht wird, sondern darum, neben ihren Motiven und Organisationsprinzipien auch ihre politischen und gesellschaftlichen Implikationen, ihre inneren Widersprüchlichkeiten und Mehrdeutigkeiten zu verstehen.

Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens als Commons?

Parallel und nicht immer in direktem Zusammenhang mit der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Debatte um Commons häufen sich derzeit auch verschiedene praktische Initiativen gemeinschaftlicher Selbstorganisation: Open-Source-Software, Foodcoops, Leihläden und Gemeinschaftsgärten gehören zu dieser Bewegung. Auch Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens, die in Wien derzeit einen besonderen Aufschwung erleben, werden oft in einem Atemzug mit

13 Kramer 2012 (wie Anm. 4), S. 272.

14 Ebd., S. 285.

15 Zur Unterscheidung zwischen Commons und Commoning vgl. Meretz 2012 (wie Anm. 5), S. 60.

16 Kramer 2012 (wie Anm. 4), S. 272.

anderen Commons-Initiativen genannt¹⁷, auch wenn sie sich selbst nicht unbedingt als Teil der Commons-Diskussion begreifen. Gemeint sind damit gegenwärtig zumeist als »Baugruppen« bezeichnete Projekte¹⁸, in denen mehrere Personen in der Absicht eines engen nachbarschaftlichen Zusammenlebens, oft unter dem Leitbild einer bestimmten inhaltlichen und weltanschaulichen Idee, gemeinsam ein Gebäude planen, errichten und anschließend verwalten.

Dabei entsteht eine verhältnismäßig komplexe Form von Commons: Zum einen ist dies ein konkretes Produkt, nämlich ein Gebäude, das sich häufig in kollektivem Besitz befindet und nach bestimmten gemeinsam ausgehandelten Regeln von den Mitgliedern der Gruppe genutzt wird. Der so entstandene Wohn- und Lebensraum ist also eine von Menschen geschaffene und eine nur von einer begrenzten Zahl von Menschen nutzbare Ressource, deren Verwaltung klare Regeln des Zugangs und der Nutzung erfordert. Mit den Begriffen der in der Commons-Diskussion aufgegriffenen wirtschaftswissenschaftlichen Gütertheorie gesprochen, handelt es sich also um ein »rivalens« Gut, das einer Zugangsbegrenzung bedarf, und zudem um ein Gut mit einem hohen Grad der Ausschließbarkeit. Letzteres würde eine Einordnung der gemeinschaftlichen Wohnprojekte in die Kategorie der nur einer bestimmten Gruppe von Nutzern zugänglichen »Klubgüter« eher als in die Kategorie der Gemeingüter oder Commons nahe legen.¹⁹

Allerdings geht es vielen der Wiener Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens nicht lediglich um die Herstellung von Wohnraum. Sowohl die Projekte der jüngeren Vergangenheit als auch eine Reihe der gegenwärtigen Projekte sind einerseits von Idealen der gegenseitigen

17 Vgl. <http://blog.common.at/beispiele-solidarischer-okonomie/> (Zugriff 2.5.2015).

18 Die in Deutschland und Österreich verwendeten Begrifflichkeiten sind mitunter verwirrend. In Deutschland werden unter »Baugruppen« häufig Bauherrengemeinschaften verstanden, deren vorrangiges Ziel die Erschaffung von selbstbestimmtem und kostengünstigem Wohnraum ist. »Wohngruppen« oder »Wohnprojekte« hingegen bezeichnen Initiativen, die auf ein enges nachbarschaftliches Zusammenleben – sei es im Neubau oder im Bestand – abzielen. An die Selbstbezeichnung angelehnt und der spezifischen österreichischen Situation entsprechend, verwende ich für die aktuellen Projekte, die gemeinschaftliches Bauen und Wohnen miteinander verbinden, den Begriff »Baugruppe«, für die in dieser Hinsicht ähnlich ausgerichteten Initiativen der 1980er-Jahre hingegen den Begriff Wohnprojekt.

19 Vgl. Helfrich 2012 (wie Anm. 3), S. 85–88.

Unterstützung im Alltag, in Form von Kinder- und Altenbetreuung, andererseits von Ansprüchen des sozialen Engagements und der Gemeinnützigkeit, etwa durch die Integration von Menschen mit Behinderungen oder mit Fluchterfahrungen, aber auch durch verschiedene Angebote, die in die Nachbarschaft ausstrahlen sollen, getragen. Neben der verhältnismäßig klar begrenzten materiellen Ressource entsteht in so ausgerichteten Wohnprojekten also auch eine soziale Ressource der Unterstützung und des Engagements, deren Zugang tendenziell offener ist, die jedoch von den Mitgliedern der Gruppe immer wieder aktiv hergestellt werden muss.

Entwicklung des selbstorganisierten gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens in Wien

Der aktuelle Aufschwung von Baugruppenprojekten in Wien stellt, historisch betrachtet, keineswegs die erste Bewegung gemeinschaftlich organisierten Bauens und Wohnens dar. Ein Blick in die Geschichte von Initiativen der kollektiven Erschaffung von Wohnraum zeigt zum einen vielfältige Vernetzungen mit der Stadtpolitik und wirft zum anderen Fragen nach den – zum Teil überaus unterschiedlichen – Motiven und gesellschaftlichen Bezugspunkten der jeweiligen Projekte auf. Diese sollen hier in einem kurzen historischen Abriss skizziert werden.

Als Vorläufer des gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens im heutigen Sinn wird häufig die genossenschaftlich organisierte Wiener Siedlerbewegung der 1920er-Jahre gesehen²⁰. Entstanden war diese Bewegung nach dem Ersten Weltkrieg zunächst – in Form des unorganisierten und weitgehend illegalen »wildes Siedelns« am Stadtrand – als Projekt zur Selbstversorgung bedürftiger Bevölkerungsschichten mit Wohnraum und Nahrungsmitteln. Zu Beginn der 1920er-Jahre begannen die ersten Siedler und Siedlerinnen sich in Genossenschaften zusammenzuschließen und es entwickelte sich ein »Großsystem[s] organisierter Selbsthilfe«²¹,

20 Vgl. Petra Hendrich: Baugruppen. Selbstbestimmtes Bauen und Wohnen in Wien. Masterarbeit TU Wien 2010, S. 72 f.

21 Klaus Novy: Genossenschafts-Bewegung. Zur Geschichte und Zukunft der Wohnreform. Berlin 1983, S. 46.

innerhalb dessen mithilfe der Arbeitskraft der Siedler und Siedlerinnen weitgehend unabhängig von der privaten Bauwirtschaft und zunächst auch noch von der kommunalen Bautätigkeit Siedlungen entstanden, die in ihrer architektonischen Konzeption Möglichkeiten für ein gemeinschaftsorientiertes Zusammenleben vorsahen²². Nach und nach entwickelte sich aus dem Selbsthilfeprojekt derer, »deren Bedürfnisse weder vom Markt, noch vom Staat hinreichend befriedigt wurden,«²³ eine Sozialreformbewegung, die von engagierten Sozialisten sowie Architekten und Architektinnen unterstützt und vorangetrieben wurde. Auch die Gemeinde Wien übernahm institutionell und finanziell eine zunehmend wichtige Rolle in der Förderung des Siedelns und errichtete schließlich selbst im Rahmen ihres Wohnungsbauprogramms eine bemerkenswerte Zahl an Siedlungen, bevor sie diese Strategie zugunsten der »Superblocklösung des Gemeindebaus«²⁴ aufgab und damit ab etwa Mitte der 1920er-Jahre das Ende der Wiener Siedlerbewegung herbeiführte.²⁵

Viele der im Zuge der Siedlerbewegung gegründeten Genossenschaften setzten und setzen ihre Bautätigkeit als gemeinnützige Bauträger fort, die Gedanken der Gemeinschaftlichkeit und der Beteiligung der Bewohner und Bewohnerinnen spielten allerdings keine wesentliche Rolle mehr²⁶. Erst in den 1960er- und 1970er-Jahren erwachte im österreichischen und speziell im Wiener Wohnbau, durch ganz andere Motivationen bedingt, wieder ein Interesse für Mitbestimmung »von unten«. Die Gründe dafür sieht der Architekturtheoretiker Robert Temel einerseits in einem theoretischen Interesse der Architektur, andererseits in der gesellschaftlichen Forderung der Zeit nach mehr Demokratisierung, auch in der Stadtentwicklung und im Wohnbau.²⁷ In Wien entstanden

22 Vgl. Klaus Novy, Wolfgang Förster: Einfach bauen. Genossenschaftliche Selbsthilfe nach der Jahrhundertwende. Zur Rekonstruktion der Wiener Siedlerbewegung. Wien 1991, S. 89–102.

23 Ebd., S. 8.

24 Elke Krasny: Hands-on Urbanism 1850–2012. Vom Recht auf Grün. In: Dies. (Hg.): Hands-on Urbanism 1850–2012. Vom Recht auf Grün. Wien 2012, S. 8–37, hier S. 22.

25 Vgl. Andreas Rumpfhuber: Introduction: The Vienna Model of Housing Provision in Times of Austerity. In: *derive. Zeitschrift für Stadtforschung* 46, 2012, S. 4–15.

26 Vgl. Novy, Förster 1991 (wie Anm. 20), S. 112.

27 Vgl. Robert Temel: Baugemeinschaften in der Wiener Seestadt Aspern. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Wien 2012, <http://www.wohnbauforschung.at/>

Mitbestimmungprojekte vor allem im Umfeld des Architekten Ottokar Uhl, wobei sich die Beteiligung zunächst auf die individuelle Mitsprache der Bewohner und Bewohnerinnen bei baulichen Details ihrer Wohnungen bezog.²⁸ Zeitgleich entwickelte sich, im Anschluss an die 1968er-Proteste, eine Bewegung alternativer, oft auf Gemeinschaft ausgerichteter Wohn- und Lebensformen, die ihren pointierten Ausdruck in Hausbesetzungen und Kommunengründungen fand und sich auf breiterer gesellschaftlicher Basis in Wohn- und Hausgemeinschaften niederschlug.²⁹ Innerhalb dieser Entwicklungen entstanden ab den 1980er-Jahren – von unterschiedlich ausgerichteten Gruppen ausgehend und zum Teil mit dem Anspruch einer breiteren gesellschaftlichen Wirkung – einige (wenige), aber zugleich wegweisende Projekte, die selbstinitiiertes, partizipatives Bauen und gemeinschaftliches Wohnen miteinander verbinden wollten. Konsequenterweise selbstverwaltet, bahnten sich diese Projekte auf kreative Weise ihre Wege durch baurechtliche Bestimmungen und eine städtische Förderlandschaft, die solchen Initiativen zu dieser Zeit zwar grundsätzlich wohlwollend gegenüberstand, allerdings über keinerlei institutionalisierte Förderstrukturen für derartige Unterfangen verfügte.³⁰

Downloads/LF_Baugemeinschaften_Aspern.pdf (Zugriff: 19.2.2015), S. 47; vgl. dazu auch Jesko Fezer, Mathias Heyden: Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung. In: Dies. (Hg.): Hier entsteht. Strategien partizipativer Architektur und räumlicher Aneignung. Berlin 2004, S. 13–31, hier S. 14–17.

- 28 Beispiele dafür sind das Projekt »Wohnen morgen« in Hollabrunn (1971–1976) sowie der Gemeindebau in der Feßtgasse in Wien (1973–1983); Bernhard Steger: Vom Bauen. Zu Leben und Werk von Ottokar Uhl. Dissertation TU Wien 2005; Kurt Freisitzer, Robert Koch, Ottokar Uhl: Mitbestimmung im Wohnbau. Ein Handbuch. Wien 1987.
- 29 Vgl. Bärbel Danneberg (Hg.): Die 68er. Eine Generation und ihr Erbe. Wien 1998; Susanne Bruss: Gegen die herrschenden Verhältnisse. Zur Geschichte alternativer Wohn- und Lebensformen in Wien. In: Martina Nußbaumer (Hg.): Besetzt! Kampf um Freiräume seit den 70ern (= Sonderausstellung des Wien Museums, 381). Wien 2012, S. 38–43.
- 30 Vgl. Freya Brandl, Ernst Gruber: Gemeinschaftliches Wohnen in Wien. Bedarf und Ausblick. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Wien 2014, http://www.wohnbauforschung.at/Downloads/Projektbericht_Gemeinschaftliches%20Wohnen.pdf (Zugriff: 19.02.2015); Hendrich 2010 (wie Anm. 20), S. 73 f.

In den letzten Jahren erleben in Wien gemeinschaftliche Bau- und Wohnprojekte einen neuen Aufschwung. Während Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens in den 1980er-Jahren noch rare Einzelfälle waren, hat sich daraus inzwischen eine organisierte Bewegung entwickelt, die zunehmend auch von der Stadt Wien vorangetrieben wird. In der quantitativen Relation zum Wiener Wohnbau handelt es sich immer noch um eine Randerscheinung, aber diese wird nun von einem breiten medialen Diskurs und einem großen stadtpolitischen Interesse begleitet. Baugruppenprojekte haben bei regulären Bauträgerwettbewerben gute Erfolgchancen, seit 2009 »soziale Nachhaltigkeit« und damit der »gemeinschaftsfördernde Charakter« von Wohnbauten als Bewertungskriterien eingeführt wurden³¹. Zusätzlich gibt es einen Trend, explizit Baugruppenprojekte im engeren Sinn zu fördern. In neuen Stadtentwicklungsgebieten wie der Seestadt Aspern³² oder auf dem Gelände des Hauptbahnhofs³³ wurden und werden Grundstücke für Baugruppen reserviert, weil man sich davon eine Belebung und Aufwertung der Stadtteile³⁴ sowie positive Effekte nachbarschaftlicher Selbsthilfe-Netzwerke³⁵ verspricht. Parallel dazu wurde, ebenfalls 2009, von interessierten Akteuren und Akteurinnen aus Architektur und Stadtforschung die Initiative »Gemeinsam bauen und wohnen«³⁶ gegründet, die neue Projekte unterstützt, indem sie intensiv Öffentlichkeitsarbeit betreibt und die Vernetzung und den Informationsaustausch zwischen Interessierten fördert. Diese Konstellation bewirkt, dass die älteren Projekte der 1980er-Jahre als wichtige Bezugspunkte dienen. Einerseits werden über die oben erwähnte Plattform Erfahrungen an die neuen Projekte weitergegeben, die dann etwa in Form von bestimmten Organisationsstrukturen übernommen werden, andererseits haben gerade die beiden Projekte, die im Folgenden genauer behandelt werden, selbst

31 wohnfonds_wien: Beurteilungsblatt 4-Säulen-Modell, <http://www.wohnfonds.wien.at/downloads/lgs/beurteilungsblatt.pdf> (Zugriff: 19.2.2015).

32 Vgl. Temel 2012 (wie Anm. 27), S. 18–27.

33 OBB Immobilien: Bewerbungsverfahren für Baugruppen. Leben am Helmut-Zilk-Park Hauptbahnhof Wien. Wien 2015, S. 10, http://www.oebb-immobilien.at/de/Projektentwicklung/Hauptbahnhof_Wien/___Datenraum/Ausschreibung_BG_1Phase.pdf (Zugriff: 15.2.2015).

34 Vgl. Temel 2012 (wie Anm. 27), S. 23 f.

35 Ebd., S. 47.

36 <http://gemeinsam-bauen-wohnen.org/> (Zugriff: 19.02.2015).

Folgeprojekte mit einer ähnlichen inhaltlich-weltanschaulichen Ausrichtung initiiert und betreut. Im spezifischen Wiener Kontext bestehen also besonders enge Verbindungen zwischen den Initiativen der 1980er-Jahre und den aktuellen Baugruppenprojekten.

Unter den neuen politischen Rahmenbedingungen sind Baugruppenprojekte wesentlich leichter zu realisieren als in der Vergangenheit. Das große Interesse der Stadt Wien hat allerdings dazu beigetragen, dass viele der neuen Projekte nun nicht mehr als Bottom-up-Initiativen beginnen, sondern gewissermaßen top-down von Bauträgern, Architektur- oder Moderationsbüros initiiert werden.³⁷ Darüber hinaus haben sich auch die politischen und sozialen Ansprüche sowie die gesellschaftlichen Bezugspunkte der Projekte verändert. Der Architekturtheoretiker Robert Temel charakterisiert die meisten der aktuellen Baugruppen als »professionell initiierte Gruppen« mit geringem Gemeinschaftsanspruch bzw. als »Lebenssituationsgruppen«, die vorrangig eine Einbettung des eigenen Lebens in eine der biographischen Lage entsprechende Wohngemeinschaft suchen, während die »Gemeinwesengruppen« der 1980er-Jahre »mehr erreichen [wollten] als nur gemeinschaftliches Wohnen«³⁸. Nicht mehr die Idee eines Raumes für alternative Entwürfe des (Zusammen)Lebens steht im Zentrum der neuen Initiativen, sondern die Vorstellung einer aktiven Nachbarschaft und eines sozialen Netzes, die unter anderem vor dem Hintergrund des Abbaus des Sozialstaates zu sehen sind. Was die Institutionalisierung für die Baugruppenbewegung insgesamt sowie für die Motive der einzelnen Projekte im Detail bedeutet, wird in Zukunft zu klären sein. Jedenfalls zeigt sich, dass Initiativen selbstorganisierten gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens als spezifische Form von Commons keineswegs als »jenseits von Markt und Staat«³⁹ zu betrachten sind, sondern immer wieder in unterschiedlicher Weise in einem spannungsreichen Verhältnis zu diesen beiden Kräften standen.

37 Vgl. Hendrich 2010 (wie Anm. 18), S. 26–31; Temel 2012 (wie Anm. 25), S. 15–18.

38 Robert Temel u. a.: Baugemeinschaften in Wien. Endbericht 1. Potenzialabschätzung und Rahmenbedingungen. Studie im Auftrag der Stadt Wien, MA 50. Wien 2009, http://www.wohnbauforschung.at/Downloads/Baugemeinschaften_in_Wien_Potentialabschaetzung_LF.pdf (Zugriff: 19.2.2015), S. 7 f; zu diesem Modell der Kategorisierung von Baugruppen vgl. Simone Kläser: Selbstorganisiertes Wohnen. In: *archplus* 176/177, 2006, S. 90–99.

39 Helfrich, Heinrich-Böll-Stiftung 2012 (wie Anm. 1)

Wohnprojekte der 1980er-Jahre – Solidarität zwischen Spiritualität und Kommunenbewegung

Im Folgenden sollen einige der zentralen Fragen der aktuellen Commons-Debatte an zwei der wegweisenden und besonders einflussreichen Wohnprojekte der 1980er-Jahre herangetragen werden. Die zwei Initiativen, um die es gehen soll, entspringen unterschiedlichen sozialen Bewegungen, zeichnen sich aber beide durch ein hohes Maß an Selbstorganisation und durch ähnliche formale Strukturen sowie durch den Anspruch aus, alternative Wohnformen mit breiterer gesellschaftlicher Wirksamkeit zu entwickeln.

Die Initiative B.R.O.T. Hernalts⁴⁰ entstand im Umfeld einer katholischen Pfarre und orientierte sich, wie die anfängliche Bezeichnung als »Familienkloster« suggeriert, zunächst an verschiedenen Formen christlichen Zusammenlebens⁴¹. Für die Bewohner und Bewohnerinnen standen vor allem der Wunsch nach einer geteilten Spiritualität, die Hoffnung auf gegenseitige nachbarschaftliche Unterstützung im Alltag sowie die Möglichkeiten eines breiteren sozialen Engagements, von vielen als Teil ihrer christlichen Lebenshaltung verstanden, im Vordergrund. Gemeinsam mit dem im partizipativen Wohnbau erfahrenen Architekten Ottokar Uhl, der individuelle und kollektive Wohnwünsche erhob, Gestaltungsvorschläge machte sowie Grundlagen für die Annäherung der Gruppe an architektonische Fragen erarbeitete, wurde ein Gebäude entwickelt, das diesen Ansprüchen gerecht werden sollte. Der Vorstellung entsprechend, eine Form des gemeinschaftlichen Wohnens zu etablieren, die dennoch die »Intimsphäre der Person, der Ehe und der Familie«⁴² wahrt, wurde 1990 nach ca. vierjähriger Planungs- und Bauphase ein Gebäude fertig gestellt, das über etwa 20 eigenständige Wohneinheiten verfügt. Darüber hinaus bietet eine Kapelle Raum für gemeinsames Gebet, ein Gemeinschaftsraum steht für Diskussionen und Feste zur Verfügung, eine Vielzahl an Gemeinschaftsflächen eröffnet Möglichkeiten für informelle

40 Die Bezeichnung B.R.O.T. steht für beten, reden, offen sein und teilen und ist das Ergebnis langer Diskussionen um die inhaltliche Ausrichtung des Projektes. Planung und Errichtung dauerten von 1985 bis 1990 und wurden vom Architekturbüro Uhl betreut.

41 Vgl. Sabine Klar, Helmuth Schattovits: Forschungsprojekt integratives Wohnen als soziales Dienstangebot. Endbericht Teil 1. Wien 1988, S. 40–61.

42 Statut Gemeinschaft B.R.O.T. vom 18.12.1986.

Begegnungen, und sogenannte »Gästewohnungen«, die kurzfristig an bedürftige Personen, oft Flüchtlingsfamilien, vergeben werden, dienen der Integration dieser in die Gemeinschaft und stellen eine der zentralen Formen des im Projekt realisierten »sozialen Engagements«⁴³ dar. Dabei ging es der Gemeinschaft nicht lediglich darum, für sich, gewissermaßen als Einzelfall, gegenseitige Unterstützung und soziales Engagement zu verwirklichen. Sie verstand ihr Projekt vielmehr als eine Antwort auf allgemeinere gesellschaftliche Probleme, insbesondere auf die – so wird der Ausgangspunkt der Initiative von zentralen Initiatoren der Gruppe immer wieder dargestellt – zunehmende Überforderung der Kleinfamilie angesichts der Bürokratisierung und Individualisierung der Gesellschaft⁴⁴, und verfolgte, wie in den Statuten des Trägervereins, zu dem sich die Mitglieder des Projekts zusammengeschlossen haben, festgehalten ist, das Ziel, als wegweisendes Projekt »eine ›neue Normalität‹ des Wohnens, des Umgangs mit sich selbst, miteinander und mit den Gütern dieser Erde«⁴⁵ zu etablieren.

Die Sargfabrik, die zeitlich mehr oder weniger parallel zu B.R.O.T. Hernalts entstand⁴⁶, präsentiert sich im Unterschied dazu als Ort alternativer Lebensformen »links der Mitte«⁴⁷ und sieht Anknüpfungspunkte in der Kommunenbewegung rund um die 1968er-Jahre⁴⁸. Ihre Initiatoren und Initiatorinnen rekrutierten sich aus politisch aktivistischen Kreisen sowie aus bereits bestehenden selbstorganisierten Gemeinschaftsinitiativen wie einer Kindergruppe und einer Hausgemeinschaft.⁴⁹ Auch hier

43 Klar, Schattovits 1988 (wie Anm. 42), S. 120.

44 Vgl. Helmuth Schattovits: Eine Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel am Beispiel Gemeinschaft B.R.O.T. In: Ders.: Angela Adrigan (Hg.): Heimat finden. Gemeinschaftliches Wohnen zwischen Sehnsucht und Gelingen. Wien, Graz 2011, S. 101–114.

45 Statut »Gemeinschaft B.R.O.T.« (Beten – Reden – Offensein – Teilen) in der Fassung vom 15.1.1998, Artikel 2: Spiritualität, Ziele und Aufgaben.

46 Die ersten Ideen zum Wohnprojekt wurden ab 1986 entwickelt, fertig gestellt wurde der Bau 1996. Für die Planung verantwortlich war das Architekturbüro BKK2.

47 <http://www.nextroom.at/building.php?id=66&inc=artikel&sid=6036> (Zugriff: 11.2.2014).

48 Vgl. Gerda Ehs: Das Badehaus Sargfabrik – im Spannungsfeld zwischen öffentlicher Betriebsfläche und privater Gemeinschaftseinrichtung. Dipl.-Arb. Univ. Wien 2008, S. 21.

49 Vgl. Dieter Schrage: Die Sargfabrik. Ein Stück gebaute Utopie im Westen von Wien. In: Marianne Roessler u. a. (Hg.): Gemeinwesenarbeit und Bürgerschaftliches Engagement. Eine Abgrenzung. Wien 2000, S. 34 f.

war der Impetus ein gesellschaftskritischer, wenngleich die Stoßrichtung eine andere war: Kritisiert wurden, in der Terminologie der Gruppe, die »Restriktionen der bestehenden Gesellschaftsstruktur«, deren Ursprünge in der Kleinfamilie geortet wurden, sowie Konkurrenzdruck und Eigentumsfixiertheit in der kapitalistischen Gesellschaft⁵⁰. Der von den Beteiligten gegründete »Verein für integrative Lebensgestaltung« wollte in einem gemeinschaftlichen Umfeld verschiedene Lebensformen ermöglichen und als Gruppe gesellschaftspolitische und soziale Aktivitäten entwickeln, die für alle im Quartier lebenden Menschen und darüber hinaus offen sein sollten.⁵¹ Auch hier wurde das Gebäude partizipativ gemeinsam mit Johann Winter und dem Architekturbüro BKK-2 entwickelt. Neben den 75 eigenständigen Wohneinheiten gibt es einen Kindergarten, ein Badehaus, ein Beisl und Veranstaltungsräume, die einerseits der Selbstversorgung der Gruppe dienen, aber andererseits auch eine Schnittstelle zur Öffentlichkeit bilden sollen. Ähnlich wie B.R.O.T. Hernalts, sah auch die Sargfabrik Wohnmöglichkeiten für benachteiligte Gruppen, in diesem Fall für Behinderte vor, die im Alltag unterstützt und in den gemeinschaftlichen Aktivitäten integriert werden sollten.

Beide Projekte richten sich also gegen eine individualisierte bürgerliche Wohnpraxis und gegen die paternalistische Haltung des Staates, beziehen ihre Antworten darauf jedoch aus unterschiedlichen weltanschaulichen Orientierungen. Dafür sind die Resultate erstaunlich ähnlich. Beide haben Wohnformen hervorgebracht, die – anders als dies etwa in den Kommunenexperimenten der Fall war – eigenständige Wohneinheiten mit gemeinschaftlichen Bereichen kombinieren und Rückzug ebenso wie gemeinschaftliches Engagement ermöglichen sollen. Das Eigentum am Gebäude ist nach genossenschaftlichem Vorbild organisiert, darüber hinaus verfügt aber jeder und jede frei über das eigene Einkommen und den eigenen Besitz. Und neben dem Wohnen zielen beide Projekte auf eine gewisse über die Mitglieder der eigenen Gruppe hinausgehende Gemeinnützigkeit ihrer Aktivitäten ab. Die damaligen Bauprojekte stehen freilich in einem anderen gesellschaftspolitischen Kontext als die heutigen Commons, dennoch scheinen manche der Aspekte ihrer Organisation

50 Lorenz Wagner: Die Sargfabrik. Neues Wohnen in der Stadt. Dipl.-Arb. Univ. Wien 2000, S. 34 f.

51 Vgl. Ehs 2008 (wie Anm. 44), S. 21–23.

und Umsetzung es wert, aus Sicht der gegenwärtigen Commons-Debatte befragt zu werden.

Organisationsprinzipien und Praktiken des »Commoning« im gemeinschaftlichen Bauen und Wohnen der 1980er-Jahre

Im Folgenden soll ein detaillierterer Blick auf die formalen Organisationsprinzipien sowie auf die halb- und informellen Praktiken des »Commoning« in den Wohnprojekten B.R.O.T. Hernals und Sargfabrik geworfen werden.⁵² Vor dem Hintergrund der aktuellen Diskussionen, die sich immer wieder auf historische Beispiele berufen und sich aus diesen inspirieren, möchte ich mich, einige der von Elinor Ostrom definierten »Bauprinzipien langlebiger AR-Institutionen« (Allmende-Ressource) aufgreifend⁵³, vor allem auf die Zugangsregelungen, die gemeinschaftlich organisierten Entscheidungsprozesse sowie auf den Umgang mit den Rechten und vor allem auch Pflichten der Einzelnen konzentrieren und fragen, welchen Veränderungen diese Aspekte über die Zeit hinweg unterliegen.

Im Vergleich zu anderen Arten von Commons zeichnen sich gemeinschaftliche Wohnprojekte durch sehr klare Grenzen und strenge Regeln des Zugangs aus. In den beiden oben erwähnten Initiativen sind diese in einer Weise fest in deren rechtlichem Rahmen verankert, die langfristig den Fortbestand der Gemeinschaftsidee sichern soll – oder anders formuliert: den Zusammenhang zwischen dem Gebäude als materieller Ressource und den gemeinschaftlichen Aktivitäten als sozialer Ressource. Gerade darin unterscheiden sich die Wohnprojekte der 1980er-Jahre von anderen, stärker auf ökonomische Aspekte ausgerichteten Formen von

52 Es handelt sich dabei um Projekte, die ich in meiner laufenden Dissertationsforschung am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien mit dem Arbeitstitel »Gemeinschaftliches Bauen und Wohnen – Baugruppenprojekte in der Retrospektive« analysiere. Darin rekonstruiere ich auf der Grundlage von Planungsunterlagen, von Interviews mit Bewohnern und Bewohnerinnen sowie von Hausführungen Erinnerungen an die Planungsphase sowie gegenwärtige Wohnalltage. Der Fokus der Dissertation liegt allerdings, anders als in diesem Beitrag, nicht primär auf der Frage nach den Chancen gemeinschaftlicher Selbstorganisation, sondern auf raumtheoretischen Fragen.

53 Ostrom 1999 (wie Anm. 2), S. 117 f.

Commons. An das Genossenschaftsprinzip angelehnt⁵⁴, befinden sich die Gebäude im Eigentum der Vereine, zu denen sich die Mitglieder der Initiativen zusammengeschlossen haben. Die Bewohner und Bewohnerinnen sind als Mitglieder des Vereins Miteigentümer, können allerdings nicht frei über die Weitergabe bzw. anderweitige Nutzung ihrer Wohnungen verfügen. Über die Vergabe von Wohnungen an neue Mitglieder, also über den Zugang zum Projekt, entscheidet immer die ganze Gemeinschaft, was in Interviews mit Bewohnern und Bewohnerinnen beinahe durchgehend als ein wichtiges Merkmal der Projekte benannt wurde. Ein zentrales Kriterium ist das zu erwartende Engagement der Bewerber und Bewerberinnen im Sinne der jeweiligen Ausrichtung der Projekte. Immer wieder taucht dabei der Topos des »Dazupassens« auf, der oft nicht näher erläutert wird. In den detaillierteren Ausführungen wird deutlich, dass entscheidend – neben Überlegungen zu Alter oder Familienstand sowie subtileren Aspekten wie persönlicher Sympathie – in dem einen Fall eine bestimmte spirituelle Ausrichtung ist, in dem anderen, dass man »politisch nicht ganz entgegengesetzt tickt«⁵⁵.

Als sehr aufwändige und sensible Prozesse beschreiben die Mitglieder der Gruppen die konkreten Entscheidungen für die Nachbesetzung von Wohnungen. Im B.R.O.T.-Haus wird nach einer dreimonatigen Phase des Kennenlernens, in der die Interessenten und Interessentinnen an verschiedenen Aktivitäten der Gruppe teilnehmen, in der Vollversammlung abgestimmt. Formal genügt eine Zweidrittelmehrheit, es wird jedoch eine möglichst konsensuale Entscheidung angestrebt. Die Mathematik- und Religionslehrerin Eva-Maria Pohl⁵⁶, die seit dem Bestehen des Projektes mit ihrem Mann und ihren vier Söhnen im B.R.O.T.-Haus lebt, sieht darin einen überaus kritischen Moment, weil damit immer wieder auch eine Neuorientierung der Gruppe einhergeht: »Es

54 Dass es sich formal nicht um Genossenschaften, sondern um Vereine handelt, hängt mit der rechtlichen Lage in Österreich zusammen, die die Neugründung von Genossenschaften erschwert. Beide Projekte bekennen sich allerdings deutlich zum historischen Genossenschaftsgedanken. Für einen historischen Überblick zum genossenschaftlichen Wohnungsbau vgl. Matthias Möller: *Leben in Kooperation. Genossenschaftlicher Alltag in der Mustersiedlung Freidorf bei Basel (1919–1969)* (= Arbeit und Alltag 11). Frankfurt, New York 2015.

55 Interview Eva Dangel, Anfang 50, Sargfabrik, vom 28.6.2014.

56 Alle Namen von Interviewpartnern und -partnerinnen wurden geändert.

gab's, dass drei Familien sich für eine Wohnung bewerben und wir dann wählen mussten, entscheiden mussten. Was teilweise mit Verletzungen geendet hat, (...) weil's halt einfach eine eindeutige Gewichtung ist, was ist mir in der Gemeinschaft wichtig. Ist mir wichtig, dass irgendwer die Buchhaltung macht und Ordnung im Haus ist oder ist mir wichtig, dass die Ideen weitergetragen werden. Genau diese Spannungen, die latent eh immer wieder da sind.«⁵⁷

Auch in der Sargfabrik gibt es ein komplexes Auswahlssystem. Nachdem eine Zeitlang immer wieder Kritik laut wurde daran, dass die Vermittlung von Wohnungen vor allem über persönliche Bekanntschaften lief und verschiedene Bewohner und Bewohnerinnen versuchten, »ihre ganze Belegschaft reinzubringen«⁵⁸, wurde eine sogenannte Vorauswahlgruppe gegründet, die »aus verschiedenen Lagern besetzt«⁵⁹ ist und möglichst die Bandbreite der Bewohner und Bewohnerinnen und ihrer Positionen abbilden soll. Diese Gruppe führt »Aufnahmegespräche« mit den Interessenten und Interessentinnen und gibt anschließend einen Vorschlag ab, der dann in der Mitgliederversammlung abgestimmt wird. Die Auswahl neuer Mitglieder stellt sich also in beiden Projekten immer wieder als Moment der Re-Evaluation und der Redefinition der Orientierung der Gruppe dar und keineswegs als statische Fortführung einer ursprünglichen Definition der Gruppenausrichtung – und damit stehen auch immer wieder die Prioritäten und der Grad des gemeinschaftlichen und gemeinnützigen Engagements zur Debatte.

Gemeinsam ist den beiden Projekten auch, dass sie neben ihrer weltanschaulich recht eindeutig zuordenbaren Ausrichtung, die explizitermaßen Grundlage für den Zugang ist, eine gewisse Heterogenität der Bewohner und Bewohnerinnen in Hinblick auf Alter, Familienstand und soziale Herkunft – letzteres im B.R.O.T.-Projekt als Gleichgewicht zwischen »Akademikern und Nicht-Akademikern«⁶⁰, in der Sargfabrik als »eine gewisse Durchmischung, eben nicht nur Lehrer, sondern auch ein Koch, ein Künstler, ein Tischler usw.«⁶¹ beschrieben – erreichen

57 Interview Eva-Maria Pohl, Anfang 50, B.R.O.T. Hernalts, vom 25.3.2013.

58 Interview Harald Klinger, Ende 50, Sargfabrik, vom 22.8.2013.

59 Ebd.

60 Interview Hermann Kaltenbrunner, Anfang 60, B.R.O.T. Hernalts, vom 23.1.2013.

61 Interview Harald Klinger, Ende 50, Sargfabrik, vom 22.8.2013.

wollten. Letztlich wohnen nun doch in beiden Projekten überdurchschnittlich viele Lehrer und Lehrerinnen und insgesamt viele Akademiker und Akademikerinnen. Die Schwierigkeit, die im Selbstverständnis der Projekte beabsichtigte Offenheit und Heterogenität zu erreichen, lässt neben den expliziten weitere implizite Ausschlussmechanismen vermuten, die sich beispielsweise etwa daraus ergeben, dass die Beteiligung an solchen Projekten eine Affinität einer bestimmten Diskussionskultur gegenüber sowie möglicherweise einen bestimmten Habitus erfordert. Dieser Aspekt mag nicht nur für die Projekte der 1980er-Jahre relevant sein, so wie sich auch die Frage nach dem Verhältnis von Heterogenität und Homogenität ebenfalls mit Blick auf die aktuelle Debatte stellt. Dem Wunsch nach Offenheit und Verschiedenheit steht die Notwendigkeit einer gewissen Homogenität gegenüber, die ein gemeinsames Set an Werthaltungen und Normen gewährleistet, das wiederum die Grundlage für die selbstbestimmte Aushandlung von Verhaltensregeln bildet.⁶² Insofern geht die »strukturelle Inklusion«⁶³ im Sinne der Berücksichtigung der Bedürfnisse aller, die beispielsweise Stefan Meretz als Qualität von Commons beschreibt, möglicherweise zwangsläufig mit einer *strukturellen Exklusion* einher, die nicht Hineinpassendes ausschließt und so erst gewährleistet, dass die interne Organisation funktionieren kann.

Die Vorstellung einer demokratischen, idealerweise hierarchiefreien Organisationsform, in der die Bedürfnisse aller Berücksichtigung finden, wie sie derzeit als eine der zentralen Qualitäten der selbstbestimmt organisierten Commons postuliert wird⁶⁴, war die deklarierte Absicht der beiden Wohnprojekte, in dem einen inspiriert von christlicher Nächstenliebe, im anderen von einem radikal basisdemokratischen Gerechtigkeitsanspruch. Ein genauer Blick auf die Planungsprozesse bzw. deren nachträgliche Einschätzung durch die Beteiligten zeigt jedoch, dass sich gesellschaftliche Hierarchien und andere Formen von Ungleichheit auch in selbstbestimmten gemeinschaftlichen Organisationsformen spiegeln.

In dem spirituellen Wohnprojekt, das im Allgemeinen von verhältnismäßig formellen Umgangsformen gekennzeichnet ist – so wurden beispielsweise regelmäßig im Interview Personen mitsamt ihren

62 Vgl. Kramer 2012 (wie Anm. 4), S. 266.

63 Meretz 2012 (wie Anm. 5), S. 65.

64 Ebd., S. 64.

akademischen Titeln genannt –, scheint es ein hohes Bewusstsein für Hierarchien sozialer Art, aber auch des Vereins zu geben, wiewohl letztere aufgrund der wechselnden Ämter so konzipiert sind, dass dauerhafte Machtkonzentrationen weitgehend verhindert werden. Dennoch übernahmen einzelne Personen im Planungs- und Verwaltungsprozess eine zentrale organisatorische Rolle, die von vielen Mitgliedern einerseits als Voraussetzung für das Gelingen des Projekts und andererseits als eine gewisse Dominanz wahrgenommen wurde. Auch (zum Teil internalisierte) Geschlechterrollen beeinflussten den Planungsprozess und wurden im Rückblick kritisch reflektiert. Frau Baumgartner, die damals als Hausfrau und Mutter zweier Söhne gemeinsam mit ihrem Mann der Gruppe beigetreten war, fand – trotz der grundsätzlichen Offenheit der Gruppe, die bewusst Fragen der Gruppendynamik aufzuarbeiten versuchte – nicht den Raum, ihre Positionen zu vertreten: »Also ich hab von Vornherein den Eindruck gehabt, die anderen verstehen das alles besser, die kennen sich besser aus, also überlässt du ihnen das.«⁶⁵ Im Nachhinein bedauert sie, dass gerade Einrichtungen, die für die Mehrzahl der damals nicht berufstätigen Frauen und Mütter wichtig gewesen wären, in der von Männern dominierten Gruppe nicht bedacht wurden.

Die Sargfabrik, deren Mitglieder sich vorwiegend aus einem linksalternativen Milieu rekrutieren, war demgegenüber von Anfang an wesentlich radikaler basisdemokratisch ausgerichtet und deklarierte sich gegen jegliche Art von Hierarchie. Die Beteiligten verstanden sich als »freie Gruppe« und lehnten es ab »Verein zu spielen«⁶⁶. Entscheidungen wurden zu Beginn ausschließlich im Konsens getroffen, was aus pragmatischen Gründen allerdings ebenfalls subtile, von vielen Mitgliedern der Gruppe ironisch-kritisch kommentierte Ungleichheiten erzeugte: »Ursprünglich war ja der Anspruch, es muss alles im Konsens sein, also nach dem Konsensprinzip. Und diese wöchentlichen Plena haben ewig gedauert bis zeitig in der Früh, und dann sind die Leute, wissend man muss aufstehen, gegangen und ein paar sind halt sitzen geblieben und die haben dann im Konsens etwas beschlossen.«⁶⁷ Mit dem Fortschreiten des Planungsprozesses war es darüber hinaus notwendig, Entscheidungen zu beschleunigen und so begannen die Vereinsstrukturen schließlich

65 Interview Inge Baumgartner, Anfang 60, B.R.O.T. Hernals, vom 14.3.2013.

66 Interview Martin Breuer, Anfang 70, Sargfabrik, vom 7.5.2013.

67 Interview Claudia Mischek, Ende 50, Sargfabrik, vom 24.6.2014.

doch als Instrument zur Reglementierung von Beschlüssen an Bedeutung zu gewinnen. Diese Entwicklung bis in die Gegenwart hinein sehen manche der Bewohner und Bewohnerinnen kritisch und beklagen, dass sich zuweilen in bestimmten Fragen Lobbies bilden, die dann mit unterschiedlichen Methoden versuchen, ihre Positionen bei den Abstimmungen durchzubringen.

Auch wenn die gemeinsamen Entscheidungsfindungsprozesse in der Intention möglichst hierarchiefrei sein sollten, lässt sich also doch beobachten, dass sich im B.R.O.T.-Projekt aus den unterschiedlichen Ressourcen an sozialem und kulturellem Kapital sowie aus Ungleichheiten entlang der Kategorie Geschlecht unterschiedliche Aktions- und letztlich auch Mitbestimmungsmöglichkeiten ergeben. Gegen diese Formen von Ungleichheiten wandten sich die Mitglieder der Sargfabrik ganz explizit. Inwiefern sie in manchen Fällen implizit eine Rolle spielten, ist eine andere Frage, die letztlich auch einen weiterführenden Blick auf die Subjektivierungsmodi der Alternativbewegung einfordert. In jedem Fall aber erwiesen sich die Strategien maximaler Demokratisierung als in der Praxis nicht umsetzbar.

Neben dem Zugang zu den Projekten und den Modi der Aushandlung von gemeinsamen Entscheidungen sowohl das Gebäude als auch das Zusammenleben betreffend ist in Wohnprojekten die Frage nach der Reglementierung von und dem konkreten Umgang mit Rechten und Pflichten der einzelnen von ganz besonderer Bedeutung, denn erst durch die aktive Beteiligung der einzelnen entsteht jene soziale Ressource der gegenseitigen Unterstützung sowie der gemeinnützigen, über die Gruppen selbst hinausgehenden Aktivitäten, die eigentlich das Kernziel des Zusammenlebens und der Ausgangspunkt für die Initiativen war. Konkret geht es dabei, jenseits der mit der Verwaltung und Instandhaltung der Gebäude verbundenen Aufgaben, um mehr oder weniger formalisierte soziale Dienste wie Kinderbetreuung und Altenpflege sowie die Integration von Flüchtlingen und Menschen mit Behinderungen, um gemeinschaftliche Aktivitäten wie Gebetsabende, Konzerte und Feste. Daraus ergibt sich ein breites Spektrum an Feldern, in denen ehrenamtliches Engagement der Mitglieder gefragt ist.

Im B.R.O.T.-Projekt ist diese ehrenamtliche Arbeit eng mit christlichen Idealen verschränkt. Die Ziele der »Förderung eines gemeinsamen Lebensvollzugs« sowie »Angebote sozialcaritativer und -pädagogischer Dienste« werden in den Statuten des Trägervereins als einer der Wege

zum »Traum vom beginnenden Reich Gottes«⁶⁸ definiert. Die praktische Umsetzung dieser Ideale basierte, wie im Rückblick immer wieder festgestellt wird, auf der Beteiligung der vielen nicht berufstätigen Frauen – entweder Mütter oder jüngere Seniorinnen. Während manche der Bewohner und Bewohnerinnen diesen Umstand mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als Merkmal der Anfangszeit des Projektes betrachten und eher die spätere Entwicklung, nämlich die zunehmende Berufstätigkeit der Frauen, als Herausforderung oder Schwierigkeit für das Zusammenleben bewerten, sehen andere darin eine Verstärkung gesellschaftlicher Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern entlang der Differenz zwischen Lohnarbeit und ehrenamtlicher Arbeit bzw. reproduktiver Tätigkeiten. Frau Baumgartner hatte das Gefühl, als Hausfrau unverhältnismäßig viel Arbeit für die Gemeinschaft zu leisten, beispielsweise in Form von Nachbarschaftshilfe für eine behinderte Frau, ohne dass dies entsprechend gewürdigt worden wäre: »Ich merke erst jetzt, wie wichtig es ist, ein Berufsleben zu haben, etwas anderes zu machen, was bezahlt wird. Das ist eine ganz andere Anerkennung, als wenn man hier [im Haus, Anm. d. Verf.] arbeitet, arbeitet, arbeitet. Und dann wird noch gesagt: ›Na, musst es eh nicht machen. Machen's eh andere, wennst du es net machst.«⁶⁹

Im Unterschied dazu lässt sich in der Sargfabrik der Versuch einer expliziten Umwertung der gesellschaftlichen Hierarchisierung von Lohnarbeit und nicht-entlohnter Arbeit beobachten, die dem politisch linken, kapitalismuskritischen Ansatz der Gruppe entspricht. Einer der (nicht wenigen) sozialwissenschaftlich geschulten Bewohner der Sargfabrik beschrieb dies folgendermaßen: »Ein Thema ist natürlich immer noch bezahlte Arbeit gegen unbezahlte Arbeit. Weil bei uns gibt's relativ viele Sachen, die man/ Was weiß ich, ich mähe manchmal die Wiese da oben [auf dem begrünten Dach, Anm. d. Verf.] oder so irgendwas und in meinen Augen geht's ja eher um die Anerkennung. Üblich in der Gesellschaft ist, dass nur bezahlte Arbeit eine Arbeit ist. Aber da merkt man, das ist nicht ganz so, ja?«⁷⁰

68 Statut »Gemeinschaft B.R.O.T.« (Beten – Reden – Offensein – Teilen) in der Fassung vom 15.1.1998, Artikel 2: Spiritualität, Ziele und Aufgaben.

69 Interview Inge Baumgartner, Anfang 60, B.R.O.T. Hernals, vom 14.3.2013.

70 Interview Martin Breuer, Anfang 70, Sargfabrik, vom 7.5.2013.

Insgesamt beobachten die Bewohner und Bewohnerinnen beider Projekte im Verlauf der Zeit ein Zurückgehen des ehrenamtlichen Engagements und eine zunehmende Auslagerung und Professionalisierung von Aufgaben. In der Sargfabrik werden die Veranstaltungsräume nicht mehr von der Gruppe selbst bzw. durch von dieser ausgewählten Künstlern und Künstlerinnen bespielt, sondern durch einen Geschäftsführer verwaltet. Im »B.R.O.T.«-Haus wurden einst gemeinschaftlich durchgeführte Aktivitäten wie das wöchentliche Putzen des Stiegenhauses an professionelle Firmen ausgelagert. Auf einer allgemeinen Ebene wird dies im B.R.O.T.-Projekt mit den biographischen Transformationen innerhalb der Gruppe erklärt – Frauen, die sich am Beginn des Projekts der Kindererziehung widmeten und nicht berufstätig waren, arbeiten nun außer Haus. Und diejenigen, die als junge Seniorinnen einzogen, sind inzwischen oft selbst auf Unterstützung angewiesen. In der Sargfabrik wird von manchen die Kapitalisierung als Feindbild stilisiert und die »Zeit vor der echten internationalen Kapitalisierung« als eine Periode gesehen, in der jenseits der Alltagsbewältigung »noch Zeit war für andere Dinge« und insgesamt »mehr Freiraum«⁷¹. Auf einer individuellen Ebene sehen in beiden Projekten viele ihr fortschreitendes Alter als einen wichtigen Grund dafür, dass die »Kraft« und die »Energie«⁷² fehlen.

Thematisiert wird in beiden Bauprojekten, dass das Engagement der einzelnen Mitglieder recht unterschiedlich verteilt ist. In der Bewertung dieses Umstandes bildet sich wiederum die unterschiedliche Ausrichtung der Projekte ab: In der Gemeinschaft B.R.O.T. wird das attraktive Gebäude gewissermaßen als »Last« gesehen, weil es die Gefahr in sich birgt, dass sich manche zurückziehen und nur mehr »schön wohnen«⁷³ wollen. Manche Mitglieder, wie etwa der Diözesanreferent Peter Kager, würden sich diesbezüglich mehr Verbindlichkeit und eine stärkere Reglementierung wünschen: »Wir haben ja praktisch im Haus keinerlei Sanktionen. Es gibt irgendsoein Gemeinschaftspapier, die Statuten und so was, ja, da steht viel drinnen, aber es gibt praktisch keinerlei Sanktionen, wenn irgendjemand sich einmal wirklich quer legt. Der dann an nichts Interesse hat und nirgendswo erscheint. Das ist irgendwie zahnlos. Also

71 Interview Klaus Mahringer, Anfang 60, Sargfabrik, vom 18.11.2013.

72 Interview Thea Rauch, Anfang 60, Sargfabrik, vom 18.11.2013.

73 Interview Florian Ritter, Ende 30, B.R.O.T. Hernals, vom 4.2.2013.

da müsste man sich noch etwas anderes überlegen.«⁷⁴ Demgegenüber grenzen sich Bewohner und Bewohnerinnen der Sargfabrik, dem allgemein eher informellen Gepräge der Gruppe entsprechend, explizit von strengen Regelungen, wie sie sie aus anderen Wohnprojekten kennen, ab. Harald Klinger, IT-Spezialist Ende 50, betonte wie viele andere auch mehrfach im Interview seine Abneigung »straffen Regelungen« gegenüber: »Teilweise gibt's da [in anderen Projekten, Anm. d. Verf.] strengen Regeln. Jeder muss pro Monat einen gewissen Beitrag leisten, (...) und wenn er nichts tut, dann kostet das was. Und das haben wir nicht, diesen Zwang. (...) Ich find's viel angenehmer. Mir ist das zu verplant dann mit diesem Muss und Soll. Da ist mir lieber, es existieren ein paar, die sich nicht einbringen und es ist nicht so geregelt. Weil dann muss man das dann kontrollieren und so und dieses Klima möchte ich eigentlich nicht haben.«⁷⁵ Folglich seien zwar Personen, die sich »nicht so engagieren« ebenfalls als »eigentlich fehl am Platz« gesehen, dieser Umstand wird aber als »egal«⁷⁶ eingeschätzt.

Jenseits der geplanten Formen gegenseitiger Unterstützung und der organisierten gemeinschaftlichen Aktivitäten stellen viele der Bewohner und Bewohnerinnen beider Wohnprojekte fest, dass auch die informellen alltäglichen Begegnungen etwa in Form unangekündigter Besuche oder einer kurzen Unterhaltung im Stiegenhaus oder im Beisl weniger werden. Mit Blick auf die Vergangenheit beschreiben manche die Kombination aus räumlicher und persönlicher zwischenmenschlicher Nähe besonders in schwierigen Lebenssituationen, beispielsweise nach dem Tod der Lebenspartnerin, in Krankheitsfällen oder im Alltag mit einem behinderten Kind, als große Unterstützung. Und auch gegenwärtig wird die latente Vertrautheit, die zwischen den Mitgliedern der Gruppe vor allem aus der Anfangsphase besteht, als große Qualität dieser Wohnform gesehen, auch wenn sie nicht mehr so häufig aktiv ausgelebt wird, weil etwa die Kinder, die lange Zeit ein verbindendes Element waren, erwachsen geworden sind, oder weil viele nun in höherem Ausmaß berufstätig sind und weniger Zeit im Haus verbringen.

74 Interview Peter Kager, Anfang 60, B.R.O.T. Hernals, vom 13. 2. 2013.

75 Interview Harald Klinger, Ende 50, Sargfabrik, vom 22.8.2013.

76 Ebd.

Ausblick

Die aktuelle – gesellschaftliche und wissenschaftliche – Commons-Bewegung ist von einem starken Glauben an die Zukunftsfähigkeit des Modells getragen. Commons werden darin als von Markt und Staat unabhängiger Weg der selbstbestimmten kollektiven Organisation und Nutzung von Ressourcen (welcher Art auch immer) begriffen. Über die »erfolgreiche« Verwaltung von Ressourcen hinaus knüpft sich in den gegenwärtigen Diskussionen an Commons die Hoffnung, dass diese Funktionen erfüllen können, die vom marktwirtschaftlichen und politischen System nicht abgedeckt werden, und vor allem, dass sie als egalitäres System, in dem alle Mitglieder einer Gruppe von Nutzern und Nutzerinnen an der Definition der Regeln zur Nutzung einer Ressource beteiligt sind, etablierte Machtkonstellationen überwinden können. Gewissermaßen als Heterotopien, als »andere Orte«⁷⁷, sollen sie, so die Idealvorstellung, in ihrem Inneren soziale Hierarchien außer Kraft setzen.

Der Blick auf Initiativen gemeinschaftlichen Bauens und Wohnens, die als eine spezifische Form von Commons begriffen werden können, zeigt einerseits, wenn man in einer historischen Perspektive die sich wandelnden Rahmenbedingungen in Wien betrachtet, dass sich gemeinschaftliches Bauen und Wohnen immer in einem Spannungsfeld zwischen subversiver Selbstermächtigung und vereinnahmender Unterstützung durch die kommunale Politik bewegte. Die genauere Betrachtung zweier Initiativen der 1980er-Jahre, die in ihren eigenen Ansprüchen eine große Nähe zu den Leitthemen der gegenwärtigen Commons-Debatte aufweisen, verdeutlichen die Schwierigkeiten, einen offenen, hierarchielosen Raum für die Nutzung eines Gebäudes als materielle Ressource und einer aktiven, auf gegenseitige Unterstützung sowie auf gemeinnütziges Engagement ausgerichteten Gemeinschaft als soziale Ressource zu erschaffen und über die Zeit hinweg aufrecht zu erhalten. Die formalen Reglementierungen des Zugangs zu den Projekten sind deutlich auf den Erhalt der Gemeinschaftsidee ausgerichtet. Die konkreten Entscheidungspraktiken zeigen, dass mit der Neuaufnahme von Mitgliedern immer wieder auch eine Neudefinition der Gruppe einhergeht, die auch eine Entfernung von den anfänglichen Idealen ermöglicht. Die

77 Vgl. Michel Foucault: *Of Other Spaces: Utopias and Heterotopias*. In: *Architecture, Movement, Continuité* 5, 1984, S. 46–49.

Schwierigkeiten, bei angestrebter Einheitlichkeit der weltanschaulichen Orientierung trotzdem eine gewisse soziale Heterogenität der Mitglieder zu erreichen, zeigen, dass es offenbar neben den expliziten auch implizite (innere und äußere) Exklusionsmechanismen gibt. Das wirft in weiterer Folge die Frage auf, ob nicht in einer Form von Commons, die enge und vor allem auch vielschichtige Kontakte (von gemeinsamen Aktivitäten bis hin zu allen Implikationen von Nachbarschaft) mit sich bringt, die notwendige Homogenität, die erst ein zufriedenstellendes Aushandeln von Regeln ermöglicht, zur Folge hat, dass bestimmte Initiativen de facto immer nur für sehr spezifische Gruppen zugänglich sind. Im Rahmen der Aushandlung von Regelungen, die Wohnprojekte als materielle wie auch als soziale Ressource betreffen, wird deutlich, dass sich, auch wenn alle Betroffenen an der Festlegung dieser Regelungen beteiligt sind, die Effekte sozialer Hierarchien nicht so einfach ausschalten lassen. Dennoch zeigen die beiden näher betrachteten Wohnprojekte, dass sich in solchen Formen des Commoning Möglichkeiten für künstlerische und soziale Aktivitäten sowie für gegenseitige Unterstützung im Alltag ergeben, die von vielen Beteiligten als persönliche Erleichterung und Erfüllung empfunden werden. Diese hängen allerdings von bestimmten Dispositionen der einzelnen Akteure ab, die sich in Zusammenhang mit Berufstätigkeit, Familiensituation, Alter und Interessenslagen verändern. Über die Zeit hinweg hat die »Dichte« dieser Praktiken des Commoning in beiden Fällen abgenommen. Für das langfristige Funktionieren von Wohnprojekten als Commons ist besonders die Vielfalt der Funktionen, die sie erfüllen, eine Herausforderung: Denn auch wenn sich das Interesse primär auf die gegenseitige Unterstützung sowie gemeinsame Aktivitäten als geteilte Ressource richtet, werden neben der Gemeinschaftsorientierung immer auch pragmatische Wohnbedürfnisse befriedigt, die einer gewissen Trägheit unterliegen und nicht immer der Dynamik der Bereitschaft und Möglichkeit sich einzubringen folgen.

Vor dem Hintergrund der Dynamiken, die sich, wie deutlich wurde, aus einer spezifischen Form von Commons ergeben, erscheint die heutige sehr breite Begriffsverwendung für eine Vielzahl sehr unterschiedlicher Ressourcen wenig ergiebig, ebenso wie die Frage nach den Potenzialen von Commons im Allgemeinen. Um die Relationen zu Markt und Staat zu erschließen sowie die konkreten inneren Qualitäten, die sich aus Commons-förmigen Organisationsweisen entwickeln, ist immer ein Blick auf die konkreten Einzelfälle notwendig. Ebenso ist danach zu fragen,

welche Akteure sich mit welchem Hintergrund, in welcher Lebensphase und mit welchen Interessen sowohl in praktische Commons-Initiativen als auch in theoretische Commons-Diskussionen – zwei Dinge, die oft, aber nicht immer miteinander zusammenhängen – einbringen. Ein kulturwissenschaftlicher Ansatz in Ergänzung zu auf formale Organisationsprinzipien ausgerichteten wirtschaftlichen Ansätzen erweist sich zudem als aufschlussreich, um die gesellschaftlichen Dynamiken zu verstehen, die innerhalb von Commons-artigen Initiativen wirken und die halb- und informellen Praktiken des Commoning prägen.

Communal Building and Housing Projects between Self-organisation, Solidarity and Municipal Interests

As part of current debates around commons, a variety of examples of communal forms of organisation, both past and present, are discussed and examined regarding their potential as egalitarian, inclusive and autonomous alternatives to market or state regulation. Against this background, the following article focuses on communal building and housing initiatives. Looking at the development of the frameworks and changing motivations for such projects in Vienna, on the one hand it discusses their charged relationship to municipal politics. On the other hand, inspired by questions arising from current discussions – for example on the possibilities of non-hierarchical forms of organisation – it takes a close inside look at two housing projects from the 1980s and attempts to understand not just the structures of this forerunner to the commons, but the concrete practices of commoning.

»Support« – Eine Schlüsselvokabel zwischen Szene-Ethos, Crowdfunding und popkulturnaher Ökonomie

Moritz Ege, Simon Zeitler

Dieser Beitrag untersucht die Zirkulation und Konjunktur des Begriffs »Support« in subkulturellen Szenen und in der popkulturnahen Ökonomie. Gezeigt wird zunächst, dass »Support« über die konkrete Wortbedeutung hinaus auf ein Ethos der gegenseitigen Unterstützung, des Gemeinsam-Machens bzw. der Solidarität verweist. Zugleich versieht die Vokabel monetäre Kauf- und Tauschakte mit einer besonderen Wertigkeit und gibt ihnen einen moralischen, mitunter altruistischen Beiklang, während die als »Support« gekennzeichneten Praktiken – insbesondere im Bereich des Crowdfunding, aber auch in einigen Werbekampagnen – eine zunehmend engere Definition erfahren. Der Beitrag diskutiert dabei die kulturtheoretische Frage, inwiefern Praktiken des »Supports« im Sinn eines Tausches von Äquivalenten verstanden werden müssen und inwiefern sie mit einer solchen Logik brechen. Abschließend werden Perspektiven für weiterführende Forschungen skizziert.

I.

Das Wort »Support« erlebt derzeit an verschiedenen Stellen eine Konjunktur. Besonders sticht dies im Zusammenhang des Crowdfunding ins Auge: Bei dieser vieldiskutierten Form der Graswurzel-Finanzierung werden über das Internet diejenigen, die Geld vorstrecken, um ein (Kultur-)Projekt zu finanzieren, als Supporter angesprochen, und nicht etwa als KonsumentInnen. Aber auch darüber hinaus ist in populärkulturellen Zusammenhängen und in musikbasierten subkulturellen Szenen – schon seit deutlich längerer Zeit – viel von Support die Rede. Das ist nicht weiter erstaunlich: Solche Szenen erfordern unterschiedlichste Formen von Mitarbeit, Kooperation und Unterstützung, um überhaupt existieren zu können, und in ihnen herrscht oftmals ein Selbstbild vor, demzufolge

das Handeln der beteiligten AkteurInnen von gegenseitiger Hilfsbereitschaft geprägt sei, und nicht etwa von finanziellen oder statusbezogenen Motivationen. Auch für Bands und andere MusikerInnen, die zentralen AkteurInnen innerhalb musikbasierter Szenen, gilt offenkundig, dass sie in ihrem Schaffen immer auf andere Menschen angewiesen sind, die ihnen wohlgesonnen sind und auf die eine oder andere Weise etwas für sie tun: regelmäßig ihre Konzerte besuchen, ihre Platten kaufen, ihnen Übungsräume organisieren, Tourbusse fahren, Plakate kleben, oder anderweitig mithelfen, sie bekannter zu machen. Ob diese Unterstützung etwas ist, das geschenkt/gespendet wird, welche Erwartungen bezüglich »reziproker« Gegengaben dabei im Spiel sind oder ob es sich (wie etwa beim Plattenkaufen) schlicht um einen Warentausch handelt, bleibt dabei vielfach offen und wird, so unsere These, gegenwärtig in verschiedenen Bereichen neu definiert.

Wenn solche Interaktionen von den AkteurInnen jedenfalls als Support gedeutet bzw. diskursiv gerahmt werden, dann benutzen sie damit nicht nur irgendein Wort, sondern rekurrieren, wie im Folgenden gezeigt werden soll, auf eine Schlüsselvokabel, die auf Vorstellungen von fairem, gutem Verhalten verweist – auf Ziele also, die sehr gut zu den Praktiken der Kollektivnutzung und den solidarischen Ökonomien zu passen scheinen, von denen in diesem Band die Rede ist. Wir wollen deshalb genauer über den Support, über die Verwendungen dieses Wortes und darüber, in welche größeren Zusammenhänge und sozialen Welten es eingebettet ist, nachdenken. Dabei wollen wir einerseits einen wichtigen Aspekt von Crowdfunding, wie es gegenwärtig diskutiert wird, in die Geschichte der Subkulturen einordnen und auf diese Weise kontextualisieren. Darüber hinaus verfolgen wir zwei weitere analytische Ziele: Zum einen geht es uns darum, auf diesem Wege einige normative Potenziale und Dynamiken *subkultureller Szenen* zu diskutieren, die bislang sowohl in der Subkulturforschung als auch in Schriften über die Ökonomie der Gabe bzw. des Schenkens erstaunlich selten thematisiert wurden. Zum anderen wollen wir den Bedeutungen und Funktionen von »Support« in einem größeren Zusammenhang nachgehen, den wir provisorisch als *popkulturelle Ökonomie* bezeichnen. Damit sind Produktion, Vertrieb und Konsum von Gütern gemeint, die gewissermaßen der Ausstaffierung popkulturell geprägter Identitäten und Subjektivitäten dienen, und für deren Bedeutungsaufladung die beteiligten Unternehmen popkulturelle Idiome verwenden. Ein großer Teil der Medien- und Unterhaltungsindustrie, des

Lifestyle-Konsums (einschließlich der Kleidungsbranche) und von Social Media zählen zur so verstandenen popkulturellen Ökonomie.¹

Zu diesem Zweck werden wir verschiedene Verwendungsweisen von »Support« vorstellen. Wir vermessen damit gewissermaßen ein semantisch-praktisches Feld, ausgehend von der Überlegung, dass Beispiele wie die genannten untereinander in einem komplexen und für sie konstitutiven Verweisungs- und Wechselwirkungszusammenhang stehen: Sie zitieren Verwendungen in anderen Zusammenhängen und beziehen daraus ihre Bedeutungsvielfalt, aber auch ihre (positiven) affektiven Valenzen und (oftmals) moralischen Beiklänge. Diese Verweisungs- und Wechselwirkungszusammenhänge gilt es zu rekonstruieren. Einige methodologische Hinweise für ein solches Vorgehen finden sich bei Rolf Lindners Ausführungen zum »Wesen der Kulturanalyse« und in Ansätzen der Cultural Studies.² Was das empirische Anschauungsmaterial und die Datenerhebung betrifft, basiert unser Artikel auf Internet-Recherchen zum »Support« sowie aus Hintergrundwissen aus dem Zusammenhang einer Magisterarbeit über Subjektivierungspraktiken in elektronischen Musikszenen (Zeitler) und Studien über die Geschichte der Gegen- und Alternativkultur und des HipHop (Ege). An vielen Stellen fließen auch lebensweltliches Wissen über die Indie-, Techno- und Punk-/Hardcore-Szenen und Gespräche mit einigen Gewährsleuten ein.³

- 1 Vgl. dazu weiterhin die Beiträge in Tom Holert, Mark Terkessidis (Hg.): *Der Mainstream der Minderheiten*. Berlin 1996, sowie Martin Roberts: *Notes on the global underground. Subculture and globalization*. In: Ken Gelder, Sarah Thornton (Hg.): *The Subcultures Reader*. London, New York 2005, S. 575–586 und (journalistisch) Anne Elizabeth Moore: *Unmarketable. Brandalism, Copyfighting, Mocketing, and the Erosion of Integrity*. New York 2007; Rob Walker: *Buying In. The Secret Dialogue Between What We Buy and Who We Are*. New York 2008.
- 2 Vgl. Rolf Lindner: *Vom Wesen der Kulturanalyse*. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 99, 2, 2003, S. 177–188; Jim McGuigan: *Cultural Analysis*. Los Angeles usw. 2010. Auch in George Marcus' Überlegungen zur *multi-sited-ethnography* (1995), das deutlich ehrgeizigere Ziele propagiert, die wir hier nicht verfolgen, wird u.a. eine analytische Strategie resümiert, die Marcus als »follow the metaphor« bezeichnet und die einige Ähnlichkeiten mit unserem Vorgehen hat: George R. Marcus: *Ethnography In/Of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24, 1995, S. 95–117.
- 3 Einen weiteren Hintergrund dieser Überlegungen bilden Informationen über gegenwärtige Arbeits- und Lebensverhältnisse von MusikerInnen aus etwa 30 Interviews, die von den TeilnehmerInnen eines von Moritz Ege geleiteten Seminars über »Musikmachen als Arbeit« an der Universität München geführt wurden.

Den Bereich der subkulturellen Szenen haben wir für unsere thesenorientierte, explorative Argumentation nicht zufällig ausgewählt: Unsere Überlegung lautet, dass die Konjunktur des Support-Begriffs im größeren Zusammenhang der popkulturnahen Ökonomie sich in starkem Maße aus normativen Ordnungen subkultureller Welten speist, oder zumindest aus der Anmutung solcher Szenen, auf die warenästhetische Zitate verweisen. Auch diese normativen Ordnungen mitsamt ihren moralischen Ökonomien⁴ sind aber keinesfalls stabil, was Ordnungen ohnehin selten sind, sondern verändern sich im Zuge der gegenwärtigen technologisch-sozialen Umbrüche erheblich, wie nicht zuletzt die Debatten um neue Geschäftsmodelle für MusikerInnen, Independent-Labels

- 4 Mit normativen Ordnungen subkultureller Szenen meinen wir Wertungen, die Verhaltensbeurteilung im Kleinen mit größeren, politischen Vorstellungen vom richtigen Leben in einer gerechteren und schöneren Gesellschaft verbinden. Oft ist in diesem Zusammenhang auch von einem Ethos die Rede. Wir postulieren nicht, dass diese Ordnungen direkt handlungsleitend wirken (im Gegenteil zeigt sich z.B. am Massenphänomen illegaler Downloads, dass es so einfach nicht ist), aber wir gehen doch davon aus, dass sie eine relevante Größe bilden, die sich zu heuristischen Zwecken auch idealtypisch darstellen lässt. Insgesamt hat in der internationalen Subkultur-/Szenen-Forschung der letzten Jahre, die sich auf das praxeologische Vorgehen Bourdieus stützt oder poststrukturalistischer Herangehensweisen bedient, der Begriff der Normen und Ordnungen an Bedeutung verloren – aus durchaus überzeugenden Gründen. Eine unseres Erachtens unbeabsichtigte negative Nebenfolge dieser Argumentationslinie besteht jedoch darin, dass so auch das Potenzial solcher Orientierungen, als Ressourcen für gesellschaftliche Auseinandersetzungen fungieren zu können, weithin aus dem Blick geraten ist. Für eine analoge Argumentation über die normativen Implikationen des Sprechens über »gute« Musik vgl. David Hesmondhalgh: Audiences and Everyday Aesthetics: Talking About Good and Bad Music. In: *European Journal of Cultural Studies* 10, 4, 2007, S. 507–527. Zu neueren Adaptionen von E.P. Thompsons für die Sozialgeschichte inzwischen klassischem Begriff der *moral economies* vgl. u.a. Henry Jenkins, Sam Ford, Joshua Green: *Spreadable Media. Creating Value and Meaning in a Networked Culture*. New York 2013. Die Autoren arbeiten hier mit einem ausgesprochen weiten Arbeitsbegriff von *moral economies*: Letztere bezeichnen demnach »the social expectations, emotional investments, and cultural transactions which create a shared understanding between all participants within an economic exchange« (Ebd., o.S.), während bei Thompson der Bezug auf althergebrachte Rechte und Privilegien im Zentrum steht.

und die gesamte Musikwirtschaft zeigen, und wie wir im Folgenden anhand einiger Beispiele zeigen werden.⁵

Bevor wir uns den konkreten Formen des Support-Komplexes nähern, ist jedoch noch ein zeitdiagnostischer und kulturtheoretischer Umweg erforderlich, der deutlich macht, was gewissermaßen der Einsatz der folgenden Besichtigungsrunde ist. »Support« zählt in ähnlicher Weise wie »Teilen« und »Care« zu einem Feld von moralisch aufgeladenen Wörtern und Konzepten, die gegenwärtig gesellschaftlich viel Beachtung finden und denen gemeinsam ist, dass sie über ihre konkrete, handlungspraktische Seite hinaus (zumindest für manche Beteiligte) mit sehr viel größeren politischen Hoffnungen verbunden sind⁶: Unterschiedliche AkteurInnen führen Konzepte wie das »Supporten« als Beispiele für eine Neubelebung von Denkweisen und Handlungsformen »jenseits von Markt und Staat« an und wollen damit neue Formen sozialer Organisation erkunden, die den neoliberalen Kapitalismus, zugespitzt formuliert, umgehen, ihn unterwandern oder seiner Logik zumindest in kleinen Bereichen etwas anderes entgegensetzen.⁷ Dabei stehen verschiedene handlungs- und praxistheoretische Modelle im Raum, die als anthropologische Grundlagen solche Denkweisen und

- 5 Vgl. in Buchform z.B. Berthold Seeliger: *Das Geschäft mit der Musik. Ein Insiderbericht.* Hamburg 2013; Tim Renner, Sarah Waechter: *Wir hatten Sex in den Trümmern und träumten. Die Wahrheit über die Popindustrie.* Berlin 2012; Chris Rojek: *Pop Music, Pop Culture.* New York 2011.
- 6 Zur Konjunktur moralischer Vokabulare und zur »Ethisierung« allgemein (mit Blick auf andere Felder und im Rahmen unterschiedlicher Zeitdiagnosen) vgl. u.a. (ideologie-)kritisch Stacy Thompson: *The Micro-Ethics of Everyday Life. Ethics, Ideology and Anti-Consumerism.* In: *Cultural Studies* 26, 6, 2010, S. 895–921; Nikolas Rose: *Community, Citizenship, and the Third Way.* In: *American Behavioral Scientist* 43, 1, 2000, S. 1395–1411; affirmativ Marian Adolf, Nico Stehr: *Soziale Milieus und Konsum: Die Moralisierung der Märkte und ihre Kritik.* In: Ludger Heidbrink, Imke Schmidt, Björn Ahaus (Hg.): *Die Verantwortung des Konsumenten. Über das Verhältnis von Markt, Moral und Konsum.* Frankfurt a. M., New York 2011, S. 245–268; Alexander Bogner: *Die Ethisierung von Technikkonflikten. Studien zum Geltungswandel des Dissenses.* Weilerswist 2011.
- 7 Vgl. Silke Helferich und Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): *Commons. Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat.* Bielefeld 2012. Für die Europäische Ethnologie formulierte dies nicht zuletzt Dieter Kramer, u.a. in: *Kulturpolitik neu erfinden. Die Bürger als Nutzer und Akteure im Zentrum des kulturellen Lebens.* Essen 2012, insb. S. 31 f; freilich ohne genaueren Bezug auf musikbasierte subkulturelle Szenen und das Wort »Support«.

Handlungsformen gewissermaßen fundieren sollen – in Abgrenzung vor allem zu einer Anthropologie des individualistischen, grenznutzenmaximierenden *homo oeconomicus*, die oftmals als Legitimationsideologie der Vermarktlichung firmiert. In diesem Sinne alternative anthropologische Modelle finden sich insbesondere in der von Marcel Mauss inspirierten Literatur zur Gabenökonomie, in der je nach Stoßrichtung die welt- und sozialitätsschaffende Kraft der Gabe (mit ihren drei Komponenten der Pflicht zum Geben, Annehmen, Erwidern) oder deren unauflösbaren Paradoxien betont werden.⁸ Sie finden sich auch in Pierre Bourdieus praxistheoretischen Ausführungen: Bourdieu zufolge kommen ethischen Motivationen und auch expliziten und bewussten Erwartungen von Reziprozität jedoch de facto deutlich weniger Gewicht zu als habitualisierten Orientierungen am »symbolischen Kapital« sozialer Anerkennung und dessen Mehrung. Deshalb warnt er davor, die Rhetorik des altruistischen Handelns und der Leugnung von Reziprozitätserwartungen, die für viele soziale Felder (nicht nur in seinem ursprünglichen Forschungsfeld bei den algerischen Kabylen) charakteristisch ist, mit der tatsächlich wirkmächtigen praktischen Logik zu verwechseln. Zu solchen Modellen zählen aber auch David Graebers Überlegungen zum »elementaren Kommunismus« (*baseline communism*).⁹ Graeber stellt dabei alltägliche Handlungsformen heraus, die nach dem Prinzip »Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen« funktionieren, das der Autor als »kommunistisch« bezeichnet: von der verschenkten Zigarette unter Fremden über die Ansprüche von Kindern gegenüber ihren Eltern

- 8 Die anthropologischen Theorien der Gabe werden auch in der Debatte um die Neuordnung ökonomischer Beziehungen im Zuge der Digitalisierung vielfach diskutiert (und z. T. vereinnahmt). Vgl. dazu aktuell die Zusammenfassung der HerausgeberInnen der Zeitschrift *n plus one* (Editors: The Free and the Anti-Free. On Payment for Writers. In: *n plus one* 20, 2014, S. 1–8); Iris Därmann: Theorien der Gabe. Hamburg 2010. Für einen soziologischen Versuch, die gegenwärtige Relevanz der *gift economy* und Formen ihrer Institutionalisierung herauszuarbeiten vgl. Frank Adloff/Steffen Sigmund: Die *gift economy* moderner Gesellschaften. Zur Soziologie der Philanthropie. In: Frank Adloff, Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt a. M., New York 2005, S. 211–235.
- 9 David Graeber: *Schulden: Die ersten 5.000 Jahre*. Stuttgart 2012, S. 100.

bis zur Zusammenarbeit unter KollegInnen in Firmen.¹⁰ Graeber positioniert seine Begriffsvorschläge als eine Polemik nicht nur gegen Vorstellungen eines *homo oeconomicus*, sondern auch gegen Theorien, die, vor allem in der Folge von Lévi-Strauss, eine universelle, unbewusste Orientierung menschlichen Handelns an Reziprozität behaupten. Auch wenn sich, so Graeber, in solchen Momenten gegenseitiger Unterstützung Elemente des reziproken Tauschs nachweisen lassen, sei doch vielfach auch eine andere, gewissermaßen ergebnisoffenere, kommunistische »moralische Logik«¹¹ am Werk, die nicht einfach auf den altbekannten Tausch reduziert werden sollte – und die sich (und da spricht Graeber als anarchistischer Aktivist) vielleicht auch auf andere Bereiche ausdehnen ließe.

Wir halten diese Anregung Graebers mit Blick auf den Support-Zusammenhang für produktiv, denn sie wirft mit einer entwaffnenden Direktheit die Frage auf, worauf die konkrete Formen dieses Komplexes eigentlich abzielen, aus der AkteurInnenperspektive, aber auch von außen betrachtet, und ob die von den AkteurInnen formulierten Ansprüche mehr sein können als eine »illusio« im Bourdieu'schen Sinn, also eine Feld-typische Selbsttäuschung. Sie kann damit auch dazu beitragen, Potenziale von Formen der gesellschaftlichen Selbstorganisation besser zu verstehen, die nicht *ex nihilo* erfunden werden müssen, sondern mit bereits bestehenden Praktiken in Bezug stehen.¹² Auch in kapitalistisch verfassten Gesellschaften bestehen offenkundig Bereiche des Sozialen, die nicht gänzlich marktförmig organisiert bzw. durch und durch »verdinglicht« sind, und in denen sich auch Praktiken von gegenseitiger Hilfe und Solidarität entwickeln können.

10 Vgl. dazu auch die dezidiert »anti-utilitaristische« Argumentation von Alain Caillé: Ders.: *Anthropologie der Gabe*. Frankfurt a. M., New York 2008.

11 Graeber 2012 (wie Anm. 9), S. 95. Dabei sei jedoch eine gewisse Skepsis markiert: Graebers geschichtsphilosophische Thesen zu Schulden und Kredit scheinen uns überambitioniert; und sein polit-ökonomisches Thesengebäude brüchig. Letztlich ist der Versuch, verschiedenste Handlungsweisen und Formen des Zusammenlebens als »Kommunismus« zu bezeichnen, eher als Provokation denn im Sinn einer rundum überzeugenden terminologischen Argumentation zu verstehen. Graebers Tendenz, die Spezifik der Epoche des Kapitalismus herunterzuspielen, mag an einigen Stellen durchaus erkenntnisförderlich sein, geht aber vielfach auf Kosten der analytischen Präzision und kann fragwürdige politische Positionen nahelegen.

12 Eine radikale Position in dieser Richtung wird vertreten in Michael Hardt, Antonio Negri: *Common Wealth. Das Ende des Eigentums*. Frankfurt a. M., Berlin 2010.

Praktiken des »Supports« in subkulturellen Szenen sind offensichtliche, in gewisser Weise aber auch mythenumrankte Kandidaten für eine solche Suche. Sie sind keinesfalls widerspruchsfrei, sondern geben gerade in ihrer Widersprüchlichkeit und in ihrer Offenheit für politisch stark divergierende Funktionalisierungen einige zentrale kulturelle Entwicklungen zu erkennen, die die gegenwärtige gesellschaftlich-kulturell-politische Konstellation, die *conjuncture*¹³, charakterisieren.

II.

Die modernen Semantiken von Support und Unterstützung basieren auf einer recht offensichtlichen Metapher mit topologischen und statischen Anklängen: Wer »unterstützt« oder »supportet«, steht zunächst einmal unter etwas (so die Etymologie vom lateinischen *supportare/sub-portare*), hält etwas aus, trägt und stärkt es.¹⁴ Das Wort »Supporter« entspricht im Deutschen bekanntlich in manchen Bereichen dem »Fan«, nicht zuletzt im Fußball, oder stellt sogar eine Steigerungsform des Fans dar, die eben ein größeres Maß an Aktivität und persönlichem Engagement signalisiert. Auch wenn die »Fan Studies« vielfach gezeigt haben, dass z. B. Pop-Musik-Fans letztlich alles andere sind als passive KonsumentInnen¹⁵,

13 Zum Begriff »conjuncture« in den Cultural Studies vgl. u.a. Moritz Ege: Policing the Crisis. Zum Verhältnis von Europäischer Ethnologie und Cultural Studies. In: Irene Götz u.a. (Hg.): Europäische Ethnologie in München. Ein kulturwissenschaftlicher Reader. München 2015, S. 53–86.

14 Vgl. Support, n. und support, v. Beide in: Oxford English Dictionary Online (Deutsch). December 2014, www.oxforddictionaries.com (Zugriff: 8.3.2015). Bemerkenswerterweise scheint die Verwendung des englischen Wortes »Supporter« im deutschsprachigen Raum in verschiedenen Verwendungszusammenhängen eine stärkere Verbindlichkeit und Aktivität zu beinhalten als das (ebenfalls englischstämmige) Wort »Fan«. Dass diese Abstufung auch im Englischen bedeutsam ist, zeigt Richard Giulianotti: Supporters, Followers, Fans and Flaneurs. A Taxonomy of Spectator Identities in Football. In: Journal of Sport and Social Issues 26, 1, February 2002, S. 24–46 (zit. nach Jochen Bonz: Alltagsklänge – Einsätze einer Kultur-anthropologie des Hörens. Wiesbaden 2015).

15 Vgl. Jenkins, Ford, Green 2012 (wie Anm. 4); außerdem Henry Jenkins: Textual poachers. New York u.a. 2009 [1992]; Mark Duffett (Hg.): Popular Music Fandom: Identities, Roles and Practices. Routledge studies in popular music. New York 2014; Bettina Fritzsche: Pop-Fans – Studie einer Mädchenkultur. Wiesbaden 2011;

wäre das Wort »Supporter« alltagssprachlich (sowohl im Englischen als auch im Deutschen) aber eher fehl am Platz, wenn es um begeisterte Hörerinnen und Hörer geht, selbst wenn sie ihren Stars hinterherreisen, Fan-Websites oder ähnliches betreiben, alle Veröffentlichungen verfolgen und Merchandisingartikel erwerben und so weiter. Sie sind eben *Fans*.¹⁶

Dennoch ist der »Support« im Sprachgebrauch vieler musikbasierter subkultureller Szenen ein wichtiger Begriff – und aus diesem Grund halten wir es auch für sinnvoll, beim Nachdenken über die jüngsten Veränderungen nicht allein das Vokabular der Fan-Forschung in Anschlag zu bringen, sondern gleichermaßen von solchen *subkulturellen Szenen* auszugehen.¹⁷ Vier charakteristische Verwendungsweisen, die jeweils eigene normative Ansprüche mit sich bringen, lassen sich hier unterscheiden.

(1) Zunächst einmal hebt das Wort »Support« im popmusikalischen Zusammenhang auf die so genannte »Vorband« ab, also eine Band oder einen Künstler, die *vor* einer bekannteren Künstlerin (»Haupt-Act«) auftreten.¹⁸ Im Deutschen ist da selten von »Unterstützung« die Rede, das

speziell über Fußballfans (und Gender) Almut Sülzle: Fußball, Frauen, Männlichkeiten. Frankfurt a. M., New York 2011.

- 16 Das akademische Feld, über dem Henry Jenkins präsidiert, heißt dann auch »Fan Studies«, nicht »Supporter Studies«.
- 17 Wir kombinieren absichtlich die beiden Begriffe, die in der Literatur oftmals gegeneinander in Stellung gebracht werden, um sowohl den Aspekt einer eher ephemeren, performativen Gemeinschaft (»Szene«) aufzugreifen als auch als Aspekte, die mit dem Wort »Subkultur« forschungsgeschichtlich verbunden sind: die stärkere Verbindlichkeit, das Selbst-Bild der Abweichung und die zentrale Bedeutung von Stil als Set von sozio-symbolischen Homologien. Unsere Verwendung des Begriffs entspricht der von Anja Schwanhäufer in ihrem Buch »Kosmonauten des Underground: Ethnografie einer Berliner Szene« (Frankfurt a.M., New York 2010). Da unsere Darstellung Überblickscharakter hat, ist die Unterscheidung zwischen Subkulturen und Szenen an dieser Stelle nicht entscheidend. Das wäre bei größerer Tiefenschärfe anders, wobei unsere Argumentation, wie unten deutlich wird, mit der normativen Ordnung einen Aspekt betont, der stärker mit (kohäsiven) Subkulturen als mit (fluiden) Szenen verbunden wird.
- 18 Im Oxford English Dictionary wird »Support« in diesem Sinn als separate Bedeutung angeführt, der erste Nachweis für den »support act« findet sich 1945, der erste für den »Support« (im Sinn des »support acts«, aber als für sich stehende Abkürzung) 1968. Die Entstehung dieser Bedeutung fällt also mit den frühen Jahren der modernen Popmusik zusammen.

englische Wort wird weitaus häufiger gebraucht, wie sich auf einer Vielzahl von Plakaten und Veranstaltungsankündigungen nachlesen lässt.¹⁹

Warum ist hier von »Support« die Rede? Die Unterstützung, die eine Support-Band liefert, besteht zunächst darin, dass sie dem Main Act zuarbeitet, indem sie den weitaus unattraktiveren Teil des Abendgeschehens mit Programm füllt: Zu Beginn einer Veranstaltung sind Konzerträume oft noch leer, das Publikum will animiert werden, nach vorne bzw. überhaupt in den Saal zu kommen. Unter Umständen kann das »Vollspielen« eines Saals sehr mühselig sein. Eine gute Vorband²⁰ schafft es, die Stimmung soweit anzuheizen, dass der Headliner sehr viel bessere Ausgangsbedingungen für seinen Auftritt vorfindet. Zugleich sollte die »kleinere« Band einen gewissen symbolischen Profit aus der Assoziation mit der bekannteren Band mitnehmen können. Im kleineren Maßstab, zum Beispiel im Punk/Hardcore, aber auch in der Clubkultur, ist ein *Local Support* aus Veranstalterperspektive zudem oftmals entscheidend, um überhaupt eine ordentliche Zahl von Gästen in den Saal zu bekommen: Sind größere Bands auf einer überregionalen Tour, so ist es unter Umständen sinnig, eine ortsansässige Band mit ins Programm zu holen, weil solche Bands eine örtliche *fan base* besitzen, also eine treue Anhängerschaft, die die nun als *Local Support* auftretende Band regelmäßig zu ihren Shows begleiten. Vor dem Hintergrund einer solchen Arbeitsteilung ist nachvollziehbar, warum sich der Begriff an dieser Stelle einbürgern konnte und zur stehenden Wendung wurde.

19 Der Anglizismus »Support« wird nicht nur im hier diskutierten Sinn verwendet. An dieser Stelle sei die »Support-Hotline«, bzw. der »Technical Support« erwähnt, worunter Telefondienstleistung zur Beratung oder Hilfestellung von KundInnen verstanden werden. Desweiteren hat der Begriff »Supporter« im Zusammenhang von Solidaritätsarbeit für geflüchtete Menschen und in antirassistischen als Rollenangebot und -definition in den letzten Jahren ebenfalls stark an Bedeutung gewonnen. Er steht hier vor allem als Gegenbegriff zu Herangehensweisen, die als paternalistisch gelten – unterstützt wird die migrantische Selbstorganisation. Diese Verwendungskonjunktur unterstreicht die politischen und moralischen Anklänge des Wortes, soll aber im Folgenden ebenfalls nicht weiter thematisiert werden, weil wir uns auf andere soziale Welten konzentrieren. Zum emotionalen Support vgl. Anm. 45.

20 Auch dieses Wort ist nicht unumstritten; ein Konzertorganisator aus dem alternativen kulturellen Zusammenhang bezeichnete es in einem Gespräch zum Beispiel als problematisch, weil jede Band künstlerisch für sich stehe und mit dem Wort »Vorband« eine unangemessene Hierarchisierung vorgenommen werde. Auch er nimmt solche Hierarchisierungen aber vielfach vor.

Zugleich hat das Wort in dieser Verwendung aber auch einen euphemistischen Klang. Es gibt dem Verhältnis von *supporting act* und *main act*, das (oftmals vertraglich) geregelt ist und oft mit Hierarchien (in der Höhe der Gage, aber auch der Dramaturgie des Abends) einhergeht, eine moralische Tönung, einen Beiklang von emotionaler Wärme und Affekten der Verbundenheit, die nicht notwendigerweise den realen Beziehungen und Abhängigkeiten entsprechen.²¹ Gelegentlich schlägt das dann Blüten wie in der Ankündigung für ein Festival elektronischer Tanzmusik in München, in der gewissermaßen kategorial zwischen vier »Artists«, deren Namen auf dem Plakat weit oben stehen, und einem »Local Support« von 22 MusikerInnen unterschieden wird.²²

Die Verwendungsweisen des Support-Begriffs im Sinn von »Vorbands« zeigen schon an, dass hier ein komplexer Zusammenhang von ökonomisch-rationalen und anderweitigen Bezugspunkten am Werk ist. Es würde aber zu weit führen, hier bereits einen emphatischen Bezug zu normativen Ordnungen und moralischen Ökonomien subkultureller

- 21 Die praktische Logik lässt sich in vielen Fällen genau umgekehrt verstehen: Wer von einer deutlich größeren Band mit auf Tour genommen wird, sollte dafür dankbar sein, weil er oder sie auf diese Weise symbolische Unterstützung erhält, ein Gütesiegel, ein *endorsement*, das einen Transfer von Fan-Aufmerksamkeit verspricht. Mit einer erfolgreichen, »großen« Band zusammen zu spielen, heißt etwas vom Renommee, der Bekanntheit, dem »Fame« des Headliners abzubekommen. All das kann sich dann wieder in eigenen Verkäufen, Konzertangeboten und nicht zuletzt in Szenereputation für das eigene Musikprojekt niederschlagen. In gewissen Fällen lässt sich die Hoffnung auf oben genannte Punkte durchaus als eine bewusste Kalkulation einer Vorband – und nicht als deren nette Geste – verstehen, die manchmal so weit geht, dass Bands dafür bezahlen, als »Support« spielen zu dürfen und mit auf Tour genommen zu werden.
- 22 Wir sehen Fragezeichen Festival 2013, In: Feuerwerk München, [http://mob.feuerwerk.de/index.php?id=596&tx_wfqbe_pi1\[eid\]=9458](http://mob.feuerwerk.de/index.php?id=596&tx_wfqbe_pi1[eid]=9458) (Zugriff: 6.10.2014). Eine solche Trennung spiegelt auch die unterschiedliche Behandlung gebuchter KünstlerInnen auf einem Event wider: So genannte Headliner (hier »Artists«) bekommen mehr Geld als der »Local Support« und können auch ihre sonstigen Ansprüche – von Catering, eventuellen eigenen Backstage-Räumen bis hin zu Übernachtungsmöglichkeiten – besser geltend machen. So mancher Act, so manche Band schafft es über einen gewissen Status in der Szene im musikalischen Mittelfeld nicht hinaus. Wer zu oft nur als Support größerer Acts spielt, kann dann schnell im Ruf stehen, auch nur dazu gut zu sein, und somit als potenzieller Headliner für andere Veranstaltungen gar nicht erst in Betracht gezogen zu werden.



Abb. 1: »Support your local ...« – Einige Fundstücke (von links oben: <http://www.imdb.com/title/tt0065051/>; <http://letourneau41.ecrater.com/p/19309896/support-your-local-bike-shop>; <https://www.flickr.com/photos/wurzf/5393656247/>; http://www.zazzle.com/support_your_local_metal_band_rectangle_sticker-217394236688296203; <http://handamsack.soup.io/post/137405530/Support-your-local-Punk-Scene>; <http://antifaefel.blogspot.de/images/machmitantifa.jpg>; https://pbs.twimg.com/profile_images/455296146312015872/csSrQuQf.jpeg, Zugriff: 10.3.2015)

Szenen herstellen zu wollen, weil die Implikationen an dieser Stelle eher vage bleiben. Der Support-Begriff kann an dieser Stelle auch eine ideologische Funktion erfüllen, nämlich das Verdecken von Hierarchien und ökonomischem Kalkül, die zumindest den egalitären Idealen einiger Szenen, wie der Punk/Hardcore und DIY-Welt, widersprechen können.

(2) Ähnlich präsent wie der Local Support ist im weiteren popkulturellen Raum, über verschiedene Szenen hinweg und in unterschiedlichen Ländern, auch der Aufforderungssatz »Support your local ...« – die drei Punkte stehen dabei für eine Vielzahl von möglichen unterstützungswürdigen Entitäten und »guten Zwecken«.

Eine frühe Fassung des formelhaften Aufrufs zur Unterstützung, und eine Inspiration für folgende Verwendungen, scheint die US-amerikanische Filmkomödie »Support your local sheriff« von 1969 gewesen zu sein.²³ Dieser Filmtitel verweist wiederum auf ältere Aufrufe und

Werbeschilder wie »Support your local butcher«, deren Anfänge wir hier leider nicht datieren können. In ihnen soll offensichtlich dem Einkaufen »um die Ecke« ein besonderer Wert beigemessen werden – im Unterschied zum Einkaufen bei großen Supermarktketten und Versandhändlern.

Aus dieser Formel wurden die unterschiedlichsten Neufassungen für sich als dissident verstehende Szenen gebildet, nicht zuletzt »Support your local punk rock scene«. Diese Sprüche, verbreitet als Aufkleber, T-Shirt-Motive, Kaffeetassendruck und Internet-Banner, verbreiteten sich dann auch international. An vielen Wänden in Deutschland ist der gesprühte Schriftzug »Support your local Antifa« zu lesen – ein durchaus ernsthafter, politischer Aufruf auch an die außer-szenische Öffentlichkeit, der offenkundig gerade als popkulturelles Zitat funktionieren soll und mit dem Bruch zwischen englischer und deutscher (Aus-)Sprache spielt.

Inhaltlich appelliert der Slogan »Support your local ...« in fast allen Varianten an tugendhaftes Verhalten im Sinn des ökonomisch-ökologischen Lokalismus, der Ökonomie der geringen Entfernungen und des kleinen Maßstabs.²⁴ Das kann sowohl auf einen Do-It-Yourself-Gedanken verweisen, also auf ein nichtkommerzielles Selbermachen, als auch auf das Ethos des guten, ortsansässigen, Szene-nahen Kleinunternehmers, die ohnehin eng miteinander zusammenhängen.²⁵ Darüber hinaus sind

23 Burt Kennedy: Support your local sheriff. USA 1969 (dt. »Auch ein Sheriff braucht mal Hilfe«).

24 Der Lokalismus zählt zu den gegenwärtig wichtigsten Formen, in denen ein allein nach ökonomischen Kriterien rationaler Konsum hinterfragt wird. Solche Kritiken sind offenkundig nichts Neues; sie spielten, wie KonsumhistorikerInnen betonen, nicht zuletzt im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert eine besondere Rolle, also zur Hochzeit von Konsumvereinen und -genossenschaften (vgl. Claudius Torp: Wachstum, Sicherheit, Moral. Politische Legitimationen des Konsums im 20. Jahrhundert. Göttingen 2011; Gudrun König: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Wien 2009) und gewannen in Westeuropa und den USA dann wieder seit den 1970er-Jahren an Bedeutung. Torp spricht hier von »Moralisierungen«, die »den Wandel nur unter der Voraussetzung begrüß[en], dass er unter dem Primat bestimmter Werte – der Schönheit, Maßhaltung, Gesundheit, Fairness, Nachhaltigkeit – steht und nicht regellos von hedonistischen Dispositionen abhängt.« (Torp 2011, S. 11)

25 Die Bedeutung von kleinen Unternehmen auch für gegenkulturelle Szenen und die Bedeutung solcher Unternehmen für verschiedene Modernisierungsschübe des

hunderte spielerische, weniger ernsthafte Neukontextualisierungen entstanden, die als Zitate der Formel »Support your local ...« funktionieren.²⁶

(3) Entscheidend ist aber zugleich, dass diese Zitate letztlich immer *auch* auf ein reales Ethos der gegenseitigen Unterstützung, Großzügigkeit oder Solidarität verweisen, das vielen Menschen in verschiedenen Szenen, Fans wie KünstlerInnen, ausgesprochen wichtig ist. Ironische, selbstreferenzielle Wendungen stehen dazu keinesfalls im Widerspruch, schließlich sprechen wir hier von sozialen Welten, für die das Spielerische geradezu konstitutiv ist – was aber nicht bedeutet, dass in ihnen »Beliebigkeit« herrschte. »Support your local scene« heißt in erster Linie eben, dass man sich beteiligen soll, dass man etwas »für die Szene« tun soll. Support in diesem Sinn kann je nach Szenen-Charakter und Intensität der Teilhabe unterschiedlichste Formen annehmen: Ein Fanzine zu schreiben oder einen Blog zu betreiben kann als Support für die Szene aufgefasst werden, die ausgefallene Verkleidung für ein Festival ebenso, das Kochen für die Band im selbstverwalteten Jugendzentrum nicht weniger, oder sei's nur, zu Konzerten und anderen Veranstaltungen zu gehen und seinen Körper dorthin zu stellen, wo ansonsten eine Lücke wäre. In den DIY-Welten des Punkrock/Hardcore wird oft auch zwischen Bands ein Gestus der Gemeinschaftlichkeit, des Kollektiven gepflegt, indem zum Beispiel das oben skizzierte, hierarchische Verhältnis von Support Band und Main Act umgekehrt wird, und sich die Mitglieder der anderen Bands

Kapitalismus, insbesondere den Postfordismus mit seinen kleinteiligen Zielgruppensegmentierungen, sind schon früh betont worden, vgl. u.a. John Clarke: *Style*. In: Stuart Hall, Tony Jefferson (Hg.): *Resistance through rituals. Youth subcultures in post-war Britain*. Birmingham 1976, S. 175–191; Schwanhäüßer 2010 (wie Anm. 18); Brent Luvaas: *DIY Style. Fashion, Music and Global Cultures*. London, New York 2012.

- 26 Oft scheint der Spaß am popkulturellen Zitat und manchmal auch am Kontrast zwischen der »moralischen« Form und einer nach konventionellen Maßstäben unmoralischen Sache die Formulierungen zu motivieren. Damit sind zum Beispiel T-Shirts gemeint, auf denen »Support your local sex worker« steht. Der Satz »Support your local« kann in Großbritannien auch den Pub um die Ecke (»my local«) meinen. Noch einmal etwas anders gelagert sind Sätze wie »Support your local Hells Angels«, die zur Folklore von Motorradclubs gehören (denen wiederum in der Popkultur ein ikonischer Status zukommt). »Supporter« bezeichnet hier so etwas wie einen Sympathisanten bzw. eine Sympathisantin; der Status wird in manchen Fällen offenbar auch als inoffizielle Vorstufe der Mitgliedschaft verstanden, zielt aber vor allem auf das soziale Umfeld ab.

schon zu früher Stunde in vorderster Reihe auf dem Konzert einfinden, Stimmung machen und so selbst den Support Act »supporten«, anstatt im Backstage-Bereich die unnahbaren Stars zu mimen, woraus nicht selten längerfristige Freundschaften unter Bands oder zu anderen SzenenprotagonistInnen²⁷ entstehen. Bezeichnend ist an dieser Stelle, dass die so verstandene Praxis des Supportens auch im Rahmen der staatlichen Popkulturförderung und der Pädagogik so etwas wie ein inoffizielles Lernziel sein kann, wie wir bei einem Münchner Band-Wettbewerb beobachten konnten, bei dem der Moderator von der städtischen »Fachstelle Pop«, selbst ein Szene-Veteran im Indie-Bereich und in der Queer-Szene, dem jugendlichen Publikum erklärte, dass der Wettbewerbsgedanke hier im Hintergrund stehe; wichtig sei, dass die Bands gut miteinander umgehen, dass man sich gegenseitig beklatscht, eine positive Stimmung verbreitet, dass man sich eben, wie er sagte, supportet. So sollte ein Szene-Ethos weitergegeben werden – inwiefern der sichtbare pädagogische Duktus des Moderators dabei förderlich war, sei dahingestellt.

Wir wollen das Argument an dieser Stelle nicht zur Karikatur überzeichnen. Die unterschiedlichen Ausprägungen von »Support«, die Motivationslagen der Beteiligten und die praktischen Feld-Logiken lassen sich in manchem sicherlich *auch* als Tausch beziehungsweise im Zusammenhang euphemistischer Rhetoriken, wie Bourdieu sie als notwendigen Bestandteil von Tausch-Systemen beschreibt, verstehen: Auf Akte des Supports folgen vielfach reziproke Gegengaben, reale Abhängigkeiten oder auch nur enttäuschte Erwartungen, wenn zum Beispiel die Respektbekundungen der anderen Seite unterbleiben, sich »größere« Bands dann doch wieder durch Arroganz hervortun oder Versprechungen folgenlos bleiben, endlich auch mal Headliner und nicht mehr nur Opening Act sein zu dürfen.

Dennoch wäre es unangemessen, hier *nur* einen im engeren Sinne reziproken Tausch am Werk zu sehen: Der so verstandene »Support« umfasst das (und versieht es mit Wert), was Szenemitglieder eben tun – das, wodurch sie Szenemitglieder sind – und nicht immer nur das, wofür sie mit einem konkreten Nutzen rechnen können. Anders formuliert: Zugehörig zur Szene im engeren Sinne sind eben diejenigen, die diese tatsächlich *supporten*; diese Gruppe ist es aber auch, die die Szene

27 Oftmals handelt es sich hierbei um Personen, die für den Szene/Subkulturkosmos wichtige Funktionen erfüllen, und so den Bands nahe kommen, vgl. auch Anm. 28.

überhaupt erst trägt und erschafft und damit so etwas wie soziale Kreativität praktiziert. Vor allem in der Punk-/DIY-Welt, in der politische Ziele oftmals besonders präsent sind, aber auch in alternativen Techno-Szenen, herrscht die Auffassung vor, jedeR solle als Szenemitglied auch eigenständig etwas »Kreatives« machen. »Die Szene«, »die Kultur« muss ja – und das gilt wiederum nicht nur für Punk/Hardcore – durch die eigene Tätigkeit am Leben erhalten, bespielt und verschönert werden.²⁸ Die Bedeutungen von Support in dieser Verwendungsweise speisen sich nicht zuletzt aus einem Szene-Ethos, aus Bedeutungen und sozialen Beziehungen, aus einer normativen Ordnung – über die mit genaueren ethnographischen Studien sicherlich noch sehr viel mehr zu erfahren wäre.²⁹

Dabei sind die Übergänge zu Tätigkeiten, die das Geschäftsmodell von kulturwirtschaftlichen Unternehmen stützen, gelegentlich fließend bzw. definitionsabhängig. Sie finden sich zum Beispiel bei so genannten »Street Teams«, d.h. Fans, die mit Aufklebern, Plakaten und Sprüh-Schablonen z.B. für Konzerte werben, oder auch bei Fanzine-AutorInnen und BloggerInnen, die sich das Ziel setzen, eine bestimmte Musik-Szene nach außen zu repräsentieren und zu promoten. Solche Formen markieren einen Punkt, an dem das, was hier als Support beschrieben wird, wesentliche Charakteristika von unbezahlter »fan labour« annimmt.³⁰

- 28 Eine einleuchtende und hilfreiche Unterscheidung zwischen den »Organisationseliten« von Szenen, dem Szene-Kern von »Friends« und dem weiteren Kreis von Szenemitgliedern findet sich in Ronald Hitzler und Arne Niederbacher: *Leben in Szenen: Formen juveniler Vergemeinschaftung heute*. 3. vollst. überarb. Auflage. Wiesbaden 2010, hier S. 22 ff.
- 29 Zu den besten vorhandenen ethnographischen Beschreibungen eines solchen Ethos (am Beispiel einer alternativkulturell geprägten Techno-Szene) zählt Schwanhäußer 2010 (wie Anm. 17).
- 30 Vgl. zur Diskussion um »free labour« von Fans Tiziana Terranova: *Free Labour: Producing Culture in the Digital Economy*. In: *Social Text* 18, 2, 2000, S. 33–58; David Hesmondhalgh: *User-generated content, free labour and the cultural industries*. In: *Ephemera: Theory and politics in organization* 10, 3–4, 2010, S. 267–284; Nancy Baym, Robert Burnett: *Amateur experts. International fan labour in Swedish independent music*. In: *International Journal of Cultural Studies* 12,5,2009, S. 433–449. Die Problematik von »fan labour«, wonach einerseits »fans ... can now serve new roles without industry support«, wobei zugleich gilt, dass »unpaid volunteers do the labour that professionals are paid to do« (ebd., 433) ist nah an der »Kundenarbeit« im Sinn von Günter G. Voß, Kerstin Rieder: *Der arbeitende Kunde. Wie Konsumenten zu unbezahlten Mitarbeitern werden*. Frankfurt a. M., New York 2005.

Ein weiterer Aspekt von Szene-Support sollte an dieser Stelle ebenfalls hervorgehoben werden: »Support« bedeutet im Zusammenhang subkultureller Szenen auch, dass man auf einer sozialen *Bühne* agiert. Damit setzt man sich auch den Komplikationen und Risiken aus, die mit solchen Bühnen unweigerlich verbunden sind: Erwähnt seien hier nur die Stichworte von Anerkennung, Begehren und Identitätsperformanz – so etwas kann gelingen, es kann aber auch schief gehen und »peinlich« werden.³¹

Bevor hier eine vierte Verwendungsweise vorgestellt wird, sind einige Präzisierungen erforderlich. Zum einen ist offenkundig, dass das Bild, das sich Szenen von sich und ihren normativen Ordnungen machen, die »public imagery« (Ulf Hannerz), oftmals nicht mit der tatsächlichen Praxis in eins fallen muss, in der viele andere Dispositionen, Motivationen, Dynamiken und Logiken im Spiel sind.³² Hier wären zudem genauere Unterscheidungen zwischen verschiedenen Szenen gefordert. Schließlich sei noch erwähnt, dass sich die Trennlinie zwischen immateriellem und materiellem Support, die in den letzten Passagen immer wieder anklang, nicht so einfach ziehen lässt. In den meisten Szenen geht es von Anfang an auch um die Unterstützung von »krediblen« Kleinunternehmen (auch das Einkaufen kann ein Supporten sein), die für die Infrastruktur der Szenen wichtig sind.³³ Entscheidend für die moralischen Ökonomien

- 31 Diesen Aspekt von Szenen betonen in besonderem Maße Alan Blum (Ders.: *Scenes*. In: *Public* 22/23, 2001, S. 7–35, insb. S. 14 f), Will Straw (Ders.: *Scenes and Sensibilities*. *Public*. *Scenes/Cities* 22/23, 2001, S. 245–257) und Schwanhäufiger 2010 (wie Anm. 18). Zum Risiko des Scheiterns und der Peinlichkeit vgl. Moritz Ege: »Why don't they act like who they really are?« Zur Performativität und Peinlichkeit von *wannabes*. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Orte – Situationen – Atmosphären*. Kulturanalytische Skizzen. Frankfurt a. M., New York 2010, S. 289–306.
- 32 Vgl. zu »public imagery« Ulf Hannerz: *Soulside. Inquiries into ghetto culture and community*. New York 1969, S. 64. Zu bedenken sind an dieser Stelle auch die »subkulturellen Ideologien«, die trügerischen Selbstbilder und Selbstverherrlichungen von Szene-Akteuren. Vgl. dazu Sarah Thornton: *Club cultures – Music, Media and Subcultural Capital*. Cambridge 1995. Vgl. zum konstitutiven kollektiven »Selbstbezug« der Gabe (d.h. zur Verleugnung (habitualisierten) ökonomischen Kalküls bzw. im Sprechen über Gaben) allgemein Pierre Bourdieu: *Meditationen*. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Frankfurt a. M. 1997, S. 247 ff. Eine Darstellung von Debatten um Ideologie und Wirklichkeit »der« Subkultur in den frühen 1970er-Jahren findet sich in Detlef Siegfried: *Time Is On My Side*. Konsum und Politik in der westdeutschen Jugendkultur der 60er Jahre. Göttingen 2006, S. 738.
- 33 Die Bewertung durch Fans und Szene und das Austarieren des eigenen ökonomischen Handelns ist dabei immer eine Gratwanderung. Ronald Hitzler spricht hier

von Szenen ist aber, dass ihr in Teilen kommerzieller Charakter die Unterscheidung zwischen legitimen und illegitimen Formen von Kommerzialisierung nicht sofort aus der Welt schafft.³⁴ In gewisser Weise reflektiert die Aneignung des »Support your local...«-Spruches durch subkulturelle Szenen diesen Umstand: Zwischen Aktionen wie dem »Record Store Day«, in dem zum Einkaufen beim örtlichen Plattenhändler des Vertrauens aufgerufen wird, um diesen gegen die Konkurrenz von großen Ketten, Internet-Downloads und Streaming-Diensten zu wappnen, und der Support-Your-Local-Butcher-Kampagne bestehen strukturell nur geringe Unterschiede. Zudem sollte deutlich sein, dass Support nicht nur ein szeneninterner Wert ist, sondern immer auch an weiter reichende Vorstellungen fairen Verhaltens anknüpft, die sich wiederum aus unterschiedlichen (politischen, religiösen, alltagsmoralischen) Quellen speisen können und oftmals mit dem Handeln in anderen Feldern (z.B. Fair Trade) in Resonanzbeziehungen stehen. Darüber hinaus sei betont, dass die Grenzen zwischen »Szene« und »Nicht-Szene«, zwischen »Szenemitgliedern« und bloßen »Fans«, wie wir sie hier betonen, zwar bedeutsam, aber zugleich ausgesprochen unscharf sind und in vielen Fällen tatsächlich eher situativen Charakter haben.³⁵

(4) Vor dem Hintergrund dieser Relativierungen wollen wir nun eine vierte Verwendungsweise von den bisherigen unterscheiden: Aufrufe zum Support im Zusammenhang professionell organisierter Werbe- und PR-Kampagnen. Wir haben drei solche Kampagnen gefunden, von denen zwei von großmaßstäblich kommerziell agierenden Akteuren der popkulturnahen Ökonomie ausgehen.

anhand des Beispiels der Techno-Szene von einem »unschuldigem[n] Geschäfts-sinn« (Ronald Hitzler: Vom kreativen Umgang mit retardierenden Märkten. In: Eva Kimminich (Hg.): *Express yourself!* Bielefeld 2007, S. 239–246, hier S. 245) der nötig sei, um im doppelten Sinne erfolgreich zu sein: einerseits Geld umsetzen zu können und als Voraussetzung dafür, von der Szene nicht verstoßen zu werden. Vgl. auch Thornton 2010 (wie Anm. 32), hier S. 124 ff.

34 Vgl. Moore 2007 (wie Anm. 1).

35 Das Modell von Hitzler und Niederbacher betont dagegen (zumindest analytisch) klare Trennlinien im internen Aufbau von Szenen, trotz der Betonung von deren prinzipiellen Fluidität (Hitzler, Niederbacher 2010 [wie Anm. 28], S. 15–16). Für ein alternatives Konzept von Szenen, für das Fluidität konstitutiv ist, vgl. exemplarisch Blum 2001 (wie Anm. 31), Straw 2001 (wie Anm. 31).

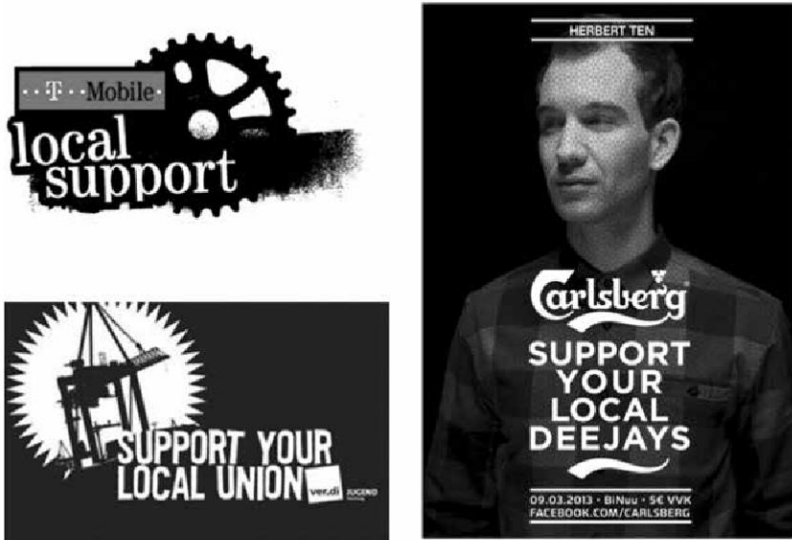


Abb. 2: »Support your local...« – popkulturelle Ökonomie (und Politik), <http://www.bikesportnews.de/sites/default/files/race/T-Mobile-Local-Support.jpg>; <http://jugendhamburg.verdi.de/++file++525126cf6f68441c9600071f/download/support.jpg>; <http://supportyourlocaldjs.de/files/2013/01/herbert-ten.jpg> (Zugriff: 10.3.2015).

Die weitaus bekannteste Kampagne in diesem Zusammenhang ging von der dänischen Brauerei Carlsberg aus und hieß »Support your local DeeJays«. Von 2009 bis 2013 wurden unter diesem Motto zwölf große Party-Veranstaltungen in Berlin, Hamburg und Köln veranstaltet. Die Veranstaltungen zeichneten sich durch einen Mix internationaler Top-Stars und von DJs aus, die offenbar bewusst aufgrund ihres lokalen Underground-Status ausgewählt wurden. Somit konnte sich die Biermarke in doppelter Hinsicht als Szenekennerin gerieren: Sie (bzw. die von ihr beauftragte Agentur) vermochte es, sowohl hochkarätige Szenegrößen, wie auch kleine, überwiegend ConnaisseurInnen vorbehaltene Acts³⁶ für ihre Sache zu gewinnen. Und sie etikettierte die Aktion im einschlägigen Sprachgebrauch.

36 Diese fungierten als Local Support im oben genannten Sinne.



Abb. 3: Carlsberg-Kampagne (<http://supportyourlocaldjs.de/>, Zugriff: 10.3.2015)

Es ist bemerkenswert, wie konkret und einfach das Supporten in dieser Kampagne definiert wird: Als BesucherIn bzw. Fan teilt man die Veranstaltungsankündigung bei Facebook; dafür bekommen die »local Deejays« dann unmittelbar Geld von der Brauerei überwiesen, »Supporter« wiederum erhalten Zugang zu »freien Downloads«. Hier wird Support also von einem komplexen sozialen Prozess, in dem man sich in einer Szene und auf ihren Bühnen verortet, auf das Anklicken von Werbung heruntergebrochen. Indem sie das Ethos des Supports bemühen und ihrer PR-Logik gemäß nutzen, nehmen Akteure wie Carlsberg damit eine sehr starke Vereinfachung und Formalisierung eines vielschichtigen sozialen Zusammenhangs, hier des Supporter-Supportee-Verhältnisses innerhalb subkultureller Szenen, vor. Der Support wird dabei als eine Folge von klar definierten (Waren-)Tauschhandlungen repräsentiert, in der alle Beteiligten »ihren Teil« leisten: Die Fans geben den DJs (und unter der Hand auch Carlsberg) ihre Aufmerksamkeit und machen dadurch Werbung, sie erhalten dafür Zugang zur Party und zur Musik. Die DJs geben die Nutzungsrechte ihrer Musik und erhalten Aufmerksamkeit (von Fans) und Geld (von Carlsberg, gewissermaßen im Auftrag

der Fans). Carlsberg wiederum erhält hier vorgeblich nichts, sondern gibt nur, profitiert aber offenkundig in vielfacher Weise durch die szenenahe Marketing-Anstrengung. Dieser Gedanke legt nahe, dass das Unternehmen in stärkerem Maße profitiert als die anderen Beteiligten – sonst lohnte sich der finanzielle Aufwand nicht. Die Aura moralischer Rechtschaffenheit und auch des Szene-Zusammenhalts, die der Support-Begriff insgesamt transportiert, stellt in diesem Zusammenhang dann so etwas wie einen symbolischen Mehr-Gewinn dar, den sowohl Fans als auch Firma, also diejenigen, deren Tauschhandlungen als Unterstützung definiert werden, auf direktem Weg für sich beanspruchen dürfen. Ohne diese Wertigkeit von Support hätte die Kampagne, die immerhin vier Jahre lang lief, unserer Ansicht nach nicht funktioniert. Indem sie den Spruch zitiert, versuchen solche AkteurInnen unserer Lesart nach, sich der Bedeutungen und des Werts, der dieser symbolkräftigen Schlüsselvokabel von vielen Beteiligten im Zusammenhang subkultureller Szenen zugemessen wird, sowie der positiven Affekte, die damit verbunden sind, zu bedienen und ihn auf sich abfärben zu lassen. Dick Hebdige hat solche Vorgehensweisen in einem klassischen subkulturtheoretischen Text als »*recuperation*« beschrieben, womit er zum einen die Kooptierung subkultureller Stilsysteme und zum anderen ihre symbolische Eingliederung in die dominante Ordnung meint.³⁷

Dass diese Form des »Supports« für Fans vergleichsweise anspruchs- und auch voraussetzungsarm ist, liegt auf der Hand. Die Rolle, die man als Supporter spielt, wird hier sehr viel simpler gefasst, als das bei den oben genannten Beispielen der Fall war, sie ist klarer definiert und lässt, wenn man es kritisch betrachtet, weniger Raum für Kreativität, Selbsttätigkeit und ergebnisoffenes, solidarisches Handeln.³⁸ Die Organisation

37 Vgl. Dick Hebdige: *Subculture. The Meaning of Style*. London, New York 1979, S. 93–99; vgl. auch Roberts 2006 (wie Anm. 1).

38 Vgl. zu solchen Dynamiken im Zusammenhang von Monetarisierung klassisch Georg Simmel: *Philosophie des Geldes*. Frankfurt a. M. 1998 [1900]. Vgl. auch den Begriff »context collapse« aus der Forschung über soziale Medien, der darauf abzielt, dass in der Online-Kommunikation eine vereinheitlichte Identität gegenüber heterogenen Publika präsentiert wird, denen man ansonsten mit unterschiedlich akzentuierten Identitäts-Performances gegenübertritt: Danah Boyd, Jeffrey Heer: *Profiles as Conversation: Networked Identity Performances on Friendster*. In: *Proceedings of the Thirty-Ninth Hawai'i International Conference on System Sciences*. Los Alamitos, CA, 2006.

übernehmen professionelle AkteurInnen. Die formalisierten Regeln können aber auch, in einer positiveren Lesart, vom performativen Druck und von den Exklusionsmechanismen von Szenen entlasten. Die Einfachheit des so verstandenen »Supportens« macht dessen Aura für sehr viel mehr Menschen zugänglich – und das muss sie ja auch, will die Kampagne Breitenwirkung entfalten. Insgesamt fügt sich diese In-Wert-Setzung von »Support« in eine größere Landschaft von Versuchen ein, die symbolischen Werte und sozialen Beziehungen, die subkulturelle Szenen ausmachen, als ökonomische Ressource zu nutzen.³⁹ Dies gilt nicht nur, aber auch, für Akteure wie Carlsberg, deren Ziel, das bleibt doch festzuhalten, die Akkumulation von Kapital im klassischen Sinne ist.

III.

Wir kommen nun zu einer weiteren Verwendungsweise, die einen neuen Abschnitt verdient, weil sie besonders einflussreich ist, in besonderer Weise zukunftsfruchtig scheint und die unterschiedlichen Bestandteile der Semantik, die wir bisher beschrieben haben, an einigen Punkten neu mischt und zusammensetzt. Besonders laut ist der Aufruf zum »Supporten«, wie eingangs erwähnt, derzeit bei neueren Modellen der Graswurzel-Finanzierung von Musikproduktionen zu vernehmen, also bei Direktvermarktungsplattformen wie Bandcamp, und beim Crowdfunding, wo (auch) MusikerInnen Geld für zu produzierende Aufnahmen und Tournee-Investitionen sammeln.⁴⁰ Stärker als je zuvor können Fans von MusikerInnen in einem finanziellen Sinn, aber auch darüber hinaus, als UnterstützerInnen agieren und sich als solche empfinden; zugleich werden mehr und mehr Menschen, auch über die engeren Szene-Zirkel und Fan-Kreise hinaus, als potenzielle »Supporter« angesprochen.

39 Die so genannten sozialen Medien bergen in dieser Hinsicht ein großes Potenzial, weil sie bestehende Netzwerke formalisieren und transparent machen (vgl. Moore 2007 [wie Anm. 1]).

40 Vgl. Patrick Fruner (et al.). Crowdfunding meets Music – Report 2012. Mannheim 2013; Patryk Galuszka. New Economy of Fandom. In: *Popular Music and Society* 38, 1, 2015, S. 25–43.

Das Crowdfunding-Prinzip ist schnell erzählt und ohnehin mittlerweile landläufig bekannt⁴¹: Wer »Unterstützung« sucht, gibt an, wieviel Geld gesammelt werden soll und verbreitet diesen Aufruf in ihrem/seinem Umfeld. Die Plattformen bieten weitere Marketing-Möglichkeiten. Wenn die angestrebte Ziel-Summe bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zusammenkommt, wird sie an die MusikerInnen ausgezahlt, abzüglich einer Prämie für die Plattformen, die profitorientierte Startup-Unternehmen sind. Wenn das Ziel verfehlt wird, bekommen die Spendenden – in den meisten Crowdfunding-Modellen – ihr Geld zurück. Für einen »pledge«, also die Selbstverpflichtung zu einer Zahlung, beziehungsweise den »Support«, erhält man dann meist »rewards«. Für die Vorab-Zahlung gibt es also zu einem späteren Zeitpunkt, je nach Höhe des »Supports«, eine Gegenleistung, vom Online-Download über den physischen Tonträger bis zum Hauskonzert oder der Pizza-Party, die die Band für den Supporter und ihre/seine FreundInnen bei ihnen zuhause ausrichtet, oder sogar, in schlagzeilenträchtigen Varianten, der Tätowierung des Spender-Namens auf dem Körper eines Musikers.

Im Hintergrund dieser neuen Finanzierungsmodelle stehen der stark gesunkene Absatz physischer Tonträger, insbesondere von CDs, sowie von bezahlten Downloads und die Schrumpfung und Neustrukturierung weiter Teile der Musikwirtschaft. Sie machen die Suche nach neuen Einkommensquellen unabdingbar.⁴² Zugleich können die AkteurInnen so aber auch das sehr viel ältere Do-It-Yourself-Ideal verwirklichen und die in vielen Fällen ungeliebte Musikindustrie zumindest teilweise umgehen. Crowdfunding gibt MusikerInnen die Möglichkeit, ihre Projekte abseits gewohnter Strukturen zu finanzieren.⁴³

41 Ein Überblick über die Details der unterschiedlichen Geschäftsmodelle bieten Fruner et. al. 2012 (wie Anm. 40), S. 10–19.

42 Vgl. dazu die Studie »Artist Revenue Streams« der US-amerikanischen Lobby-Organisation *Future of Music Coalition* (<http://money.futureofmusic.org/> (Zugriff: 5.3.2015)).

43 In einem Report über Crowdfunding in der Musikindustrie konstatieren die AutorInnen der Popakademie Baden-Württemberg beispielsweise, dass »Crowdfunding [...] in komplementärer Funktion das Finanzierungs- und Investitionsrisiko der Labels entlasten und gleichzeitig die Fans in die Projekte einbinden [könnte]. Dieses Geschäftsmodell dürfte den Forderungen »nach Fans auf Augenhöhe« im Internetzeitalter eher entsprechen als die Geschäftsmodelle der Vergangenheit« (Fruner et. al. 2013 [wie Anm. 40], S. 23). Allerdings prognostizieren die AutorInnen dass

Die Vokabel »Support« ist in den meisten Musik-Crowdfunding-Plattformen sehr präsent: Das Wort ist mit dem Design vieler Programm-Oberflächen verknüpft bzw. von diesen vorgegeben: Auf Sella-band heißt der Button, auf den man klicken muss, um Geld zu spenden, »Artist supporten«, bei Startnext ist das gleiche Feld mit »Jetzt unterstützen« beschriftet.⁴⁴ Viele KünstlerInnen sprechen ihre Fans zudem direkt an und rufen sie dazu auf, die Band zu »supporten« oder zu »unterstützen«: »Wir freuen uns, dass ihr diese Seite gefunden habt und uns supporten möchtet«, schreibt exemplarisch die Band Raggabund & The Dubby Conquerors.⁴⁵

Solche Verwendungen sind alles andere als unüblich, sie entsprechen dem gängigen Sprachgebrauch. Manche KünstlerInnen, wie der Songwriter und erfolgreiche Crowdfunder Kevin Devine, adressieren ihre Fans mit Formulierungen wie »my hard-won and greatly appreciated support structure«, die die affektiv-emotionalen Valenzen des Support-Begriffs besonders deutlich machen.⁴⁶

Crowdfunding »nicht zwangsläufig als Substitutions- bzw. Konkurrenzmodell zu den existierenden Labels zu interpretieren« sei (Ebd., S. 22). Inwieweit diese industrie-freundliche bzw. -optimistische Position dem Umstand geschuldet ist, dass sich die Akademie ihrem Selbstverständnis nach als Partnerin der Musikbranche versteht, kann im Rahmen dieser Arbeit nur gemutmaßt werden.

44 Bei Kickstarter, dem internationalen Marktführer, der auf dem deutschen Markt erst seit kurzem eine größere Rolle spielt, ist dagegen von »Pledge« die Rede.

45 Raggabund – Album Produktion 2014. In: Startnext, <https://www.startnext.com/raggabund> (Zugriff: 6.10.2014).

46 Kevin Devine: Kickstarter Project In: Kickstarter, <https://www.kickstarter.com/projects/958123444/making-lp7-kd-w-rob-schnapf-and-lp8-kd-gdb-w-jesse> (Zugriff 5.10.2014). Mit »support structure« ist eine weitere Bedeutungsfacette angesprochen, die emotionale Unterstützung durch nahestehende Personen vor allem in Krisensituationen. Dabei handelt es sich im Englischen um einen etablierten Begriff der Psychologie (»Among the benefits of receiving social support are better psychological adjustment, higher perceptions of self-efficacy, better coping, improved task performance, better disease resistance and recovery, and lowered risk of mortality« Burluson/Macgeorge, zit. nach Nancy K. Baym: Fans or friends?: Seeing social media audiences as musicians do. In: Participations. Journal of Audience and Reception Studies 9,2, 2012, S. 286–316). Baym betont diesen nicht-monetären Aspekt: »Social media interactions can provide everyday social support for musicians. They receive instant feedback. Interactions with audience members online also offer memorable high points that can be profoundly validating, such as when people write to tell musicians how their music has helped them in the most difficult times.« Ebd., S. 296.



Abb. 4: Fans vs. Supporter (<http://www.startnext.com>, Zugriff 13.5.2015)

Der Aufruf zum Support kleidet dabei die Bitte um Geld, um die es letztlich immer geht, in ein Ethos der gegenseitigen Hilfe und Nähe, das stark an die normativen Ordnungen und moralischen Ökonomien subkultureller Szenen erinnert, von denen auf den letzten Seiten die Rede war, und auf sie verweist. Angesichts der programmierten Abläufe der Websites sind solche Crowdfunding-Aufrufe aber zugleich in eine Konfiguration von ökonomischen und materiell-technischen Elementen eingebettet, die eine eigene Dynamik entfaltet. Sie unterscheidet sich an einigen Punkten von der üblichen Ordnung dieser Szenen. Soziale Beziehungen und Rollen- bzw. Subjektivitätsverständnisse werden hier mit anderen Akzenten versehen.⁴⁷

Die zitierten Benennungen fungieren dabei zugleich als Definitionen, die ein ganz bestimmtes Verständnis des Unterstützens, wie es in der Programmierung der Crowdfunding-Plattform verankert ist, propagieren. In diesem Zusammenhang ist dann zum Beispiel nicht verwunderlich, dass bei Startnext grundsätzlich, d.h. auf der Ebene von definierten Handlungsschritten und Programmfunktionen, zwischen »Fans« (die ein Herz als Attribut erhalten) und »Supportern« (mit Euro-Münze) unterschieden wird.

⁴⁷ In der Forschung über Computer-Nutzung wird (auf der Grundlage großer Datenmengen) versucht, Worte und semantische Felder zu identifizieren, die bei Crowdfunding-Aufrufen erfahrungsgemäß höhere Erfolgsaussichten versprechen – insbesondere Vokabeln, die Reziprozität suggerieren, werden hier als »predictors« für Erfolg angeführt. Mitra Tanushree, Eric Gilbert: The Language that Gets People to Give: Phrases that Predict Success on Kickstarter. In: Susann Fussell, Wayne Lutters (Hg.): CSCW 14. Proceedings of the 17th ACM conference on Computer supported cooperative work and social computing. New York 2014, S. 49–61, hier S. 58.

Das Verfahren, ein Crowdfunding-Projekt ins Leben zu rufen, hat an dieser Stelle zwei Stufen: Zuerst muss eine bestimmte Zahl von Personen sich gewissermaßen zum vorgeschlagenen Projekt bekennen, indem sie es »liken« und damit auf ihren Social-Media-Seiten verbreiten. Diese in finanzieller Hinsicht kostenlose Handlung weist hier den »Fans« eine klar definierte Rolle zu. Nur, wenn die Mindestzahl von »Fans« erreicht wird, schaltet der Anbieter das Projekt frei, so dass Geld gesammelt werden kann. »Supporter« wird man auf dieser Plattform dagegen erst, indem man tatsächlich Geld gibt.⁴⁸ Die Plattform verwendet vorgeprägte und stark affektiv aufgeladene Begrifflichkeiten wie Fan und Supporter, weist ihnen aber eindeutigeren und auch engere Bedeutungen zu: Der »Support« ist an dieser Stelle klar als etwas definiert, das nur durch Geldzahlungen geleistet werden kann; weitere soziale Kontexte bleiben an dieser Stelle zunächst einmal außen vor. Der »Fan« wiederum erscheint zum einen als unverzichtbarer Werbeträger beziehungsweise Multiplikator und zum anderen nur noch als Vorstufe des zahlenden Supporters. Solche Handlungsanweisungen und Rollendefinitionen lassen sich auch als Subjektivierungsangebote verstehen.

Wie unterscheiden sich nun solche Crowdfunding-Modelle und ihr Verständnis von Support vom oben geschilderten Paradigma subkultureller Szenen? Inwiefern beziehen sie sich darauf, inwiefern bestehen Kontinuitäten und Gemeinsamkeiten? Ein wichtiger Punkt ist sicherlich, dass Praktiken des Supports im Szene-Kontext meist auch auf sozialen Bühnen stattfinden, die physische Anwesenheit erfordern. Entscheidender aber noch scheint uns, dass Motive und Formen von Praktiken, die dort als Support verstanden werden, nicht in einer Logik des direkten Tauschs aufgehen müssen. Sie können für ein breiteres Spektrum an Reaktionen und Handlungsoptionen Raum lassen – und sie legen Beziehungsmuster

48 Eine Schwundstufe solcher Aufrufe, irgendwo zwischen »illegalen Fans« (wie sie von der Band Deichkind unvoreilhaft portraitiert wurden) und »guten Supportern« begegnet einem häufig auf YouTube: Im Falle von Songs, die ohne Klärung und bei – vermutlich – Verletzung von Nutzungsrechten hochgeladen wurden, finden sich häufig Zusätze wie: »I don't own any rights. Please buy this album to support the artist«. Diese Notiz ist unter Fans, die Musik und Filme hochladen, die sie schätzen, weit verbreitet, man beschwört das moralisch richtige Verhalten, und nicht nur das technisch Mögliche, aber natürlich in einer extrem unverbindlichen Form, die vermutlich auch etwas mit Gewissensberuhigung zu tun hat. Auch hier ist dann erst das Kaufen das »Supporten«.

nicht derart klar fest. Sie definieren sich geradezu durch ihren geringen Grad an Formalisierung. Support im Crowdfunding teilt einige dieser Eigenschaften – auch hier bewegt man sich auf einer Bühne, allerdings der von sozialen Netzwerken. Die *Form* von reziprokem Tausch, die hier hergestellt oder zumindest angedeutet wird, ist aber, was die einzelnen Schritte und die jeweiligen Erwartungen der InteraktionspartnerInnen betrifft, sehr viel eindeutiger vorgegeben und sehr viel transparenter.

Dennoch werden Crowdfunding-Interaktionen aus der Perspektive der AkteurInnen deutlich von konventionellen Formen des Kaufens unterschieden. Zwar lässt sich Crowdfunding analytisch auch als ein Subskriptionsmodell auffassen, also als ein geldvermittelter Warentausch, bei dem die Käuferin oder der Käufer in Vorleistung geht und die Herstellung des Produktes damit vorfinanziert. Als ein solch schnöder Vorgang wird das Crowdfunding aber sprachlich-diskursiv kaum je gerahmt. So klar die Handlungsschritte und die wechselseitigen Verpflichtungen hier definiert sind, so schwierig fällt andererseits die klare analytische Zuordnung zu Konzepten wie Ware, Kauf, Tausch oder Geschenk. Denn ebenso gut wie als Warentausch kann Crowdfunding schließlich im Sinn eines Spenden- und Geschenk-Modells verstanden werden: Die NutzerInnen haben fast immer auch die Möglichkeit zu höheren Zahlungen, die von den MusikerInnen dann eher durch symbolische Gegengaben als durch ein materielles Äquivalent »vergolten« werden. Die Verwischung solcher Unterscheidungen ist für den Support im Crowdfunding ebenso charakteristisch wie seine definitorische Reduktion auf die Geld-Zahlung.

IV.

Mit diesem Ausflug zur Semantik des »Supports« im Crowdfunding sind wir am Ende unserer Feld-Vermessung angelangt. Dabei haben wir zunächst, bei allen Widersprüchlichkeiten, vor allem Prozesse der Rekurperierung und Ko-Optierung (von der Szene-Moral zur Bier-Werbung) sowie der Kommodifizierung/Monetarisierung beschrieben. Der Überblick und die Perspektivierung, die wir hier vorgenommen haben, werfen zugleich neue Fragen auf. Fünf Punkte und Forschungsdesiderate wollen wir deshalb abschließend erwähnen.

Erstens kommen im Musik-Crowdfunding der Appell an Szeninterne normative Ordnungen, wie wir ihn oben anhand der zweiten und dritten Verwendungsweise (»support your local...«) herausgearbeitet haben, und eine (zunächst) aufs Monetäre reduzierte und zugleich mit Social Media verbundene standardisierte/vorprogrammierte Handlungsform, wie wir sie im vierten Beispiel vorstellten, zu etwas Neuem zusammen. Der Support-Begriff ist dafür ein zentrales Mittel, ein semantisches Scharnier. Er steht also nicht nur für »elementaren Kommunismus« im Graeber'schen Sinne, sondern wird hier im Sinn von genau definierten Tauschbeziehungen neu modelliert, und zwar durch kommerzielle AkteurInnen, auch wenn Praktiken der Großzügigkeit und von Schenken ohne direkte Reziprozitätserwartungen dabei keinesfalls verschwinden müssen. Sie sind aber sehr stark durch ihre vorprogrammierte Einbindung in Tauschbeziehungen definiert.

Zweitens: Während der »Support« in diesem Zusammenhang verdeutlicht und tendenziell monetarisiert wird, lässt sich umgekehrt beobachten, dass Kauf-Akte von Fans (die sich beim Crowdfunding oft hinter dem Wort »Support« verbergen) durch diese Umetikettierung stark mit ethisch-moralischen Konnotationen aufgeladen werden. Geld wird gegen ein Produkt getauscht, wobei dieser Tausch zugleich einen moralischen Mehrwert auf der Seite des Geldgebers (desjenigen, der »kauft«) zu erzeugen scheint. Woher diese Rhetorik pragmatisch rührt, erschließt sich recht einfach vor dem Hintergrund der anderen Option, dem Download/Kopieren ohne Bezahlung: Da die Beteiligten auch anders handeln *könnten* (und die meisten das in den meisten Situationen auch tun⁴⁹), soll der konventionelle Kauf-Akt mit einer besonderen Wertigkeit aufgeladen werden – er ist Teil der »micro-ethics of everyday life«, in der sie (beziehungsweise wir) dazu angehalten werden, gemäß moralischen Prinzipien und ethischen Erwägungen zu entscheiden.⁵⁰ Hier wäre weitergehend nach der Relevanz von damit einhergehenden *moral sentiments* für Selbst- und Fremdbilder zu fragen, aber auch nach den Grenzen solcher

49 Wirtschaftsnahen Statistiken zufolge ist die Bereitschaft, für Musik (in Form von Tonträgern oder Downloads) Geld auszugeben in der Bevölkerung, extrem ungleich verteilt. 60 % der Bevölkerung kaufen überhaupt keine Musik, 4 % sind für 40 % der Umsätze der Musikindustrie verantwortlich, 11 % für 70 %. Vgl. Fruner et al. 2013 (wie Anm. 4), S. 51.

50 Vgl. zu dieser Problematik allgemeiner die ideologiekritischen Einlassungen von Thompson 2010 (wie Anm. 6).

Diskurse, die doch meist auch eine starke Individualisierung (und damit der Tendenz nach auch Entpolitisierung) mit sich bringen.

Viertens sollten die alten und neuen Formen von »Support« in ihrem produktiven Charakter tatsächlich ernst genommen, aber nicht losgelöst von ihrem größeren Kontext betrachtet werden. Für die allermeisten Musikerinnen und Musiker, die versuchen, solchen »Support« qua Crowdfunding zu generieren, macht diese Anstrengung nur einen Teil eines sehr viel größeren ökonomischen Feldes aus, in dem sie agieren. Dort gelten weiterhin andere Regeln als die der großzügigen gegenseitigen Unterstützung bzw. des ethisierten Tausches. Angesichts des lange Zeit schrumpfenden Musikmarktes insgesamt bleibt an dieser Stelle zu fragen, inwiefern das Crowdfunding über einige Erfolgsgeschichten hinaus (auf der materiellen Ebene) mehr sein kann als eine unvollständige Kompensation für das, was verloren ging. Unbenommen ist, dass hier sehr wohl Neuartiges entsteht und viele MusikerInnen von diesen Möglichkeiten tatsächlich profitieren.⁵¹ Zugleich bleibt eine gewisse Skepsis: Sowohl gegenüber einer netzeuphorischen Perspektive, die mit dem Crowdfunding und dem neu definierten Ethos des Supports alle Probleme der Kulturfinanzierung gelöst sieht, auf zugleich marktdemokratischem und karitativem Wege, als auch gegenüber größeren politischen Hoffnungen, die auf diesem Wege die Logiken von Neoliberalismus und »kapitalistischem Realismus«⁵² außer Kraft setzen wollen. Im schlechtesten möglichen Fall findet hier wohl nur eine erneuerte Verantwortungszuweisung zur individuellen Initiative, Anstrengung und Vermarktlichung statt – zur Vermarktlichung des eigenen Selbst und der eigenen sozialen Beziehungen, wenn auch auf einem als unterstützend und ethisch etikettierten Spenden-Markt.

Fünftens stellen sich neue Fragen nach diesen sozialen Beziehungen. Es liegt auf der Hand, dass die Art und Weise, wie Menschen – als MusikerInnen und Fans, Szene-Mitglieder und so weiter – hier zueinander in Beziehung stehen, neue Formen und Qualitäten annehmen kann. Diese sollten nicht nur als Verengung und Vereinzelung gedeutet

51 Vgl. in diesem Sinn z.B. die Position des Musikproduzenten und Musikers Steve Albini: Keynote to Face the Music. In: Guardian Online, 17.11.2014, <http://www.theguardian.com/music/2014/nov/17/steve-albinis-keynote-address-at-face-the-music-in-full> (Zugriff: 10.3.2015).

52 Vgl. Mark Fisher: Kapitalistischer Realismus ohne Alternative? Hamburg 2013.

werden, wie wir dies im letzten Punkt argumentiert haben. Die Grenzen zwischen »Fans« und »Supportern« werden einerseits wie gezeigt klarer definiert, sie werden aber andererseits auch infrage gestellt und neu vermessen, auch deshalb, weil die Kommunikationskanäle direkter sind und manche Formen des Supportens, die für MusikerInnen von existenzieller Bedeutung sein können, weniger bis gar keine Voraussetzungen und lebensweltlich-habituellen Wissen erfordern. MusikerInnen befinden sich in neuen, direkter sichtbarereren Abhängigkeit von ihren potenziellen Supportern. Sie verlieren dadurch möglicherweise einen Teil ihrer (oftmals) unnahbaren Aura, so dass sich die Vorstellung vom »Star« sich in dieser Hinsicht wandelt. Auch die Unterscheidung zwischen MusikerIn-Fan-Beziehungen einerseits und Szene-Beziehungen andererseits, die immer schon schwierig zu treffen war, gerät hier potenziell in Bewegung. Erste, explorative Studien haben hier zum Beispiel herausgearbeitet, dass tatsächlich neue Rollen, neue Arten von Beziehungen (z.B. zwischen MusikerInnen und promotenden »ExpertInnen-Fans«; Unterstützer-FreundInnen u.a.m.) und neue Dynamiken entstehen, einschließlich vielfältiger emotionaler und materieller Unterstützung, die aber – gerade wegen ihrer Widersprüchlichkeit gegenüber älteren Definitionen von Freundschaft – gelegentlich auch als Überforderung und Grenzüberschreitung erlebt werden.⁵³

Nicht nur an dieser Stelle hat es den Anschein, als sei es eine Frage der gewählten Perspektive, ob die ForscherInnen bei den Praktiken des Supports die »new connections« oder die »new challenges«⁵⁴ betonen. Formen zu finden, über Praktiken und Bedeutungen von Support zu schreiben, ohne von Anfang an einen optimistischen oder pessimistischen Ton anzuschlagen, scheint uns eine zentrale Aufgabe ethnographischer Studien in diesem Bereich zu sein.

53 Vgl. Baym 2012 (wie Anm. 46), S. 299, 306; Baym/Burnett 2009 (wie Anm. 30); Galuszka 2015 (wie Anm. 40)

54 Baym 2012 (wie Anm. 46), S. 306.

'Support' – A pivotal term between community ethos, crowdfunding and the economy of popular culture

This article examines circulation and boom of the term 'support' in subcultural communities and in the pop-cultural economy. The starting point is to show that, above and beyond the concrete meaning of the word, 'support' points to an ethos of mutual support, of collaborative action and of solidarity. At the same time, the word imbues monetary acts of purchase and exchange with a particular value and lends them a moral, often altruistic connotation, while practices identified as 'support' – in particular in the area of crowdfunding, but also in some advertising campaigns – are coming to be increasingly narrowly defined. In looking at these issues within the frame of cultural theory, the article discusses the question of the extent to which practices of 'support' should be understood in the sense of an exchange of equivalents and the extent to which they break with this type of logic. Finally, the article sketches some perspectives for future areas of research.

The community economy of the extended farm household of WWOOF hosts and volunteers

Elisabeth Kosnik

A flourishing grow-it-yourself/together trend in post-industrial societies connects participants through alternative and community economies – because of economic necessity, political activism, lifestyle choice, or leisure activities. An example for this trend is the growing international WWOOF movement (World Wide Opportunities on Organic Farms). Taking WWOOF as my empirical context, this article explores the complex socio-economic interactions between small-scale farm hosts and their live-in helpers. By drawing attention to alternative economic activities the article illustrates how community economies constitute everyday realities that provide a multitude of resources, offering resilience and independence that allow participants to pursue alternative lifestyles.

Introduction

Alternative economies are increasingly present in post-industrial societies and post-growth discourses, as political activism and leisure activities, austerity measures and attempts to increase self-sufficiency while lessening individual dependency on the market economy. Car sharing, cloth swaps, and communal living reveal the scope of these diverse economies that pool and redistribute resources and skills. Alternative food networks and collective food production initiatives, such as CSAs, food co-ops, and community gardens, in particular are gaining prominence. Taking the international WWOOF movement (World Wide Opportunities on Organic Farms) as my empirical context, this ethnographic study investigates the complex socio-economic relationships of hosts and their live-in volunteers who share production and consumption of resources on small-scale farms.

An organisation with an estimated 12,000 signed-up hosts in more than 100 countries¹ and an unknown but certainly substantial number of volunteers, WWOOF emerged as a self-governed network of users. Yet,

members as well as observers of WWOOF have largely overlooked this remarkable organisational setup. Political scientist Elinor Ostrom points out:

Scholars who draw on traditional conceptions of ›the market‹ and ›the state‹ have not recognized these self-organized systems as potentially viable forms of organization and have either called for their removal or ignored their existence. It is paradoxical that many vibrant, self-governed institutions have been wrongly classified or ignored in an era that many observers consider to be one of ever greater democratization.²

From the early 1970s, WWOOF has created, maintained and distributed an international register of alternative farmers and growers interested in hosting volunteers – a common social resource facilitating a non-monetary exchange.

Participants in the non-monetary WWOOF exchange describe their shared households as temporary communities and extended families, sharing work, company, solidarity, and knowledge. In order to investigate this alternative economy, firmly situated by its participants within the communal realm of economy, and the complex socio-economic relationships between hosts and helpers, I apply a theoretical framework of community economy and commons, particularly as developed by Stephen Gudeman and expanded by J.K. Gibson-Graham. Community economy, in this empirical context, is not understood as constituted through shared legal rights to resources (such as land, labour, property, capital, knowledge), but based on non-profit socio-economic relationships allowing members to pursue alternative lifestyles and socio-economic relationships outside market-regulated structures.

The feminist economic geographers Katherine Gibson and Julie Graham remind us to make »the plethora of hidden and alternative economic activities that contribute to social well-being and environmental regeneration«³ the focus of research, making them more present as everyday

- 1 Amanda Pearson: Revisiting our Roots. In: WWOOF UK News 242, 2014, pp. 4–5.
- 2 Elinor Ostrom: Tragedy of the commons. In: The New Palgrave Dictionary of Economics, <http://www.dictionaryofeconomics.com>, 2008 (access: 31.1.2015).
- 3 Cited as J. K. Gibson-Graham: Diverse Economies: Performative Practices for ›Other Worlds‹. In: Progress in Human Geography 32, 5, 2008, pp. 613–632, p. 618.

realities. The aim of this article is to investigate the WWOOF exchange within this context of alternative economic activities that contribute to the social as well as economic well-being of the participants by extending and sharing a household. Karl Polanyi considers »householding« an embedded economic form of pre-industrial societies, but dropped the concept later in his typology of mechanisms of distribution.⁴ Different to Polanyi, whose concept positions community economy »off the typological map«, recent theory on community economy places it in dialectical relation with the market.

Gibson-Graham draw on Gudeman's concept of »community« and »market« – dialectically connected value domains opposing as well as overlapping one another. Communities are »real, on-the-ground associations and [...] imagined solidarities that people experience. Market designates anonymous, short-term exchanges.«⁵ A community economy creates, maintains and shares its »base« – its foundation or commons (a shared interest or value). Rather than the negation of capitalism, Gudeman understands commons and community as a social sphere of value »not devised to serve market life; irreducibly social, they operate for themselves as they relate to self-interests and the world of trade.«⁶ Gudeman's examples of communities include anything from eating clubs, health maintenance organisations and charitable foundations, to self-sufficient households.⁷

Based on Gudeman's concept, Gibson-Graham define community economy in similar terms, yet seemingly modelled more closely on the idea of the ethically responsible citizen consumer, stating how community economies are

motivated by concerns for surviving together well and equitably; distributing surplus to enrich social and environmental health; encountering others in ways that support their well-being as well as ours; maintaining, replenishing, and growing our natural and cultural

4 Chris Gregory: Whatever happened to householding? In Chris Hann and Keith Hart, eds.: *Market and Society. The Great Transformation Today*. Cambridge, New York 2009, pp. 133–159.

5 Stephen Gudeman: *The Anthropology of Economy. Community, Market, and Culture*. Malden, Mass. 2001, p. 1.

6 Cf. Gudeman (as in *fnnt.* 5), p. 27.

7 Cf. Gudeman (as in *fnnt.* 5), p. 25.

commons; investing our wealth so that future generations can live well; and consuming sustainably.⁸

Reduced, they define community economy as »people and environment centred economies«.⁹ The delegates at the international WWOOF conference phrased WWOOF's mission statement in similar terms as »people/organic principles before financial considerations«¹⁰ referring to the organisational level as well as to the exchange between hosts and helpers. Both levels are connected, creating, maintaining and sharing their base with their members. Based on ethnographic research this article contributes to interdisciplinary discourses on commons and resources, as well as multiple, alternative and community economy theories by investigating the shared household as a realm of diverse economic practices.

The ethnographic study presented in this article is largely based on my doctoral research on the international WWOOF movement, with field research carried out from 2009 to 2012 in Austria, New Zealand, the UK, and Australia, supplemented by document analysis and online correspondence with additional WWOOF directors. My involvement with the organisation began in 2001 as a WWOOF volunteer and is still ongoing. Field research involved participant observation as a WWOOF volunteer on eight and nine farms in Austria and New Zealand, respectively, each stay lasting for a week or longer. These two WWOOF groups are not only geographical opposites, operating in different contexts, but also differ significantly in their size, age and organisational structure. WWOOF New Zealand, operating as a company, is one of the oldest and biggest groups with more than 1 000 hosts¹¹ of various backgrounds (*Pākeha*,¹² Maori, immigrants). They are involved in growing at any scale – from suburban homes with a vegetable patch to self-sufficient eco-villages. WWOOF Austria is a non-profit association governed by

8 J. K. Gibson-Graham: Rethinking the Economy with Thick Description and Weak Theory. In: *Current Anthropology* 55 (S9 Crisis, Value, and Hope: Rethinking the Economy), 2014, pp. 147–153.

9 J. K. Gibson-Graham and Gerda Roelvink: The Nitty gritty of Creating Alternative Economies. In: *Social Alternatives* 30, 1, 2011, pp. 29–33.

10 Conference Report 2006, http://www.WWOOFinternational.org/office/2nd_international_WWOOF_conference_report.pdf (access: 17.6.2010).

11 <http://www.wwoof.co.nz/standard-search> (access: 9.1.2015).

12 Descendants of European settlers.

an elected board. It is half as old and comparatively small with about 260 hosts,¹³ predominantly Austrian, many with small-scale family farms.

Participation as a volunteer offered me the opportunity to immerse myself into the lifeworlds of my host participants, frequently alongside fellow volunteers. Some recorded, semi-structured interviews with hosts took place. However, this method did not prove useful in a farm setting where most conversations took place spontaneously while working and eating together. I therefore kept a research diary as my primary way of recording data. In addition, I stayed with Sue Coppard, the founder of WWOOF, for two days as a volunteer in her suburban English home. I also stayed and conducted semi-structured interviews with former and current directors of WWOOF Austria, New Zealand, Australia, and the UK.

This article investigates WWOOF on an organisational level as well as on the host-helper level. When analysing the relationship of participants in an organisation, it is crucial to investigate the organisation itself first – its history, intentions, and values that shape the movement and draw people in. Therefore, the article will firstly provide a short overview of WWOOF's development. The main focus of the article is on the extended household of hosts and helpers – related and unrelated household members providing productive as well as reproductive activities through unpaid household and farm labour, pooling resources and sharing consumption. The community economy becomes part of participants' everyday realities that allows them to pursue alternative lifestyles and socio-economic relationships outside market-regulated structures.

»We just wanted it to happen« – the mediating structures

In 1971 Sue Coppard, a secretary in London, created Working Weekends on Organic Farms – a free association between likeminded people keen to spend their weekends on local farms.

I wondered whether I could find a farm which would let me stay? Perhaps in return for my help with their work? But maybe it would be lonely without companions to chat to. I wondered whether anyone else would like to do the same thing? I'd just heard of organic

13 <http://www.wwof.at/de/hofliste-woofen/farms.html> (access: 16.12.2015).

farms while doing some administrative work for ›Resurgence‹ magazine and it occurred to me – correctly – that such places might be more inclined to use unskilled labour than a big, commercial farm. So I set about finding a place to try out the idea.¹⁴

Coppard advertised her idea in »London's trendy ›Time Out‹ magazine«¹⁵ and together with two fellow volunteers she spent a weekend at a farm in Sussex. After this successful trial weekend the movement grew rapidly. Initially, WWOOF consisted of an informal base, an active group of people with a shared interest in sustainable agriculture and communal activities – small-scale farmers and urban volunteers who offered their help in exchange for an opportunity to spend time in the country and learn about alternative farming methods. Coppard stated: »People, especially the town-bound, were dying to get into the country for their fix of Green ›Vitamin C‹. Fortunately, farms and smallholders also heard about us and invited us to come and help them«¹⁶. Organic farming was marginal in the UK at the time but through initial contacts with the emerging organic scene Coppard became an enthusiastic member of the movement.¹⁷

The idea of sharing the alternative rural lifestyle with interested others has a long tradition, particularly with rural communes.¹⁸ WWOOF turned it into an organised scheme where one no longer needed personal contacts, but joined WWOOF in order to gain access to a large network. This network became WWOOF's most important resource – a directory containing contact details of all the participating farmers and growers. By maintaining and developing this network and its distribution, WWOOF enabled strangers to come together outside and independent from market relations. Coordination and administration was done by Coppard as a »labour of love«. She stated: »it never occurred to me that it would grow as it did – or I might have secured some income from it! In fact, I've

14 Meg Pier: *Peer to Pier. Conversations with Fellow Travellers*, 2011 <http://www.viewfromthepier.com/peertopier/sue-coppard-WWOOF> (access: 15.8.2011).

15 Ibid.

16 Ibid.

17 Elisabeth Kosnik: »Nourishing Ourselves and Helping the Planet«. WWOOF, Environmentalism and Ecotopia. Ph.D. thesis, Wellington 2013.

18 Lucy Sargisson and Lyman Sargent: *Living in Utopia. New Zealand's Intentional Communities*. Hants, Burlington 2004.

never received a penny for my work for WWOOF«.¹⁹ WWOOF UK, the original WWOOF group, still operates as a charity today.²⁰

However, Coppard soon discovered that the network needed guidelines and boundaries in order to operate successfully and remain sustainable. These guidelines are still valid today: several hours farm work alongside or under guidance of the grower, and sufficient food, preferably organic, and warm, dry and safe accommodation for the helper. Membership became an official status linked to a membership fee. Coppard remembered: »I charged a modest (infinitesimal by today's standards!) annual subscription, so that WWOOF was not running at a loss with me footing the bill.«²¹ Participation in the WWOOF exchange was intended to be available to those with similar interests in rural lifestyles, sustainability and community: farmers and growers engaged in non-conventional sustainable practices, such as organic, biodynamic and permaculture, and »reliable« volunteers who had to prove themselves on trial weekends before being allowed to arrange a farm stay for themselves.²²

In 1973 WWOOF became a non-profit service cooperative with members facilitating the operating of the organisation on an egalitarian basis. Coppard remembered:

WWOOF became a co-operative when I knew I wanted to travel abroad and invited all the (35) members to a meeting to discuss what should happen. About 15 people came along and it was then that the administration was split into several people's jobs [...] the question of pay for the organisers just never arose as I hadn't been making any money from it. We just wanted it to happen.²³

Regional and community organising was common for the social movements of the 1960s and 1970s,²⁴ led by the middle-class youth who attached »the cooperative principle to a presumed ›new holism‹ of a communal and ecological lifestyle«²⁵. Since then, WWOOF volunteers were

19 E-mail, 2012.

20 <https://www.wwoof.org.uk> (access: 18.8.2015).

21 E-mail, 2012.

22 This practice was later dropped.

23 E-mail, 2012.

24 Jefferson C. Boyer: Reinventing the Appalachian Commons. In: *Social Analysis* 50, 3, 2006, pp. 217–232.

25 Mary Mellor, Janet Hannah, John Stirling: *Worker Cooperatives in Theory and Practice*. Philadelphia 1988, p. 154.

a fairly homogenous group of middle-class, well-educate mobile urbanites, mostly of European descent (and increasingly East Asian), and predominantly (but not exclusively) young.²⁶ Knowledge about WWOOF continued to spread by word-of-mouth, constituting a group of users (hosts as well as volunteers) with similar interests, technologies, skills, and views of their shared resources – one factor, according to Ostrom, that facilitates the effective running of a commons.²⁷

Until the internet became widely available in the 1990s, WWOOF was only known among a group of likeminded people within the organic movement. New, independent national WWOOF groups emerged slowly, first within the British Commonwealth, and since the mid-1980s in northern and central Europe. With the internet WWOOF began to grow rapidly, through faster communication and easier access to information about the movement. Between 2000 and 2014 48 new groups were established worldwide. Today, WWOOF is operated by over fifty independent national governance units, each adapting WWOOF to their own specific contexts. The organisers keep in contact through informal and formal networks.²⁸ Sue Coppard describes the international movement in terms of an extended family:

WWOOF is like an extended family. Like when you go to weddings and christenings and funerals [...] you meet all the branches of the family, and that always makes me think of that. Hatches, matches, and dispatches, that is when you meet all your greater family, you see. WWOOF always makes me think of that, it's like having an extended family all over the world, really. I think the whole organic movement is a bit like that, really, but WWOOF is a bit more specific.²⁹

26 Cf. Kosnik (as in ftnt. 18), Alison McIntosh and Susanne Bonnemann: Willing Workers or Organic Farms (WWOOF). The Alternative Farm Stay Experience? In: *Journal of Sustainable Tourism* 14, 1, 2006, pp. 82–99, Margo Lipman and Laurie Murphy: ›Make Haste Slowly‹. Environmental Sustainability and Willing Workers on Organic Farms. In: S. Fullagar, K. Markwell, E. Wilson (eds.): *Slow Tourism. Experiences and Mobilities*. Bristol 2012, pp. 84–96, Anthony Ince: From Middle Ground to Common Ground. Self-Management and Spaces of Encounter in Organic Farming Networks. In: *Annals of the Association of American Geographers* 0, 0, 2015, pp. 1–17.

27 Cf. Ostrom (as in ftnt. 2).

28 <http://wwoofinternational.org> (access: 9.1.2015).

29 Interview with the founder of WWOOF, England: 2011.

Most groups are non-profit organisations operated by their users (often WWOOF hosts and/or volunteers themselves) who implement policies, guard boundaries, and allocate benefits.

Some groups however, like WWOOF New Zealand, more recently turned their organisation into privately owned businesses. Many members were displeased with the development – from communal realm to market realm – as a European WWOOF director expressed it:

I hate to say this, but I think Australia, New Zealand, and Japan's main priority is cash [...] almost everyone apart from these guys I found to be interested in the principles of [the WWOOF movement]; people dedicated time and didn't ask for money. Where I found those three weren't really running WWOOFs, they were running backpacker organisations, they weren't inviting co-operation, they were selling a product.³⁰

However, other directors argued that operating »green businesses« and »socially responsible firms«³¹ was in accordance with the WWOOF ideals of sustainability.³² Values of mutuality, non-profit, and sustainability are also dominant in the exchange between hosts and helpers. Yet, their self-mediated relationship³³ has to be negotiated and adapted to individual situations.

Extending, maintaining and sharing a household

Participants did not discuss their experience with the WWOOF exchange in terms of maximisation or profit. Rather, they focused on how extending their households to include more people made their alternative lifestyles of self-sufficient and sustainable farming possible and more enjoyable. Amy, a New Zealand host, stated: »I like to do things that involve more people, it gives things more meaning.«³⁴ The WWOOF exchange constitutes one strategy among participants' diverse economic

30 Interview with former WWOOF director, 2011.

31 Cf. Gibson-Gaham (as in ftnt. 3), Sue Seymour: What IWA? A Consultation Report for WWOOF, unpublished document, Newcastle 2007.

32 I explore this tension between the groups in much detail elsewhere (as in ftnt. 18).

33 Ince (as in ftnt. 27).

34 Field notes, New Zealand: 2010.

practices that increased their socio-economic well-being. For Gudeman, the »central activity in community is maintaining the group and its values«³⁵. His concept of base derives from his research in rural Panama and the management of household economies of subsistence farmers. In this context, base »refers to the reason and comportment that are needed to handle agriculture and the household.« In the WWOOF exchange the base is constituted in this very sense – as the extended household of small-scale farmers.

Several of my hosts in Austria were three-generation households, while some hosts in New Zealand shared their homes permanently with extended family members and boarders. However, there was no general tendency towards collaborative housing among hosts, who also lived in nuclear families and single households (many with children). Yet, they all shared their homes customarily not only with WWOOF volunteers, but with other work-exchange volunteers, au-pairs, home-stay students, employed farmhands, and interns from secondary and tertiary schools.³⁶ Like Sue Cppard, who compared the WWOOF movement to an extended family, hosts and helpers used kinship terms to describe the extended household. Lynn, a New Zealand host who emigrated from Ireland, said: »You extend your family. As an immigrant you don't have so much family around. Some people don't have the need to fill up their life with additional people. For us, it's nice to have someone else around the table, it's an extended family.«³⁷ Similarly, Evelyn, a Maori host, stated: »the WWOOFer is part of my family. I make them feel at home; when I have guests I expect the WWOOFer to act as part of the family, to make my guests feel at home, offer them a cup of tea, talk to them.«³⁸ Some hosts intended to extend their households permanently through WWOOF, like Theresa who lived with her brother and their elderly parents on a dairy farm in southern Austria. She had joined WWOOF with the expressed purpose to find a wife for her brother. Some volunteers

35 Cf. Gudeman (as in *ftnt.* 5), p. 32

36 Elisabeth Kosnik: *Work for Food and Accommodation. Negotiating Socio-economic Relationships in Non-commercial Work-exchange Encounters*. In: *Hospitality & Society* 4, 3, 2014, pp. 275–291, where I analyse how the shared household is extended through reciprocity.

37 Conversation with WWOOF-host, field notes, New Zealand: 2011.

38 Conversation with WWOOF-host, field notes, New Zealand: 2011.

indeed stayed indefinitely with their hosts, like a volunteer who became a »voluntary grandmother«³⁹ to another host family in southern Austria.

What frequently compelled hosts to share their homes with strangers was the need for assistance. Several of my hosts stated that their initial motivation in joining WWOOF was the prospect of affordable help.⁴⁰ Non-conventional farming and sustainable practices are labour intensive and growers are repeatedly in need of additional help. In her study on WWOOF hosts in Canada, Cynthia Ord finds that over a third of all hosts were dependent on the help provided by volunteers in order to operate their farms.⁴¹ Some hobby farmers too expressed a need for additional helpers, many of them artists, artisans, self-employed, retired, or out of work. Daisy was a weaver from the North Island of New Zealand, her partner an artist. Together they had three children and a non-commercial backyard farm with vegetable patches, fruit trees, a horse and goats. Daisy said: »We take anyone we can get; we need the help – as long as we can feed them.«⁴² Most farm labour – whether on commercial, subsistence, or backyard farms substituting their income with home-grown produce – remains unpaid family labour. In their discussion of agricultural economy, Chris Hann and Keith Hart state that »unpaid family labour continues to play a pivotal role in the agricultural sectors of the most advanced capitalist economies«.⁴³ Farm volunteers are part of the unpaid family labour force that sustains the shared subsistence household.

While most farms were privately owned (or communally owned such as intentional communities and ancestral land) and partly commercially operated, their extended households were shared communities. Gudeman discusses the tension between property and base:

Today, with the widening influence of global markets, the relation between property and base takes many forms. Base becomes property, property becomes base; each may support the other, one may be seen as the other, and their intersection may become a point of conflict. For example, a house, supported by the market returns of

39 Leihoma

40 Cf. Kosnik (as in fnt. 37), also Ince (as in fnt. 27).

41 Cynthia Ord: Contribution of Volunteer Tourism to Organic Farms. An Analysis of the WWOOF Exchange in Canada. In: ECOCLUB 2010.

42 Field notes, New Zealand: 2011.

43 Chris Hann and Keith Hart: Economic Anthropology. History, Ethnography, Critique. Cambridge: 2011, p. 134.

its members, makes up a sharing community. A family usually does not rent its bedrooms or bathrooms to its members but apportions their use. Market calculations, however, may not stop at the doors of a house, which may be colonized by calculative reason when the relative financial contributions of members are used to apportion allowances, chores, or use of the family car.⁴⁴

Just like market economy contains elements of mutuality, the community realm of economy includes calculations; both realms absorb features of the other. Yet there is tension at the intersection of market and community.

Hosts who sold their produce commercially were treated with suspicion by subsistence lifestylers and volunteers. Making a profit, in particular with the help of volunteers, was seen as controversial. The WWOOF New Zealand director observed how sustainable lifestylers judged commercial organic farmers: »The really 100 per cent organic people say the BioGro⁴⁵ certified people are not really organic because they don't really live sustainable.«⁴⁶ This tension is reminiscent of the »green business WWOOF operations« who turned their base, what used to be a common resource, into property, upsetting many members who reject the advancing insertion of market relations into the communal realm. Identifying themselves as sustainable growers, many of my hosts used the image of the agro-business in their narratives to distance themselves from impersonal, unsustainable and unethical farming practices.

Trying to recruit cheap workers through work exchange schemes is, at any rate, not a successful practice, it seems, as volunteers are under no obligation to stay with a host. Additionally, because volunteers are unskilled farmhands, several hosts stated that they did not provide a benefit in economic terms and even drained the resources. Hosts noted the time it took to train the unskilled volunteers and told stories of WWOOFers who broke machines and destroyed crops instead of weeds because of their lack of agricultural knowledge. For these hosts, the benefit of sharing their work and lives with volunteers lay elsewhere. Like Jenny Germann Molz states how CouchSurfing »is not just about the

44 Stephen Gudeman: *Economy's Tension. The Dialectics of Community and Market.* New York, 2008, p. 86.

45 BioGro is the organic certification body for New Zealand and the Pacific.

46 Interview with WWOOF-NZ directors, New Zealand: 2010.

furniture«,⁴⁷ WWOOF is »not just about the work«. Anna emigrated from Germany and lived in an intentional community in New Zealand, where she was responsible for the coordination of the volunteers. She reflected on how much time and energy was consumed by introducing them to her work and lifestyle, stating: »Well, some people would say, all that energy that goes into it, it's not really worth it. But I think it is, because it's not just about the work, it's about so many other things as well.«⁴⁸

Work as an unpleasant requirement of life that belongs to the market realm, separated from the sphere of home and leisure, is a dominant perspective in post-industrial societies. Subsistence farmers and alternative lifestyles, however, deliberately merge work and home life, challenging mainstream assumptions about market and community as strictly divided realms. The perspective also fails to recognise work as a social activity and opportunity to share skills and knowledge.⁴⁹ For many hosts, sharing knowledge was a vital part of the WWOOF exchange, deliberately creating opportunities for discussions and teaching. In the *Australian Journal of Adult Learning* Tom Stehlik reflects on his experience as a WWOOF host, stating that WWOOF is a form of alternative adult learning outside mainstream institutions.⁵⁰ Gudeman states how the base is a repertoire of knowledge and skills, »often developed in relation to the material space a people occupy. [...] Such accumulated knowledge, transmitted through apprenticeship and explicit instruction, seemingly cannot be depleted.«⁵¹

Nicole, a New Zealand host with a largely self-sufficient garden, heavily depended on the help of volunteers. Yet, she said: »It's about getting more people into the garden, make an impression in their lives, change something.«⁵² She was adamant to educate volunteers about gardening and sustainability, proudly recollecting several cases where volunteers changed their lifestyles after staying with her, like a US-American

47 Jennie Germann Molz: CouchSurfing and network hospitality. »It's not just about the furniture«. In: *Hospitality & Society*, 1, 3, 2011, pp. 215–225.

48 Field notes, New Zealand: 2010.

49 Cf. Kosnik (as in fnnt. 37).

50 Tom Stehlik: Willing Workers on Organic Farms. Cultural exchange and informal adult learning in an organisation that is voluntary, non-profit and environmentally friendly! In: *Australian Journal of Adult Learning* 42, 2, 2002, pp. 220–226.

51 Cf. Gudeman (as in fnnt. 45), p. 33.

52 Field notes, New Zealand: 2010.

volunteer who gave up his job as a toxic waste manager and became a social worker. Intellectual and cultural commons, Donald Nonini states, are regenerated through social exchange and sociability, »the more intense and frequent the social interactions, the greater the use-value of the intellectual cultural products that come out of them«. ⁵³ Like many of the hosts in my study, Nicole hoped volunteers would bring back what they had learned to their everyday life, buy local and organic, have their own garden, and »spread the word« of a sustainable lifestyle.

Through participant observation, sharing my hosts' everyday life, I came to understand that »help« went beyond physical labour on the farm. As it transpired, emotional support, company and solidarity was considered an important benefit by most members. The exchange relationship offered an opportunity for company, having a confidant and likeminded person in the house. This is of great importance to participants in work exchange encounters, as multiple studies have demonstrated. ⁵⁴ A host of French origin from an eco-village in a remote part of the South Island of New Zealand pointed out: »Workwise, yes, you do get more work done, but also in terms of social contact [...]. We are out here, we don't meet people.« ⁵⁵ Rural living often means limited sources for entertainment and social interaction. Helga, a goat farmer from Austria, said about the WWOOF exchange: »I can't leave, so I bring the world into my home«. ⁵⁶

Lynn, a nurse and WWOOF host in the North Island of New Zealand, had a large vegetable garden and fruit trees in the backyard of her suburban family home. For her, the social aspect of the exchange was paramount: »It's nice to get some work done in the garden but really it's about meeting someone. I rather have a weak worker but great personal relationship than someone who works six hours instead of four

53 Donald Nonini: Introduction. The Global Idea of »the Commons«. In: *Social Analysis* 50, 3, 2006, pp. 164–177, p. 167.

54 See for example: McIntosh and Bonnemann (as in *ftnt.* 26), Germann Molz (as in *ftnt.* 47), Carrie Yodanis and Sean Lauer: Foreign Visitor, Exchange Student, or Family Member? A Study of Au Pair Policies in the United States, United Kingdom, and Australia. In: *The International Journal of Sociology and Social Policy* 25, 9, 2005, pp. 41–64; Dawn Lyon: Intersections and Boundaries of Work and Non-work. The Case of Eldercare in Comparative European Perspective. In: *European Societies* 12, 2, 2010, pp. 163–185.

55 Field notes, New Zealand: 2011.

56 Field notes, Austria: 2009.

but who doesn't connect.«⁵⁷ Through their shared interests and values, volunteers also provide solidarity with hosts who felt socially marginalised and experienced a negative attitude towards their alternative lifestyle from their local communities, and even their families. Non-conventional farmers are frequently treated with apprehension by their conventional neighbours.⁵⁸ For many hosts working alongside likeminded people meant receiving new encouragement for their lifestyle choice, as an Austrian host said »it's just really nice when someone else is interested in your work«.⁵⁹

The volunteers are part of a community sphere where production and consumption merge. Jefferson Boyer, who draws on findings on small-scale family farms in the US, refers to their economic dependence on informal networks as the »maintenance of multiple-livelihoods strategies for individuals and families«,⁶⁰ or »extended-kin commons« operating through kin and community networks pooling labour and resources. It is Gibson-Graham's multiple economies »that contribute to social well-being and environmental regeneration«.⁶¹ Susana Narotzky states: »Social scientists have been increasingly aware that provision of the means of livelihood occurred not only in the connected realms of market production and consumption, but also in the realms of reproduction, leisure and non-market exchanges of goods and services«.⁶² In the WWOOF household this not only includes self-provisioning labour but also the provisioning of social resources, company, solidarity, entertainment, schooling, as well as housework and family care.⁶³

Amy, in addition to five hours help on her biodynamic vineyard, expected her volunteers to cook, clean, and spend time with her three young children. She considered this an essential aspect of the volunteers' experience of her lifestyle. It was also an essential aspect of the help she received from her volunteers – »social resources created by specific

57 Field notes, New Zealand: 2011.

58 Naoimh McMahon: Biodynamic Farmers in Ireland. Transforming Society Through Purity, Solitude and Bearing Witness? In: *Sociologia Ruralis* 45, 1/2, 2005, pp. 98–114.

59 Field notes, Austria: 2009.

60 Cf. Boyer (as in *ftnt.* 25), p. 222.

61 Cf. Gibson-Graham (as in *ftnt.* 3), p. 618.

62 Susana Narotzky: *New Directions in Economic Anthropology*. London 1997, p. 39.

63 J. K. Gibson-Graham: *A Postcapitalist Politics*. Minneapolis, MN 2006, p. 71.

kinds of human labor«. ⁶⁴ Within the host-helper relationship of a shared household, both sides contribute to the social resources. Hosts frequently do household tasks for their volunteers, such as cooking, cleaning and laundering; some volunteers even expect these services from their hosts. Many hosts, in return, expect their helpers to contribute to housework. When asked to provide housework and childcare in addition to farm work, however, some volunteers felt exploited as unpaid domestic workers. ⁶⁵ The extended household is a sphere of shared resources, however it is also a space open to conflict, exploitation, and unequal power relationships.

Community economies and the contested ideals of equality and altruism

There exists an inherent power imbalance in a work exchange arrangement that participants have to negotiate. To a large extent it is the host who controls the setting of the exchange: the working hours and break times, allocation of tasks and methods of working, the meals and accommodation, and to some extent even the leisure activities. Gibson-Graham claim that community economies »are simply economic spaces or networks in which relations of interdependence are democratically negotiated by participating individuals and organizations«. ⁶⁶ Where this might be an ideal, reality often differs. Simon and his wife, hosts in western Austria, had a goat farm and cheese manufactory. Previously, three volunteers and one intern had stayed at the farm but Simon was disappointed that they could not handle farm-related responsibilities. He was particularly upset when a US-American volunteer confused the chemicals used for cleaning the milking machine, causing some damage. The volunteer was a young college student without farming experience; Simon had left him in charge of the milking job for several days while he was gone on a

64 Cf. Nonini (as in fnt. 53), p. 167.

65 Others have argued how this logic is employed to make child care and live-in domestic help affordable to western middle-class families. See Carrie Yodanis and Sean Lauer (as in fnt. 55); Dawn Lyon (as in fnt. 55); I have extended this argument elsewhere in more detail, see GfE Berlin, Jan 2015, www.gfe-online.org/cms2/index.php/tagungen.html (access: 3.1.2015).

66 Cf. Gibson-Graham (as in fnt. 3), p. 627.

business trip. All four helpers left Simon's farm before the agreed time period was over.

Simon's case does not only illustrate unequal power structures inherent to the community of the shared household, it also shows how volunteers are able to exercise a degree of control within the encounter.⁶⁷ Helpers can end the exchange or hide their skills, as Kathryn Nimmo reports about a WWOOF volunteer: »Despite being a skilled cook, Joyce chose not to reveal these skills to her hosts, as she did not want them to be abused«. ⁶⁸ Gender roles, particularly in regard to household and care work, are a common issue in the shared household. Hosts who practice a gendered division of labour in their households replicate this behaviour with their volunteers. A New Zealand host »confessed« her gender bias with ambivalent feelings: »It feels easier to ask girls to do housework... when I'm really honest...now I said it I'm ashamed of myself«.

Some hosts assigned chores strictly according to gender. Ingrid's three-generation farm household in southern Austria was a small-scale dairy farm producing organic ice-cream. Her husband and his parents were occupied with farm and garden work. Ingrid, the primary caregiver of her three children, found out about WWOOF when she was looking for affordable help. Initially, she considered an au-pair but found them too expensive, »and then they don't do anything in the household or help around the house«. She then considered an intern for the farm »but they are more likely to be male« and would therefore only work with her husband. Ingrid thought a female WWOOF volunteer would be the ideal solution because she would help Ingrid with her tasks on the farm, as well as family care and the household. Where reproductive activities are predominantly provided by the female members of the group, this is often extended to include female volunteers.

As Gudeman observes »communities are hardly homes of equality and altruism, and they provide ample space for the assertion of power and exploitation from patriarchy to feudal servitude.« ⁶⁹ Like equality, altruism does not necessarily apply to the communal realm of economy. Hosts and volunteers employ calculative reasoning too. Some hosts make

67 Cf. Kosnik (as in fnt 18 and fnt 37).

68 Kathryn Nimmo: *Willing Workers on Organic Farms. A Case Study*. M.A. thesis, Wellington 2001, p. 161.

69 Cf. Gudeman (as in fnt. 5), p. 28.

strategic decisions, for example, by insisting on a minimum length of stay so they do not have to constantly invest time in training new volunteers, like Amy, who did not accept volunteers for less than a week because »they are tourists and I am no hostel!«⁷⁰ Mechanisms of exclusion observed by myself included rejection of volunteers with specific dietary requirements (as this would mean more work and expenses for the host), and of those who might work less than others, such as very young volunteers not used to a daily work-routine and domestic chores, as well as single parents travelling with small children, and smokers and physically unfit people. Several herbal gardeners in Austria as well as New Zealand preferred female volunteers to work with the plants, since they considered men to be »naturally« incapable of delicate garden work.

Volunteers calculate too, for example in regard to their work hours. Some participants – particularly urbanites new to farm life – experienced the blurring of farm work, household help, and leisure activities as unsettling. Uncertainty over what is considered work in a community economy can cause tension between hosts and helpers, particularly where the community economy »becomes colonized by market practices and language«.⁷¹ Some helpers expected »work« to be a clearly defined concept of time and tasks as it is common for contemporary market societies. However, market concepts of labour do not apply in the WWOOF exchange. Much farm work depends on external circumstances and work hours can vary greatly. On the organisational level, WWOOF avoids the term »work« altogether for legal as much as ideological reasons, since »work« does not comply with the idea of sharing someone's life – a concept that includes not only helping on the farm and doing one's share in the household, but also being part of the community. Some hosts as well as volunteers indeed stated that separating »work« from »leisure« does not apply within this community setting.⁷²

By applying theories of community economies and commons, this article investigated the extended household of farm hosts and their live-in helpers as socio-economic practices that, as Gibson-Graham phrase it, contribute to people's economic and social well-being. Hosts sustain their small-scale subsistence households and non-conventional farms in

70 Field notes, New Zealand: 2010.

71 Cf. Gudeman (as in ftnt. 45) p. 87

72 Field notes, Austria: 2014.

post-industrial societies through participation in a range of diverse economic practices. They join local currencies and time banks, bartered with neighbours, and sell their produce on markets. Similarly, many volunteers partake in a range of alternative economies too. The WWOOF exchange is one strategy to enrich the base by extending it. However, community economies are not necessarily spheres of equality and democratic decision making, yet social control is not completely one-sided. Neither are they based on altruistic behaviour; instead, community economy emphasises economising and thrift, rather than profit-making,⁷³ basing social, ecological, and economic decisions on the needs of the community.⁷⁴

Conclusion

WWOOF, operated and sustained by its international users, maintains and distributes a directory of contacts – its common social resource – to those who share a belief in sustainable agriculture and community-oriented lifestyles. As mediating structure it connects farmers with volunteers who provide each other with help and support, interpersonal relationships kept for their own sake, and opportunities of sharing knowledge. It is a community economy of shared resources and skills provided by a number of unpaid, related and unrelated, permanent and temporary household members. On an organisational level as well as within the work exchange, WWOOF members refer to their social relationships in terms of community and extended family. On both levels tensions arise when the communal realm is »colonized« by market language and practices, such as turning assets of the community – their intellectual, social, and »extended-kin commons« – into private profit. Yet, community economies are not autarkic units, they are intertwined with other communities and exist in dialectical relation with the market realm. The article demonstrates how in post-industrial societies people pursue alternative lifestyles, seeking and employing diverse socio-economic practices outside market relations, thereby challenging the hegemony of capitalism and the advancing insertion of market relations into the environment and all aspects of life.

73 Cf. Gudeman (as in *fn*nt. 5), p. 154.

74 Cf. Gibson-Graham (as in *fn*nt. 64).

Der aktuelle Grow-it-yourself/-together-Trend in post-industriellen Gesellschaften kreiert alternative und Gemeinschaftsökonomien, die TeilnehmerInnen aus vielfältigen Gründen, wie Notwendigkeit, politischen Aktivismus, Lifestyle oder Freizeitvergnügen, zusammen führt. Die internationale WWOOF-Bewegung (World Wide Opportunities on Organic Farms) kann als Beispiel für diesen Trend gelten. Anhand von WWOOF wird in diesem Beitrag die komplexe sozio-ökonomische Beziehung zwischen den TeilnehmerInnen einer Gemeinschaftsökonomie, den Hosts und ihren Live-in-VolontärInnen untersucht. Der Artikel zeigt dabei auf, wie Gemeinschaftsökonomien als Alltagsrealität eine Vielzahl an Ressourcen schaffen, die es den TeilnehmerInnen erlauben, alternative Lebensmodelle zu verwirklichen.

»Teilen, tauschen, helfen?«¹

Zur urbanen Kollektivnutzung von Kleidung

Heike Derwanz

Obwohl Kleidung so eng mit Identität und Intimität verbunden ist und in den letzten Jahrzehnten in Westeuropa günstig und im Überfluss vorhanden scheint, stellt der Artikel die Frage nach einer kollektiven Nutzung von Kleidung jenseits von Familie und Freundeskreis. Dafür wurden zwei Modellbeispiele in Hamburg ethnographisch erforscht. Sie ermöglichen Kleidungskonsum jenseits des Einzelhandels und damit der von Industrie und Handel festgesetzten Preise. Wird jedoch in der *Kleiderkammer Wilhelmsburg* eine ökonomisch geordnete Gesellschaft durch anonyme Spenden fortgeschrieben, setzt sich *Die Kleiderei* auf den ersten Blick durch kollaborativen Konsum über gesellschaftliche Schranken hinweg. Beide Modelle schaffen durch ihre Arbeit alternative Konsumräume und verlängern den Lebenszyklus von Kleidung, die schon als Müll abgewertet war.

Einleitung

Kleidung macht uns zu der sozialen Person, die wir sind.² Mit unserem persönlichen Stil³ drücken wir unsere Geschlechtsidentität, Berufsidentität, subkulturelle oder regionale Identität aus.⁴ Wie bei einer Jeans, die dem individuellen Körper und typischen Tätigkeiten entsprechend

1 Artikel zur Kleiderei, in: Acht. Magazin der Hamburger Volkshochschule 2, 2014, S. 8 f.

2 Gabriele Mentges: Kulturanthropologie des Textilen. Berlin 2005, S. 22.

3 Z. B. Sophie Woodward: Looking good, feeling right – aesthetics of the self. In: Susanne Küchler, Daniel Miller (Hg.): Clothing as material culture. Oxford 2005, S. 21–40.

4 Z. B. Moritz Ege: Ein Proll mit Klasse. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt a. M. 2013; Gesa Teichert: Mode. Macht. Männer. Kulturwissenschaftliche Überlegungen zur bürgerlichen Herrenmode des 19. Jahrhunderts. Münster 2013.

andere Falten wirft, wird Kleidung auch durch den Körper gezeichnet.⁵ Weil Kleidung so eng mit der Identität und Intimität verbunden ist und ohnehin in den letzten Jahrzehnten günstig und im Überfluss vorhanden scheint, ist die Frage nach einer kollektiven Nutzung von Kleidung jenseits von Familie und Freundeskreis zunächst abwegig. In diesem Artikel soll sie aber dennoch in Hinblick auf eine nachhaltigere Nutzung an zwei ethnographisch betrachteten Beispielen gestellt werden: Wie sehen heute praktizierte kollektive Nutzungen von Kleidung aus? Welche inkludierenden oder exkludierenden Kollektive werden hier aktiv? Können sie auch in Hinblick auf Ressourcenschonung für künftige Generationen ein Potenzial in unseren Großstädten entfalten? Um welche Ressourcen handelt es sich dabei? Diese Frage weist zum einen auf die Reduktion der Umweltkosten von Kleidungskonsum und -produktion, die in Bezug auf Textilien immer stärker diskutiert und erforscht wird. Zum anderen verweist sie – beispielsweise mit der von Daniel Miller gemachten Feststellung »Green is just the colour of privileged taste«⁶ – auf die sozialen Strukturen hinter dem Kleidungskonsum.

Um tiefer in die Fragestellungen zu nachhaltiger Kleidung einzudringen, sollen hier aber nicht die ökologischen und sozialen Strukturen der globalen Produktion betrachtet werden,⁷ sondern die des Konsums in seiner weiteren Definition: als Benutzen und Aufbrauchen von Kleidung.⁸ Betrachtet man in einer Stadt alle Akteure, die mit Konsum und

- 5 Nicky Gregson, Louise Crewe: *Second-Hand Cultures*. Oxford 2003, S. 170 f und Heike Willingmann: *Kleid auf Zeit. Über den Umgang mit der Vergänglichkeit von Bekleidung*. In: Gabriele Mentges, Heike Nixdorf: *Zeit.Schnitte. Kulturelle Konstruktionen von Kleidung und Mode*. Berlin 2001, S. 141–222, S. 184 f.
- 6 Daniel Miller: *Consumption and Its Consequences*. Cambridge 2012, S. 19.
- 7 Andreas Engelhardt: *Schwarzbuch Baumwolle. Was wir wirklich auf der Haut tragen*. Wien 2012; Pietra Rivoli: *Reisebericht eines T-Shirts. Ein Alltagsprodukt erklärt die Weltwirtschaft*. Berlin 2006; Kirsten Brodde: *Saubere Sachen: Wie man grüne Mode findet und sich vor Öko-Etikettenschwindel schützt*. Kiel: 2009; Walter E. Little, Patricia A. McAnany: *Textile economies. Power and value from the local to the transnational*. Lanha 2011.
- 8 Elizabeth Shove: *Comfort, Cleanliness and Convenience. The Social Organisation of Normality*. Oxford, New York 2003; Kaori O'Connor: *The Other Half: The Material Culture of New Fibres*. In: Küchler, Miller 20015 (wie Anm. 3), S. 41–59; Kate Fletcher, Lynda Grose: *Fashion & Sustainability. Design for Change*. London 2011; Jonnet Middleton: *Long Live the Thing! Temporal Ubiquity in a Smart Vintage Wardrobe*. In: *Ubiquity: The Journal of Pervasive Media* 1, 1, 2012, S. 7–21;

Gebrauch von Kleidung zu tun haben, entsteht ein großes Netzwerk, welches in unterschiedlich komplexe Zirkulationskreisläufe eingebunden ist. Die reduzierteste und neueste Variante der Zirkulation in der Stadt – der Closed Loop – lässt sich beobachten, wenn die Organisation von Konsum und Entsorgung zusammen kommen, wie beispielsweise bei H&M. (Abb. 1) Im Rahmen der Kampagne »Don't let fashion go to waste« nehmen alle Filialen in Deutschland seit April 2013 gebrauchte Kleidung gegen einen Gutschein selbst wieder an. Die textilen Ressourcen gehen damit vom Haushalt an den Hersteller zurück. Er bestimmt, was mit der gebrauchten Kleidung geschieht, und kann sie im besten Falle für sich weiter nutzen.

Im Rahmen einer Feldstudie in Hamburg/Wilhelmsburg im Februar 2014 habe ich andere Akteure wie Änderungsschneidereien, Altkleidercontainer, Second-Hand-Läden und Umsonstläden, Give-Boxes, Online-Tauschringe und -foren wie Insel-Kleinanzeigen oder private oder öffentliche Tauschpartys kennengelernt, die dieses Netzwerk geographisch und temporär um ressourcensparende und teilweise solidarische Praktiken erweitern. Sie verlängern den Lebenszyklus der Kleidungsstücke direkt. In Strick- oder Nähclubs sowie Repair-Cafés in Wilhelmsburg treffen sich Menschen, um ihre Kleidung selbst herzustellen oder zu verändern.⁹ Sie verlängern damit nicht nur den Lebenszyklus der Kleidung, sondern addieren eine kollektive Komponente, die als Erweiterung emanzipativer Do-it-yourself-Praktiken als »Do-it-together« bezeichnet wird.¹⁰

Bisherige Forschungen in den Kulturwissenschaften¹¹, vor allem aber in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, fokussieren auf den Konsum neuer Kleidung. Dabei gibt es aus historischer Perspektive¹² auch immer mindestens einen zweiten Zyklus. In diesem wird Kleidung durch

Helen Goworek et al.: Consumers' attitudes towards sustainable fashion, clothing usage and disposal. In: Miguel Angel Gardetti, Ana Laura Torres: Sustainability in Fashion and Textiles. Values, Design, Production. Sheffield 2013, S. 376–392.

- 9 Während der Forschung habe ich an einem der beiden Strickclubs, dem Nähclub türkischer Frauen und einem Repair-Kurs teilgenommen.
- 10 Critical Crafting Circle: Craftista. Handarbeit als Aktivismus. Mainz 2011.
- 11 Z. B. Gertrud Lehnert: Mode. Theorie, Geschichte und Ästhetik einer kulturellen Praxis. Bielefeld 2013.
- 12 Beverly Lemire: The British Cotton Trade, 1660–1815. London 2009; Karen Tranberg-Hansen: From Thrift to Fashion. Materiality and Aesthetics in Dress Practices in Zambia. In: Küchler, Miller 2005 (wie Anm. 3), S. 107–119.

Tausch gegen Geld in den Second-Hand-Laden oder aber in der Familie, im Freundeskreis, über Internet-vermittelte Foren gegen etwas Anderes eingetauscht oder an Unbekannte und an Freunde, Familie, Bedienstete oder Hilfsorganisationen, in Umsonstläden¹³ oder Give-Boxes verschenkt. Dieser Zyklus wird im zweiten Teil des Artikels untersucht.

Der dritte Abschnitt widmet sich den zwei ethnographisch erforschten Beispielen und ihrer Arbeit mit gebrauchter Kleidung: zum einen der *Kleiderkammer Wilhelmsburg*, einem kirchlich angebundenes Unternehmen auf Grundlage von Ein-Euro-Jobs arbeitend, und dem Start-Up *Die Kleiderei*.

Kleiderkammern existieren heute vor allem in Kirchgemeinden, um für Bedürftige Kleidung auszugeben, die in der Gemeinde dafür gespendet wurde. Für die Kleiderkammer Wilhelmsburg heißt dies, dass aus ganz Hamburg Textilien angefahren, im Stadtteil Wilhelmsburg sortiert und wieder an Kirchgemeinden zurückgebracht werden. SpenderInnen und Bedürftige treffen sich nicht, die Umverteilung der Kleidung verläuft dem sozialen Gefüge abwärts. Die Kleiderkammer Wilhelmsburg steht für ein Modell karitativer Kleidungsverteilung. Die Kleiderei hingegen war bis Ende Februar 2015 ein mit Kleidung gefüllter Raum in einem Hamburger Szeneviertel, der von den jungen Abonentinnen besucht wurde. Wie in einer Bibliothek wurden die Kleidungsstücke gemeinsam probiert und zusammengestellt, dann entliehen und nach vier Wochen wieder zurück gebracht.

Im vierten Abschnitt geht es um die Analyse der beiden Formen von Kollektivnutzung nach ihrem subversiven, solidarischen und subsistenzorientierten Potential. Denn die Kleiderei und Kleiderkammer sind keine Antworten auf die Sparimperative der Wirtschaftskrise: Das Modell Kleiderkammer besteht seit Jahrhunderten, die Kleiderei ist ein typisches Betriebsmodell der Sharing Economy.¹⁴ Das Abgeben von getragener

13 Friederike Habermann: Halbinseln gegen den Strom. Anders Leben und Wirtschaften im Alltag. Königsstein 2009 und Nicole Wolff: Der Umsonstladen in Hamburg. Ausgangspunkt für Bilder von Armut und Reichtum. In: Hamburger Journal für Kulturanthropologie 1, 2014, S. 19–29.

14 Lorna Gold: The Sharing Economy: Solidarity Networks Transforming Globalization. Surrey 2004; Russell Belk: Post-ownership sustainability. In: Karin M. Ekström: Waste management and sustainable consumption. London, New York 2015, S. 199–213; Julian Agyeman, Duncan McLaren, Adrienne Schaefer-Borrego: Sharing Cities. For Friends of the Earth Briefing Paper, September 2013,

Kleidung ist seit Jahrzehnten eingeübt, aber die kurzzeitige gemeinsame Nutzung, also das Teilen eines gemeinsamen Kleiderschranks, ist eine neue großstädtische Praxis, die zumindest an meinen eingeübten Umgangsweisen gerüttelt hat. Kleiderkammer und Kleiderei unterstützen beide die Solidarität in der städtischen Gemeinschaft, greifen den zyklischen Modekonsum an und folgen dem gesellschaftlichen Imperativ der Nachhaltigkeit.¹⁵ Beide Betriebe wurden in einer ethnographischen Feldforschung seit 2014 in Form einer sequenziellen Forschung, »bei der in einem Wechselspiel von Beobachtungen und Analysen auch die Fragestellung kontinuierlich im Fluss ist«¹⁶, untersucht. Zum einen fußt sie auf einer Reihe wiederholter mündlicher und schriftlicher Interviews. Zum anderen wurden mit teilnehmender Beobachtung auf Veranstaltungen beider Betriebe (z. B. 30 Jahre Kleiderkammer Wilhelmsburg; Veranstaltungsreihe der Kleiderei im Mercedes Me-Store) und einem einjährigen Abonnement bei der Kleiderei sowie der Beobachtung von Selbstdarstellungen wie PowerPoint-Präsentationen, Webseiten, Facebook usw. Daten gesammelt.

Kulturhistorische Einbettung und Voraussetzungen textiler Kollektivnutzung

Als Produkt der Massenproduktion im 20. Jahrhundert verlor getragene Kleidung ihren Wert als Ressource und wurde zu Müll.¹⁷ In der westlichen Gesellschaft wurden viele Gebrauchsgüter, die davor als Ressourcen

http://www.foe.co.uk/sites/default/files/downloads/agyeman_sharing_cities.pdf,
Zugriff: 20.2.2015.

- 15 Moritz Gekeler: *Konsumgut Nachhaltigkeit. Zur Inszenierung neuer Leitmotive in der Produktkommunikation*. Bielefeld 2013.
- 16 Gisela Welz: *Die Pragmatik ethnografischer Temporalisierung. Neue Formen der Zeitorganisation in der Feldforschung*. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl: *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*. Berlin 2014, S. 39–54, hier S. 48.
- 17 Michael Thompson, Susan Strasser oder Sonja Windmüller zeigen im Detail, wie die soziale Konstruktion von Müll zu diesem kulturellen Umbruch im Umgang mit Bekleidung führte. S. u. a. Michael Thompson: *Rubbish Theory. The Creation and Destruction of Value*. Oxford 1979 und Sonja Windmüller: *Die Kehrseite der Dinge. Müll, Abfall, Wegwerfen als kulturwissenschaftliches Problem*. Münster 2004.

angesehen und weiter verwendet wurden, zu Wegwerfartikeln. Dass sich auch die Produktion auf eine kürzere Lebenszeit der Kleidung einstellte und gleichzeitig schneller produzierte, drückt sich in der Bezeichnung *Fast Fashion* aus.¹⁸ Gleichzeitig entstanden neue Infrastrukturen zu ihrem einfachen Abtransport aus den Städten.¹⁹ Wie Susan Strasser in ihrem Buch *Waste and Want* zeigt, verschwanden in Amerika textile Praktiken wie Säumen und Färben sowie das Umsetzen von Krägen und Manschetten. Stopfen und Flickern wurden seltene Tätigkeiten. Bereits für die Zeit vor der Weltwirtschaftskrise in den 1920er-Jahren konstatiert Strasser: »Sewing was becoming a hobby.«²⁰ Durch diese Veränderungen in den Alltagspraktiken²¹ und den Verlust der dafür notwendigen Fähigkeiten wurden abgetragene Kleidungsstücke zu Müll. Laut der Studie von Heike Willigmann spielten in diese Entscheidung des Wegwerfens bereits Ende der 1990er-Jahre die verminderte Qualität und der Preis hinein. Sie beschreibt: »Schnell gekauft, fällt es ihr [der Interviewpartnerin, Anm. H.D.] leicht, materielle und modisch veraltete Sachen wieder durch neue auszutauschen und sich auf diese Weise neuen modischen Strömungen anzupassen. Die Kürze der Beziehung zwischen ihr und ihrer Kleidung verhindert eine persönliche Prägung und erleichtert ihre schnelle und unkomplizierte Entledigung.«²² Durch die staatlich finanzierte und groß angelegte WRAP-Studie *Benefits of Reuse. Case Study Clothing* (2011) wurden in Großbritannien quantitative Daten zum

18 Museum für Kunst und Gewerbe Hamburg: *Fast Fashion*. Ausstellungskatalog. Hamburg 2015.

19 Ursprünglich unterscheidet man zwischen Bring-Systemen wie Containern und Hol-Systemen wie die Säcke für Kleidersammlungen (Franziska Strobusch, Boris Terpinc: Zum Beispiel Altkleider – Wohin mit den Klamotten. Göttingen 1999, S. 117). Städte wie Dortmund bieten beispielsweise schon die Container für Bekleidung gleich neben denen für Glas, Papier, usw. an. Gab es bisher noch von den anderen Rohstoffen getrennte Infrastrukturen, partizipieren jetzt auch die Städte an diesem Markt.

20 Susan Strasser: *Waste and Want. A Social History of Trash*. New York 199, S. 204.

21 Hier ist sicher ebenfalls das viel häufigere Waschen und damit einhergehend die Veränderung der sozialen Konstruktion von Sauberkeit zu nennen, wie sie gezeigt werden von Shove 2003 (wie Anm. 8) und Gudrun Silberzahn-Jandt: *Waschmaschine. Zum Wandel von Frauenarbeit im Haushalt*. Marburg 1991.

22 Willigmann 2001 (wie Anm. 5), S. 166.

Wegwerfverhalten und den Wegwerfmengen gewonnen. Für Deutschland fehlen vergleichbare Daten.²³

Während der erste Konsumzirkel von Kleidung, der Verkauf über den Einzelhandel, von ÖkonomInnen, PsychologInnen und SozialwissenschaftlerInnen große Aufmerksamkeit erhalten hat, wurde der eigentlich ältere zweite Zyklus selten untersucht. Dieser beinhaltet Subsistenz-Praktiken im Haushalt wie die Herstellung von Kinderkleidung aus Erwachsenenkleidung oder von Flickenteppichen aus Reststoffen²⁴, den Verkauf als Second-Hand-Kleidung²⁵ oder aber verschiedene Formen des Tauschs: von ArbeitgeberInnen zu ArbeitnehmerInnen, von SklavenhalterInnen zur SklavInnen²⁶, in der Familie²⁷, unter Freunden. Dies macht den Weiterverkauf an Fremde nicht notwendig. Den ersten Verkauf von Kleidung aus Überfluss, um neuen Platz im Kleiderschrank zu schaffen, dokumentiert Susan Strasser in den USA im Jahr 1963.²⁸

Neben Verkauf und Tausch ist das Spenden über Altkleidercontainer, Abgabestellen oder Sammlungen heute in Deutschland eine etablierte Praktik²⁹. Seit den 1960er-Jahren verkaufen die karitativen

23 http://www.wrap.org.uk/sites/files/wrap/Clothing%20reuse_final.pdf (Zugriff 23.9.2015).

24 Geraldine Howell: *Wartime Fashion*. London 2012.

25 Einer amerikanischen Studie nach sind die Gründe für Second-Hand-Käufe heute die Einzigartigkeit älterer Stücke und die Erschwinglichkeit. Dagegen steht der Aufwand für Zeit, Energie und die Unberechenbarkeit, etwas zu finden; s. Kathryn Reiley, Marilyn DeLong: *A Consumer Vision for Sustainable Fashion Practice*. In: *Fashion Practice* 3, 1, 2011, S. 63–84, hier S. 80. Allgemein s. Angela McRobbie: *Zoot Suits and Second Hand Dresses*. *An Anthology of Fashion and Music*. London 1989; Gregson, Crewe 2003 (wie Anm. 5); besonders das Themenheft »Trade and Transformations of Secondhand Clothing« der Zeitschrift *Textile. The Journal of Cloth and Culture*.

26 Strasser 1999 (wie Anm. 20), S. 48 f.

27 Nadine Wagener-Böck: *Es ist immer so ein bisschen Pflicht dabei. Kleidertransfers als Beziehungspraktik zwischen Frauengenerationen*. In: Sebastian Mohr, Lydia-Maria Quart, Andrea Vetter: (Aus)tauschen. *Erkundungen einer Praxisform* (=Berliner Blätter, 61). Berlin 2013, S. 54–64 und Willingmann 2001 (wie Anm. 5), S. 141–222.

28 Strasser 1999 (wie Anm. 20), S. 280.

29 Stephan Lorenz: *Von der Akteur-Netzwerk-Theorie zur prozeduralen Methodologie: Kleidung im Überfluss*. In: Christian Stegbauer (Hg.): *Netzwerkanalyse und Netzwerktheorie. Ein neues Paradigma in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden 2008, S. 579–588.



Abb. 1: H&M Conscious Choices

Abb. 2: Flyer Kleidertauschparty

Organisationen ihre in Deutschland nicht mehr zu verteilen Überschüsse.³⁰ Obwohl nur ein kleiner Teil gespendet wird, bleibt die Botschaft das »karitative Spenden«³¹, weshalb »Spende« in diesem Zusammenhang meist schlicht im Sinne von Abfallentsorgung gewertet werden kann³².

- 30 »Altkleider sind wertvoll. Das wird nicht unbedingt an die große Glocke gehängt; die Masche mit der guten Tat ist werbewirksamer. Langatmig wird in den Sammelaufrufen die Verwendung für die Bedürftigen im In- und Ausland gepriesen, der Versand in Kriegs- und Katastrophengebiete. [...] Das Spiel mit dem sozialen Gewissen funktioniert so gut, dass viele Karitative ihren Namen gegen eine Lizenzgebühr an die Kommerziellen verkaufen.«; Strobusch, Terpinc 1999 (wie Anm. 19), S. 18.
- 31 Ebd.; Lucy Norris: Trade and Transformations of Secondhand Clothing. Introduction. In: Textile 10, 2, 2012, S. 128–143, hier S. 131.
- 32 Lorenz 2008 (wie Anm. 29), S. 586.

Institution	Aktiv seit...	Ökonomische Form	Publikum	Betriebsform	Bezahlte Arbeit
<i>Altkleider-Container</i>	1970er	Spende	Fremde/ Nachbarschaft	Wohltätigkeits- organisationen/ kommerzielle Firmen	Ja
<i>E-Bay</i>	1995	Geld	Fremde (Internetnutzer)	Firma und Selbstunter- nehmer	Ja/Nein
<i>Second-Hand- Laden</i>	1970er	Geld	Fremde/ Nachbarschaft	Privater Besit- zer/ Firma	Ja
<i>Umsonst-laden</i>	Ca. 2000	Spende	Fremde/ Nachbarschaft	Kollektiv	Nein
<i>Tauschring</i>	1990er	Tausch	Fremde (Internetnutzer)	Digitales Netzwerk	Nein
<i>Tausch-Party</i>	Verbreitet seit 2010er	Tausch	Freunde/ Nachbarschaft	keine	Nein
<i>Fehlkauf- Party</i>	Verbreitet seit 2010er	Tausch	Freunde/ Nachbarschaft	keine	Nein
<i>Givebox</i>	2010er	Spende	Freunde/ Nachbarschaft	keine	Nein
<i>Die Kleiderei</i>	2012	Geld	Mitglieder	Firma	Nein (Ja)
<i>Kleiderkammer Wilhelmsburg</i>	1984	Spende	Fremde/ Nachbarschaft	gGmbH	Ja

Tab. 1: Institutionen im 2. Konsumzyklus von Kleidung

In den Großstädten werden immer mehr Kleidungsstücke über Partys oder über das Internet an Fremde verkauft. Es entstehen somit viele Alternativen zur Nutzung der Altkleidercontainer: Tauschpartys (Abb. 2), Fehlkaufpartys, die oft über Facebook oder Freecycle-Gruppen (Tauschringe) über das Internet organisiert werden (Tab. 1).

Diese Tauschgelegenheiten etablieren wieder die Idee der Kleidung als materielle Ressource und gehen davon aus, dass es sozial möglich ist, gebrauchte Kleidung von Fremden zu tragen. In einigen europäischen Ländern ist dies alltäglich (vor allem England und Deutschland), in

den Ländern des Südens eher nicht³³. Deshalb handelt es sich bei der gesellschaftlichen Akzeptanz des Konsums von getragener Kleidung um eine erste wichtige Grundvoraussetzung für die Kollektivnutzung von Kleidung.

Zudem wird in der öffentlichen Aufmerksamkeit alte Kleidung zunehmend als eine Ressource begriffen.³⁴ Als Folge der Normalisierung von »overconsumption«³⁵ durch immer schneller werdende Fast-Fashion-Zyklen³⁶ von bereits zwölf Kollektionen im Jahr³⁷, entsteht ein nicht mehr mit natürlichen Rohstoffen zu deckender Ressourcenverbrauch.³⁸ Auf der Verbraucherseite zeigen Statistiken in Großbritannien, dass 21 % der Bekleidung dort in der Mülltonne entsorgt werden. Ein großer Teil wird Altkleidercontainern zugeführt und dann je nach Qualität für Teppiche, Automobilindustrie oder für den Verkauf in anderen Ländern sortiert. Der geringste Anteil gebrauchter Kleidung wird im Ursprungsland wieder verkauft³⁹. Der Wiederverkauf oder das weitere Zirkulieren von Kleidung hängt also von diesen beiden Vorbedingungen ab: Jemand

33 Interview Heike Derwanz mit Norbert Meiburg, 28.2.2014

34 »»Unlike growing public awareness of sustainability issues concerning food waste, plastic packaging, electronic goods, and toxic chemicals, for example, the value of used clothing is conceived in the Global North through the model of charitable donations, environmental protection, and widely distributed benefit.«, Norris 2012 (wie Anm. 31), S. 131. S. auch die schnelle Veränderung der Praktiken durch historische Ereignisse z. B. Weltwirtschaftskrise oder Zweiter Weltkrieg bei Strasser 1999 (wie Anm. 20) oder Howell 2012 (wie Anm. 24).

35 Chris Gibson, Elyse Stanes: Is Green the New Black? Exploring Ethical Fashion Consumption. In: Ethical Consumption. A Critical Introduction. Abingdon, New York 2011, S. 172.

36 Zurückgehend auf einen Artikel von Jonathan van Meter in der Vogue 1990, Elizabeth Cline: Overdressed. The Shockingly High Costs of Cheap Fashion. New York 2012, S. 17.

37 Kulturzeit Extra: »Leute Machen Kleider. Kulturzeit Extra. Mode, Ausbeutung und Kultur.« 2013. Kulturzeit. 3sat; Ellen Ruppel-Shell: Cheap: The High Cost of Discount Culture. New York 2009; Tamsin Blacard: Green Is the New Black. How to Change the World with Style. London 2007.

38 Der Bekleidungsriese Hennes & Mauritz möchte deshalb mit seiner Kampagne »Don't let fashion go to waste« unter anderem das Verständnis für diese Ressource wieder wecken. Eva Gustafsson, Daniel Hjelmgren, Barbara Czarniawska: Cloth Loop. An Attempt to Construct an Actor Network. In: Ekström 2015 (wie Anm. 14), S. 115–129.

39 Strobusch, Terpinc 1999 (wie Anm. 19), S. 18.

muss die Kleidung als Ressource erkennen, und es muss einen sozial akzeptierten Weg geben, die Kleidung weiter zu geben. Zwei Modelle dafür werden nun vorgestellt.

Zwei Modelle der Arbeit mit gebrauchter Kleidung in der Stadt

»Wir sammeln, verteilen, beschäftigen, qualifizieren...«⁴⁰

Der Begriff Kleiderkammer bezeichnet im Allgemeinen einen »Aufbewahrungsraum für (vorrätige) Kleidungsstücke, z.B. Uniformteile« und damit eine gemeinsame Sammlung einer Gruppe von Menschen. Kleiderkammern existieren heute in Deutschland als karitative oder gemeinnützige Institutionen. Sie sind oft an Kirchgemeinden gebunden, um für Bedürftige vor Ort Kleidung auszugeben, die in der Gemeinde gespendet wurde. Für die Kleiderkammer Wilhelmsburg werden zum einen Textilien aus 85 eigenen Containern oder Tonnen aus ganz Hamburg abgeholt und zum anderen Säcke und Taschen von eigenen LKW's oder Privatpersonen angefahren. Sie werden in einem Raum der Organisation im Stadtteil Wilhelmsburg sortiert. Die Kleiderkammer sammelt dabei nicht mehr für ein Lager, da zur Lagerung kein Platz vorhanden ist. Die Spenden werden an einem großen Sortiertisch in Kategorien wie Ober- und Unterbekleidung, Accessoires oder Kinderbekleidung sortiert⁴¹ (Abb. 3) und dann mit eigenen LKWs verteilt. Nur etwa 15 % der eingelieferten Waren entsprechen der ersten Qualität und werden weiter zirkuliert. Sie müssen völlig intakt sein, ohne Löcher oder Flecken⁴², und werden nach den ästhetischen Standards der Sortiererinnen bewertet. Der Rest wird von einer Textilrecycling-Firma abgeholt. Täglich bietet die Kleiderkammer fünf bis sechs Termine in Ausgabestellen in ganz Hamburg für je

40 Slogan der Kleiderkammer, <http://www.passage-hamburg.de/betriebe/kleiderkammer/leistungen.html> (Zugriff: 19.2.2015).

41 Leider durfte ich im Rahmen der Feldforschung aus arbeitsschutzrechtlichen Gründen nicht mitsortieren, konnte aber bei meinen Besuchen mit den MitarbeiterInnen sprechen und fotografieren.

42 S. dazu Mary Douglas' klassische Ausführung zum Zusammenhang von Schmutz und der Aufrechterhaltung sozialer Ordnung: Purity and Danger. An Analysis of Concepts of Pollution and Taboo. London 1966.

eine Stunde an.⁴³ In welchen Stadtteilen brauchbare Kleidung gesammelt wird und wo Kleidung abgegeben wird, ist nicht deckungsgleich⁴⁴.

Die Kleiderkammer Wilhelmsburg steht für ein Sammelmodell, welches direkt mit Zweigen der Hilfsorganisationen wie AWO, ASB, Malteser oder dem Deutschen Roten Kreuz mit allein 800 Kleiderkammern in Deutschland konkurriert. Sie wird zusammen mit der Kleiderkammer Harburg von der Passage Gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit und Integration mbH getragen. Als die meisten Kirchgemeinden ihre eigenen Kammern aufgaben, wurden hier 1984 mehrere zu einem gemeinnützigen professionellen Unternehmen zusammengelegt. Dieses arbeitet in einem räumlichen Gebiet, welches durch die Transformation der Hafenarbeit und infolgedessen von Armut und Arbeitslosigkeit geprägt ist. Nicht der Bedarf an Kleidung war die gestellte Hauptaufgabe, sondern die Bekämpfung von Langzeitarbeitslosigkeit. Neben den wenigen regulären ArbeiterInnen auf der Verwaltungsebene sind hier vor allem Menschen angestellt, die nach Jahren zum ersten Mal Wertschätzung durch ihre Arbeit erfahren sollen und sich an einen Arbeitsplatz anpassen müssen (Tab. 2). Die Arbeit in den verschiedenen Abteilungen ist nach Geschlechtern verteilt, die 35 Sortiererinnen sind weiblich, die Fahrer männlich.⁴⁵ Sie verdienen sich nach dem Modell der *Ein-Euro-Jobs* zusätzlich ein Euro sechzig Cent pro Stunde zu ihrem Arbeitslosengeld dazu. Da die Modelle zur Bekämpfung der Langzeitarbeitslosigkeit seit Jahren gekürzt werden und starken Veränderungen unterworfen sind, ist es die Hauptaufgabe der VerwaltungsmitarbeiterInnen, die Finanzierung sicher zu stellen und auf der städtischen Ebene Lobbyarbeit zu betreiben.

Aufgrund des gemeinnützigen Betriebsmodells sind die KundInnen der Kleiderkammer vorbestimmt: Sie müssen sich als Bedürftige ausweisen können, damit die Kleiderkammer nicht in Konkurrenz mit dem freien Markt der privaten Recyclingunternehmen tritt. Obwohl

43 <http://www.passage-hamburg.de/betriebe/kleiderkammer/standorte.html>
(Zugriff: 19. 2. 2015).

44 Interview Heike Derwanz, 28. 2. 2014: Die Qualität der Kleidung aus Wilhelmsburg wird von dem Geschäftsführer der Kleiderkammer als so gering eingestuft, dass dort nicht gesammelt wird.

45 In der Recyclingbranche werden Frauen als Sortiererinnen angestellt, weil sie »ein besseres Gefühl für Textilien haben« und hier in der Kleiderkammer die Arbeit unter Frauen mehr schätzen, bzw. einfacher zu organisieren ist, Interview Heike Derwanz, 28. 2. 2014.



Abb. 3: Sortiertisch Kleiderkammer Wilhelmsburg, © Heike Dewanz

Abb. 4: Werbung der Kleideri, © Die Kleideri

Bedürftige als RentnerInnen, Studierende und SozialhilfeempfängerInnen offiziell definiert sind, gibt die Kleiderkammer mit Bezug auf ethische Werte auch Kleidung an Nichtsesshafte, MigrantInnen und Menschen in akuten Notlagen, die sich nicht ausweisen können. Alle KundInnen, die als bedürftig identifiziert werden, können in Ausnahmefällen kostenlos, sonst für einen geringen Betrag, beispielsweise zwei Euro für eine Hose, Kleidung erhalten.⁴⁶

Sharing is Caring

Die Kleiderei war ein mit Kleidung gefüllter Raum, ab 2012 in St. Pauli und 2013 in der Sternschanze, der von den Abonentinnen besucht wurde. Wie in einer Bibliothek wurden die Kleidungsstücke hier entliehen und wieder zurück gebracht. Ab 2014 verlagerte sich die Ausleihe auf die Online-Kleiderei. Die Ausleihstelle als Ort für zufällige oder verabredete Begegnungen wurde dafür aufgegeben. Nach dem Motto: »Leihen statt Kaufen, Sharing ist Caring«⁴⁷ konnten die Abonentinnen für einen Mitgliedsbeitrag von 14 Euro im Monat maximal vier Stücke gleichzeitig ausleihen. Die ursprüngliche Idee war, Kleidung zugänglich zu machen, die nicht täglich getragen wird. Die Motivation der Kundinnen ist eine große Auswahl, der geringe Preis, keine Anschaffungsverantwortung und damit auch vermeintlich keine ökologischen Kosten.

Die Kleidung speist sich aus verschiedenen Quellen: der Hauptteil aus Stücken der Kleiderschränke der Betreiberinnen, von Flohmärkten, aus Spenden von Mitgliedern oder aus Prototypen oder anderen Spenden von lokalen DesignerInnen: »So bewahren wir, was da ist und verbrauchen keinerlei Ressourcen zur Neuproduktion.«⁴⁸ Die Kleidung wird von den beiden Organisatorinnen nach Authentizität, Stil, Marke oder Designer und Zustand bewertet und muss deshalb keine Intaktheit, wie

46 <http://drk-lkharburg.de/startseite/angebote/hilfen-in-der-not/kleiderkammern> (Zugriff: 19.2.2015).

47 Zum Unterschied von Sharing und Borrowing s. Rebecca Jenkins, Mike Molesworth, Richard Scullion: *The Messy Social Lives of Objects: Inter-Personal Borrowing and the Ambiguity of Possession and Ownership*. In: *Journal of Consumer Behaviour* 13, 2014, S. 131–139.

48 Online-Kleiderei Startnext 2014, <https://www.startnext.com/online-kleiderei> (Zugriff: 24.2.2015).

in der Kleiderkammer, aufweisen. Im Gegenteil: Alte Kleider aus den 1980er-Jahren können hier beispielsweise sehr hoch bewertet werden, wären in der Kleiderkammer jedoch aussortiert worden. Die Organisatorinnen investieren neben der Auswahl und Pflege der Kleidung sehr viel Zeit in repräsentative Maßnahmen wie Modeaufnahmen, um für das Modell zu werben. (Abb. 4) Sie sind präsent auf ihrer Webseite, Facebook, im deutschen Fernsehen, den deutschen Printmedien und auf Konferenzen. In den verschiedenen Bereichen überwiegt dabei ihre gestalterische Arbeit, weshalb ihre Rolle besser als die von Kuratorinnen verstanden werden kann. Sie schaffen einen wiedererkennbaren Stil und werten damit die gebrauchte Kleidung wieder auf.

Die Kundinnen der Kleiderlei leihen sich Kleidung, die sie temporär zu bestimmten sozialen Anlässen tragen. Sie wurden bei der Auswahl in der Kleiderlei beraten und stellten zusammen eine freundschaftlich-festliche Atmosphäre im Laden her. Das Ausleihen kann die Grenzen des persönlichen Stils spielerisch erweitern. Obwohl die Aufnahme frei war, waren vor allem Frauen von 20 bis 30 aus dem kreativen Arbeits- und Ausbildungsumfeld der beiden Betreiberinnen präsent. Zumindest in der lokalen Kleiderlei kann man das Modell als ein typisches Peer-to-Peer-Modell der Sharing-Economy bezeichnen. Durch den großen Erfolg der erst im November 2014 eröffneten Online-Kleiderlei wurde die lokale Ausleihstation zum 1. März 2015 geschlossen. Im Folgenden beziehe ich mich ausschließlich auf die lokale Kleiderlei, die durch die nicht-vorhandenen Transportkosten und den kleineren lokalen Nutzerinnenkreis andere Ressourcen mobilisiert hat, als es die deutschlandweite Online-Kleiderlei nun tut.

Wie können Kleider kollektiv verteilt sein?

Die kulturellen Bedingungen, dass Kleidung kollektiv genutzt wird, und die spezifischen Modelle dazu, führen zu der Frage, wie Kollektivnutzung sozial spezifiziert werden kann. In beiden Beispielen handelt es sich um die gleichen Produkte (Altkleider aus Hamburg), die an verschiedene NutzerInnengruppen auf verschiedene Art verteilt werden. Welche Personen und Gruppen bilden jedoch das Kollektiv? Im Betriebsmodell der Kleiderkammer sind SpenderInnen und NutzerInnen sozial und räumlich getrennt. Über das System der Spende und die Institution der Kirche

wird die zu Müll gewordene Kleidung in Qualitäten und Kategorien sortiert und neu bewertet. Sie erhält sogar einen neuen monetären Gegenwert, der die Bedürftigen zu KundInnen macht und ihnen hilft, die Bekleidung für sich höher zu bewerten⁴⁹. Die Kleidung zirkuliert jedoch in verschiedenen sozialen Schichten, von etablierten Klassenzugehörigkeiten nach abwärts. Das Kollektiv besteht in einer sozial und räumlich so stark getrennten Stadtgemeinschaft, dass es beispielsweise fast unmöglich erscheint, das abgegebene Kleidungsstück wieder an jemandem auf der Straße zu sehen. Dieses Konzept macht es möglich, dass SpenderInnen und NutzerInnen ihr »Gesicht wahren«. Nicht zuletzt erfolgt auch die Bezahlung der MitarbeiterInnen über Steuergelder. Weil aber bei den SpenderInnen das Bewusstsein für die neuen BesitzerInnen vorliegt, würde ich weiterhin von einem Kollektiv sprechen.

Das Gegenteil ist der Fall in der neuen Stadtgesellschaft der Sharing Economy als Peer-to-Peer-Modell⁵⁰: Das Leihen unter FreundInnen und in der Familie ist hier Pate des Ausleihens bei der Kleiderei⁵¹, und Nutzerinnen beziehen sich in Blogposts mit Stolz auf diese ungewöhnliche Biographie des Kleidungsstückes.⁵² Zwei Interpretationen sind hier möglich. Zum einen, dass geliehene Kleidung nicht auf einen festen Besitzstatus festgeschrieben sein muss⁵³ und die Kleidung im Gefühl einiger TrägerInnen tatsächlich der Gruppe der Nutzerinnen gehört. Dieses Gefühl, dass auch ich das Stück irgendwie besitze, hat sich während meiner einjährigen teilnehmenden Beobachtung bei mir nicht eingestellt. Ich habe meine geliehenen Kleider zu Hause separat aufbewahrt und bin für die richtige Pflege »in Stress« geraten. Bei einigen Stücken

49 Interview Heike Derwanz, 28.2.2014.

50 Rachel Botsman, Roo Rogers: *What's Mine Is Yours: The Rise of Collaborative Consumption*. New York 2010; Agyeman, McLaren, Schaefer-Borrego 2013 (wie Anm. 14); Juliet Schor: *Debating the Sharing Economy*. In: *Great Transition Initiative*, Oktober 2014 (n.d.), <http://www.greattransition.org/publication/debating-the-sharing-economy/> (Zugriff: 20.2.2015).

51 Jenkins, Molesworth, Scullion 2014 (wie Anm. 47), S. 131.

52 S. dazu Heike Derwanz: *Sharing und Caring in der Kleiderei. Kleidertausch als Peer-Produktion*. In: *Kuckuck – Notizen zur Alltagskultur, Sonderheft Allmende 1*, 2015, S. 36–40.

53 Ebd. 132; s. auch Andrea Vetter: *Beitragen statt Tauschen. Kulturanthropologische Perspektiven auf Peer-Produktion*. In: *Berliner Blätter 61*, 2012 (wie Anm. 27), S. 36–53.

hatte ich das Problem, sie wieder abgeben zu müssen, wie einer von mehreren Feldforschungstagebucheinträgen (6.6.2014) zeigt: »Ich mache mich mit dem Gedanken bekannt, dass ich das Hemd abgeben werde. Ich nehme es allerdings ungebügelt mit und bringe dies als Ausrede vor, um es nicht abgeben zu müssen. Im Laufe des Monats und des Sommers ringe ich mich aber dazu durch, das Hemd abzugeben.« Am 22.11.2014 notiere ich: »Zu Hause habe ich noch meine blaue Bluse. Wir gucken in das Buch und sehen, dass ich sie am 10. März ausgeliehen habe. Ich sage, dass es sonst gut klappt mit dem Zurück-Geben, nur eben mit der Bluse nicht. Sie sagt, dass sie schon Bescheid sagen, wenn sie sie zurück wollen, dass es aber kein so erfolgreiches Stück ist.« Die Initiatorinnen der Kleiderlei beurteilen aufgrund von Ausleihen und Gesprächen die Kleidungsstücke als sehr gefragt und weniger gefragt, die KundInnen entscheiden so indirekt mit, wie lange einzelne Personen ein Kleidungsstück behalten dürfen. Dies unterscheidet die Praxis von dem von Belk als »pseudo-sharing« bezeichneten kurzzeitigen Leihen, wofür das Wort »sharing« häufig benutzt wird.⁵⁴ Diese ausweitbaren Regeln haben sich kollektiv im Entwicklungsprozess herausgebildet, unterstützt durch die Tatsache, dass die NutzerInnen miteinander persönlich bekannt waren. Ist dieser Zugang zunächst klassenlos und offen als ein großer Freundeskreis mit Referenzpersonen der Kuratorinnen gedacht, kann die soziale Schwelle zum Betreten des Raumes durch das Vorherrschen eines bestimmten Körperbildes, eines Alters und einer intellektuellen-boheme-Ästhetik jedoch hoch sein. (Abb. 4) Die Abo-Gebühr ist ein zusätzlicher monatlicher Aufwand für Kleidung und auch die Zeit, die zur Auswahl im Laden verbracht wird. Hier greift deshalb eine typische Kritik an der Sharing Economy, die die Zielrichtung als »cater for more towards those who have means than those who don't«⁵⁵ beschreibt. Das Kollektiv besteht hier aus einer räumlich sich begegnenden Zielgruppe eines Milieus, die im Aussuchen und Stylen gemeinsam ästhetisch arbeitet und nacheinander die gleichen Kleidungsstücke leiht.

Wird im ersten Modell eine ökonomisch geordnete Gesellschaft fortgeschrieben, setzt sich das zweite Modell auf den ersten Blick über

54 Belk 2015 (wie Anm. 14), S. 199–213, hier S. 204.

55 Agyeman, McLaren, Schaefer-Borrego 2013 (wie Anm. 14), S. 23, oder Schor 2014 (wie Anm. 50) S. 8.

gesellschaftliche Schranken hinweg: Die Betreiberinnen teilen ihre Kleidung mit anderen. Sie organisieren den Zugang zur Kleidung durch die aufgestellten Regeln, Kleidungsstücke nicht kaufen zu können und nach einiger Zeit sauber zurück bringen zu müssen sowie Stücke vorbestellen zu können. Ebenso verhält es sich mit der Kleiderkammer, die verschiedene Rechte an Sortierung sowie Verteilung und Zugang hält. Auch sie behält sich vor, in der Praxis von den geschriebenen Regeln abzuweichen, wenn damit dem Ziel, Kleidung an Bedürftige zu verteilen, gedient ist. Beide Modelle als solidarisch im Sinne einer Verbundenheit und Unterstützung zu bezeichnen, wäre in meinen Augen falsch, wenn man die Ungleichverteilung von Kapital und Zugangschancen in Deutschland im Fall der Kleiderkammer und der Zugangsschranken wie Geld oder Habitus im zweiten Modell, der Kleiderei, ernst nimmt.

Dennoch schaffen die Kleiderkammer und die Kleiderei durch ihre Arbeit alternative Räume, wenn sie die sozialen Strukturen des Kleidungskonsums auch nicht angreifen. Gregson und Crewe sehen eine wesentliche Bedeutung von Secondhand-Cultures in der Neuschaffung von Räumen durch die Neubewertung von Müll.⁵⁶ Wie auch Jenkins et al.⁵⁷, betonen sie die kritische Aufweichung von festgelegten Konsumzyklen⁵⁸ und damit die Festschreibungen von Eigentümerschaft. In beiden Fällen entziehen die Institutionen die Kleidung dem Second-Hand-Markt für Kleidung und schaffen ein zum Markt alternatives Versorgungssystem. Sie entwickeln eigene Verteilungslogiken – anti-temporär und anti-modezyklisch – und verlängern den Lebenszyklus von Kleidung, die schon als Müll abgewertet war. Bewertungen erfolgen hier auf unterschiedliche Weise anhand der Integrität des Materials in der Kleiderkammer, anhand des Stils in der Kleiderei.

Diese Charakteristika können in Hinblick auf die Hegemonie des schnellen Kaufens und Wegschmeißens als in Ansätzen subsistenzstrategische und subversive Praktiken verstanden werden. Sie deuten auf eine nicht-kapitalistische Produktionsweise, wo »commons die Überwindung von Privateigentum, Knappheit, Lohnarbeit, Wettbewerb und Markt«⁵⁹

56 Gregson, Crewe 2003 (wie Anm. 5), S. 2.

57 Jenkins, Molesworth, Scullion 2014 (wie Anm. 48), S. 132.

58 Gregson, Crewe 2003 (wie Anm. 5), S. 2, oder Vetter 2012 (wie Anm. 53), S. 36–53.

59 Andreas Exner, Brigitte Kratzwald: Solidarische Ökonomie und Commons. Intro. Kritik und Utopie. Wien 2012, S. 23.

Kategorie	Kleiderkammer Wilhelmsburg	Die Kleiderei
Produkte	<ul style="list-style-type: none"> • Jedes Kleidungsstück von 1-Euro-ArbeiterInnen in Kategorien geordnet 	<p>Durch zwei KuratorInnen ausgewählte Einzelteile:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Designartikel • Massenmarken • Selbst-Genähtes • Vintage-Kleidung
NutzerInnen	<ul style="list-style-type: none"> • »Bedürftige«, die eine symbolische Summe zahlen • Obdachlose kostenlos 	<ul style="list-style-type: none"> • Jede Frau, die pro Stück 5 Euro oder 14 Euro pro Monat als Abonnement zahlt • Frauen in den 20ern, meist mit Ausbildung im Kreativsektor
Praktiken	<p>a) Verwaltungsabteilung (Geschäftsführerin, Manager, Sekretärin)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Organisation von Finanzen und Löhnen • Netzwerk mit städtischer Verwaltung • Überwachung Materialfluss • Kontrolle der Arbeit <p>b) Sortierungsabteilung (Vorarbeiterin, Sortiererinnen)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Sortieren in Kategorien, Material und Qualität • Kategorien und Qualitäten kennen und erkennen • Regeln beachten <p>c) Verteilungsabteilung (Fahrer)</p> <ul style="list-style-type: none"> • Laden und Entladen der eigenen Lastwagen • Transport zu Ausgabestationen • Ausleerung der Container 	<p>a) Organisation und Verwaltung</p> <ul style="list-style-type: none"> • Neue Kleidung finden und kaufen • Akten der NutzerInnen aktualisieren • Erinnerungs-SMS schreiben • Finanzen regeln (z.B. den Raum durch Nutzergebühren zahlen) • Netzwerke mit DesignerInnen <p>b) PR</p> <ul style="list-style-type: none"> • Soziale Medien • Pressematerial: Interviews, Fotos bereitstellen • Vorträge und Diskussionen <p>c) Umgang mit Kleidung und NutzerInnen</p> <ul style="list-style-type: none"> • Kontakt zu NutzerInnen halten (z. B. mit Partys) • Stilberatung bei der Auswahl • Geschichten über Kleider erzählen und sammeln • Reparieren und Säubern
Räume	<ul style="list-style-type: none"> • Auslieferung, Sortierraum und Büro in sozial benachteiligtem Stadtviertel • Verteilungsräume in Gemeindezentren in der Stadt • Lagerraum (knapp, siehe a-zyklisches Abgeben der Kleidung) 	<ul style="list-style-type: none"> • Ein zentraler Raum in Hamburg in einem lebhaften, gentrifizierten Viertel • Internet

Tab. 2: Vergleich Kleiderkammer Wilhelmsburg und Die Kleiderei

darstellen, hin. Sie bleiben aber beide in prägnanter Weise abhängig von der Neuproduktion und dem Wegwerfverhalten der Masse. Sie können das Bedürfnis der SpenderInnen der Kleiderkammer erfüllen, textile Rohstoffe nicht zu Müll, sondern zu einem Hilfsgut gemacht zu haben und selbst nun weiter modisch aktuell in den Läden konsumieren zu können. Sie können bei den Nutzerinnen der Kleiderei die Gewöhnung an das schnelle und nicht-gebundene Wechseln der Kleidung verstärken. Auch muss durch die kollektive Nutzung intensiver und häufiger gereinigt werden, was die Kleidung schädigt.

Schluss: Kollektivnutzung als Antwort auf die Frage der Nachhaltigkeit?

Kleiderei und Kleiderkammer sind zwei historisch unterschiedlich verteilte, aber sozial und ökologisch bedeutende Institutionsmodelle urbaner Kollektivnutzung. Sie ermöglichen Konsum jenseits des Einzelhandels und damit der von Industrie und Handel festgesetzten Preise. Die Kollektivnutzung ist eine Form der Weiternutzung von Kleidung. Sie ist aber nur eine von vielen Möglichkeiten der VerbraucherInnen, Kleidung nachhaltiger zu verbrauchen. Chris Gibson und Elyse Stanes listen dafür insgesamt sechs Praxisbereiche auf: erstens der Kauf hochwertiger Stoffe, zweitens das Recycling von Kleidungsstücken, drittens die Weiternutzung als Kleidung, viertens die Wahl klassischer Schnitte und Farben, fünftens das Reparieren und sechstens die Pflege beim Gebrauch, z.B. durch vorsichtigeres Waschen.⁶⁰ Die VerbraucherInnen haben damit im Zeitalter der Fast Fashion Spielräume, den Lebenszyklus ihrer Kleidung zu verlängern und selbst zu einer nachhaltigeren Umgangsweise mit Kleidung zu finden. Wenn der Preis und damit der Wert von Kleidung jedoch weiter fallen, zeigt sich noch deutlicher, welche kleinen Revolutionen Projekte wie die Kleiderkammer oder die Kleiderei täglich vollziehen.

Für die Arbeit von Kleiderei und Kleiderkammer habe ich drei kulturelle Voraussetzungen herausgearbeitet: Erstens muss – zumindest in einer sozialen Gruppe, die gebrauchte Kleidung abgibt – ein Überfluss an Stoff und Kleidung existieren. Zweitens die Tatsache, dass Kleidung von einigen Gruppen in der Gesellschaft nicht nach dem privaten

60 Gibson, Stanes 2011 (wie Anm. 36), S. 176 f.

Gebrauch als Müll, sondern als Ressource angesehen wird, die in weitere Zirkulation gegeben wird. Der Erfolg von E-Bay und Flohmärkten normalisiert das Abgeben und Verkaufen von gebrauchter Kleidung und eröffnet Möglichkeiten für eine Vielzahl anderer Institutionen, die auf Verkauf, Tausch oder Spende basieren. Trotzdem gilt es noch einmal zwischen Spende bzw. Gabe und Sharing oder kollaborativem Konsum zu unterscheiden.⁶¹ Spende ich meine alten Sachen der Kleiderkammer, überträgt sich die Eigentümerschaft. Wenn ich einer Freundin einen Pullover borge, teilen wir (Sharing). Wenn ich mit anderen Personen für einen monatlichen Beitrag ein Auto oder eben Kleidung nutze, ist das kollaborativer Konsum. Die Verantwortung und Eigentümerschaft liegt nicht bei mir. Leihe ich mir ein Kleid bei einem Garderobenverleih, habe ich ebenfalls vorübergehende genau festgelegte Nutzungsrechte erworben. Die letzten Modelle organisieren einen temporären Zugang, nur die Kleiderkammer organisiert den anonymen Eigentümerwechsel.

Die dritte Voraussetzung, um Kleidung kollektiv zu nutzen, liegt in der Art und Weise, die Übergabe anonym oder persönlich zu organisieren. Kleidung kann unter bestimmten sozialen Bedingungen der Übergabe⁶² über das System der Spende und Bedürftigkeit oder starker KuratorInnenpersönlichkeiten mit Fremden geteilt werden. Die Kollektivnutzung hat aber auch die materielle Voraussetzung, dass die Kleidungsstücke die Qualität für ein langes Leben haben müssen. So ist bekannt, dass besonders billige Kleidung von den KundInnen schneller weggeworfen wird⁶³ und die Stoffe nicht recycelt werden können⁶⁵. Die materielle, ökonomische und kulturelle Seite von Kleidung sollte deshalb für Nachhaltigkeitsfragen von allen daran arbeitenden Wissenschaften stärker zusammengeführt werden.

61 Belk 2015 (wie Anm. 14), S. 204.

62 S. z. B. Aneta Podkalicka, James Meese: »Twin Transformations«. The Salvation Army's Charity Shops and the Recreating of Material and Social Value. In: *European Journal of Cultural Studies* 15, 6, S. 721–735.

63 Department of Environment, Food and Rural Affairs (Defra): Maximising reuse and recycling of UK clothing and textiles, 2008: ii, http://randd.defra.gov.uk/Document.aspx?Document=EVO421_8745_FRP.pdf (Zugriff: 20.2.2015).

64 Interview Heike Derwanz mit Norbert Meiburg, 28.2.2014.

“Sharing, swapping, helping?”**On the collective use of clothing in urban settings**

Although clothing is so closely tied to identity and intimacy and has apparently become cheap and abundantly available in western Europe over recent decades, this article examines the collective use of clothing beyond family and friendship circles. To this end, two case studies in Hamburg were researched using ethnographic methods. The projects studied facilitate the consumption of clothing outside of retail and therefore outside of the prices fixed by industry and trade. However, while the *Kleiderkammer Wilhelmsburg* upholds society's economic order through anonymous donations, at first glance *Die Kleiderei* flouts social barriers through collaborative consumption. Through their work, both models produce alternative spaces of consumption and extend the life cycle of clothing that might otherwise be devalued as garbage.

Metamorphische Prozesse.

Der kuratierte Konsum, das Sammeln und die Museumsobjekte

Gudrun M. König

Der Aufsatz nimmt aktuelle Tendenzen eines kuratierten Konsums zum Anlass, um das Verhältnis von Museums- und Warenwelt zu reflektieren. Vor dem Hintergrund einer Anthropologie der Dinge werden Gestalt-, Bedeutungs- und Ortsveränderungen als Effekte musealer Praktiken verstanden. Das Changieren zwischen flüchtigen Bedeutungen, veränderlichen Konzeptionen und Funktionswandel der Museumsdinge, so die These, kann durch den Begriff der metamorphischen Prozesse beschreibbar gemacht werden.

Anlass der folgenden Überlegungen ist die Übernahme der Eisenwarenhandlung Klimesch in das Wiener Volkskundemuseum. Ein Ensemble an Dingen, Mobiliar, Waren und Gerätschaften, wird konserviert. Vergangene Handelspraktiken und Warenästhetiken auferstehen im Museum, sie haben in der ökonomischen Sphäre ausgedient und sind in die museale eingetaucht.¹

Bei diesem Wandern der Waren, dem Zirkulieren von Dingen, Ästhetiken und Zeigepraktiken zwischen beiden Sphären ist die Frage zu stellen, ob die Dinge vom Sammeln zum Forschen und Ausstellen eine Metamorphose, eine Verwandlung durchlaufen. Es geht daher zum einen um die Spezifik des musealen Objektverständnisses und zum anderen um historische und aktuelle Verbindungen zwischen Konsum und Museum. Kontrastiv kreist das Nachdenken zum einen um eine volkskundliche Privatsammlung der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert und zum anderen um aktuelle Transformationen in der Warenwelt.

1 Diesem Text liegt ein Vortrag zur Generalversammlung des Vereins für Volkskunde in Wien im März 2015 sowie erste Überlegungen bei der Jahrestagung der westfälischen Kommission für Volkskunde im Oktober 2014 zu Grunde.

In Concept Stores wird heute das Warenangebot kuratiert, in Concept Malls wird die Zusammenstellung spezifischer Läden, Dienstleistungen, Gastronomien und dekorativer Ausstattungen zur Aufgabe eines Intendanten. Die Übernahme von Begriffen der Museums- und Theaterwelt in die Konsumsphäre bietet einen Ansatzpunkt, um sowohl über zirkuläre Praktiken des Wissens, des Ausstellens und der Ästhetik als auch über die Reichweite des Begriffs der Metamorphose nachzudenken.

Ausgehend von den aktuellen Tendenzen eines kuratierten Konsums und den Wechselwirkungen zwischen Museums- und Warenwelt wird vor dem Hintergrund einer Anthropologie der Dinge in einem zweiten Schritt die Beziehung zwischen Museum und Ding analysiert. Im dritten Abschnitt zentriert sich die Frage nach dem musealen Original auf die Handhabungen im Umgang mit den Museumsdingen, um viertens die museale Metamorphose der Gestalt-, Bedeutungs- und Ortsveränderung als Effekte musealer Praktiken zu reflektieren. Der fünfte Punkt konzentriert sich auf die Kontingenz musealer Bestände und auf die Relevanz privater Sammlungen für eine volkskundliche Museumsgeschichte.

Der kuratierte Konsum

In der Moderne sind Museum und Warenhaus immer wieder als verwandte Institutionen bezeichnet worden, auch wenn sich eine bürgerliche Lesart um eine strikte Trennung der Sphären bemühte. Beide Institutionen häufen Dinge an: das Museum zur Bildung, das Warenhaus zum privaten Profit. In den letzten Jahren wurde in der Forschung auf parallele Anfänge auf den Weltausstellungen, auf die zirkulierenden Zeigepraktiken, Personen, Dinge und ästhetische Ideale zwischen beiden Sphären verwiesen.² Heute wird die Verbindung zwischen Museum und Warenhaus offen gelebt und exponiert. Es sind nicht mehr die Waren-Ausstellungen, an denen sich die Museen orientieren, sondern heute adelt das Museum die Warensphäre: Im Concept Store sollen die kuratorische Auswahl der Waren, die unerwartete Zusammenstellung und der

2 Vgl. Gudrun M. König: Die Schauplätze der Dinge. Das Zirkulieren der Exponate und des Wissens. In: Katharina Hoins, Thomas Kühn, Johannes Müske (Hg.): Schnittstellen. Die Gegenwart des Abwesenden. Bielefeld 2014, S. 13–32.

»Choc« der Überraschung – angelehnt an Walter Benjamin – die Kundschaft zum Kauf reizen und zur Wiederkehr vorbereiten.

Aufmerksam wurde ich auf das Prinzip Concept Mall durch eine Museumsweiterbildung am Berliner »Werkbundarchiv. Museum der Dinge« in Zusammenarbeit mit dem Joanneum Graz im November 2014.³ Auf der Arbeitstagung *Museumsstück und Stückgut. Vergleichende Betrachtung zur Museums- und Warenästhetik* gab es eine Diskussion mit Andreas Murkudis, einem der Ideengeber für Concept Stores und für die Einkaufsmall »Bikini Berlin«, eröffnet im April 2014. Er hat selbst eine Museumskarriere hinter sich. Daher sind der Transfer des Kuratierens und die Anverwandlung von Walter Benjamin-Zitaten in die Warenwelt wenig erstaunlich. Überraschend ist der Erfolg dieser Konzepte. Die Feuilletons lieben und ironisieren den kuratierten Konsum. Das Zeit-Magazin berichtet am Jahresende 2014 über die neue Vorliebe für Handarbeiten zum Stressabbau mit dem Verzicht, sich drängenden Gegenwartsfragen zu widmen. Neue Zeitschriftenkioske seien »eine kuratierte Boutique für Magazine und Lektüre der Gegenwart«.⁴ Im Museum hat die Bezeichnung Kurator den Konservator abgelöst. Der Glamour und der Erfolg dieses Wechsels der Benennung resultiert aus dem Publikumserfolg der Kunstmuseen und Kunstausstellungen. Das kuratorische Versprechen des Vorwissens und der Vorleistung war in der Konsumsphäre im Jahr 1988 mit dem Manufactum-Prinzip aufgegriffen worden, ohne dass damals der Begriff genutzt wurde. Die Nobilitierung der Waren durch Geschichten, die informative Gestaltung des Warenkatalogs, der Rückgriff auf vergessene Handwerkstraditionen und damit auf Geschichte hatte konservatorische und musealisierende Qualitäten der Auswahl, Pflege und Reanimation.

Die kuratierende Konsumentin (»curatorial consumer«⁵) hat der Soziologe Grant McCracken bereits in den 1980er-Jahren beschrieben, eine Idee, die kaum rezipiert wurde und die mit der aktuellen kuratierten

3 Vgl. https://www.museum-joanneum.at/fileadmin//user_upload/Museumsakademie/Veranstaltungen/2014/Programm_Museumsstueck_und_Stueckgut.pdf (Zugriff: 11.11.2015).

4 Julia Friedrichs: Die Welt ist mir zu viel. In: Zeit-Magazin, 30.12.2014, S. 17–26, hier S. 18.

5 Grant McCracken: Culture and Consumption. New Approaches to the Symbolic Character of Consumer Goods and Activities. Bloomington, Indianapolis 1988, S. 44.

Konsumszene wenig gemein zu haben scheint und doch vorausschauend wirkt. McCrackens Kuratorin der privaten Dinge, Lois Roget, hegt die familiären Erbstücke mit Sorgfalt, sie wählt und stellt sie aus. Jedes Objekt berge eine Geschichte, die verstorbenen Familienmitglieder seien in den Objekten gegenwärtig. Die kuratierende Konsumentin ist ein Gegenstück zu den Concept Malls, denn sie pflegt ihr Zuhause wie ein Museum. Das Geschichtenerzählen durch und über Objekte, die Auswahl, die Präsenz der (Familien-)Geschichte, das Zeigen und die Pflege sind die verbindenden Elemente und bilden eine Parallele zum musealen Geschehen.

Das Museumsding ist wie das Alltagsding der Veränderlichkeit von Bedeutungszuweisungen unterworfen. Dieses Changieren zwischen flüchtigen Bedeutungen, veränderlichen Konzeptionen und Funktionswandel, so die These, kann durch den Begriff der metamorphischen Prozesse beschreibbar gemacht werden.

Museum und Ding: Beziehungsgeschichten

Die Geschichte der Museen beschreibt eine Geschichte des Festhaltens an den Dingen. Im Jahr 1907 äußert sich Otto Lauffer, Germanist, Historiker, Kunsthistoriker und damals noch Direktor des Historischen Museums in Frankfurt/Main (und 1919 der erste Lehrstuhlinhaber der jungen Disziplin Volkskunde an der Universität Hamburg), über das historische Museum im Gegensatz zu den Kunst- und zu den Kunstgewerbemuseen: »Wenn wir [...] versuchen wollen, in eine Auseinandersetzung über Wesen und Wirken eines historischen Museums einzutreten, so müssen wir uns von vornherein darüber klar sein, dass die Behandlung dieses Themas [...] nicht gerade eine in jeder Beziehung dankbare Aufgabe sein kann.«⁶

Undankbar ist diese Aufgabe für Lauffer unter anderem wegen der Vielfalt der Museen, die sich als historisch verstehen und deren Aufgaben zu spezifizieren wären. Die Reflexionen über die Metamorphosen der Dinge im Museum beschränken sich daher auf kulturhistorische

6 Otto Lauffer: Das historische Museum. Sein Wesen und Wirken und sein Unterschied von den Kunst- und Kunstgewerbe-Museen. In: *Museumskunde* 3, 1, 1907, S. 1–14, hier S. 1.

Museen. Dinge werden als Artefakte, als dreidimensionale, greifbare Objekte mit polyvalenten Bedeutungen verstanden. Die Musealisierung bildet eine Bedeutungsebene des Bewahrens historischer Zeugen. Beim Zeigen werden die Museumsdinge zu pädagogischen Objekten. Die Bedeutung in Depot und Ausstellung sind demzufolge different.

Das Nachdenken über die epistemische Bedeutung und die Theoretisierung der Dinge blieben lange Zeit das Feld von Spezialisten. In zwei großen Schüben – um 1900 sowie seit den 1980er-Jahren – erlebt die Zuwendung zur materiellen Kultur als Reflex auf Prozesse technikbasierter und naturwissenschaftlicher Entmaterialisierung ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Diese Hinwendung zur materiellen Kultur,⁷ kurz gefasst als *material turn*, von dingaffinen bis dingfernen Fächern, von der Europäischen Ethnologie bis zu den Literaturwissenschaften, von der Wissenschaftsgeschichte bis zur Musikwissenschaft, entwickelt derzeit national wie international kohäsive Kräfte. Das jüngst erschienene *Handbuch Materielle Kultur* resümiert den Stand in den deutschsprachigen Wissenschaftsdisziplinen. Den Begriff der Metamorphose sucht man vergebens.⁸

Die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte des Museums war vor dem *material turn* ein Sammelbecken jener Spezialisten, die sich unter dem Stichwort einer Anthropologie der Dinge einten,⁹ der Anthropologie eines dinglichen Erkenntnisinteresses, wie es der Schweizer Volkskundler Richard Weiß Ende der 1950er-Jahre formulierte, nämlich »den Menschen durch die Dinge und in seiner Beziehung zu den Dingen zu erkennen«¹⁰. In den letzten beiden Jahrzehnten bekam die Museumsgeschichte mehrfach Auftrieb: Von der Wissenschaftsgeschichte und dem Blick auf die epistemischen Dinge, von der Neuropsychologie und ihren Wahrnehmungspostulaten sowie von all jenen dingfernen Wissenschaften, die

7 Vgl. Hans Peter Hahn (Hg.): *Vom Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Berlin 2015.

8 Stefanie Samida, Manfred K.H. Eggert, Hans Peter Hahn (Hg.): *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen – Konzepte – Disziplinen*. Stuttgart 2014.

9 Vgl. Gottfried Korff: *Igel oder Kuschtier. Anmerkungen zur Situation des Museums im Medienwandel der Informationsgesellschaft*. In: Michael Simon u.a. (Hg.): *Bilder, Bücher, Bytes. Zur Medialität des Alltags*. (=Mainzer Beiträge zur Kultur-anthropologie/Volkskunde, 3). Münster u.a. 2009, S. 59–69.

10 Richard Weiß: *Häuser und Landschaften der Schweiz*. Erlenbach-Zürich 1959, S. 292.

sich angesichts des *material turns* an die Lehrsammlungen und Musealisierung ihrer Disziplinen erinnert haben, wie etwa die zahlreichen Initiativen für Universitätsmuseen belegen.

Das Original als wissenschaftliche Tatsache

Das Original oder Relikt als eine museale »Tatsache« muss in Anlehnung an den Wissenschaftstheoretiker, Mikrobiologen und Mediziner Ludwik Fleck beide Wortebenen umgreifen: die Taten und die Sachen.¹¹ Erst die Kombination macht aus dem Artefakt das deponierte oder exponierte Museumsding. Fleck hat erkenntnistheoretisch die Konstruktion von Wissen untersucht.¹² Eine wissenschaftliche Tatsache gerät zum Effekt wissenschaftlicher Praxis, die auf Denkstilen und Denkkollektiven beruht.¹³ In diesem Sinn wird das so genannte Original erst durch diverse museale Praktiken zum Beleg historischer Zeugenschaft. Bereits beim Sammeln und der musealen Übernahme wird perspektivisch ausgewählt. Benennen, Beschreiben, Sortieren, Ordnen, Klassifizieren und Zeigen eröffnen jeweils spezifische Sinnhorizonte.

In der wissenschaftlichen Museumsliteratur wird in der Regel der Kontexttransfer thematisiert: Aus Gebrauchszusammenhängen wird der Alltagsgegenstand in den geschichtsdeutenden Kontext des Museums übertragen. Die Frage nach den metamorphischen Prozessen zwischen Sammeln, Forschen und Zeigen wendet sich gegen die statische Auffassung von Museumsobjekten, gegen die Vorstellung, sie seien zuerst Stellvertreter historischer Existenz. Der Kulturphilosoph und Sprachwissenschaftler Didier Maleuvre beschreibt Dinge als »Ergebnis eines abgeschlossenen Prozesses« und »Sedimente menschlichen Handelns«¹⁴.

11 Vgl. Gudrun M. König (Hg.): Anschauungsmaterial. Fachgeschichte als Sachgeschichte. Tübingen 2007, S. 9–10.

12 Vgl. Anja Zimmermann: Ästhetik der Objektivität. Genese und Funktion eines wissenschaftlichen und künstlerischen Stils im 19. Jahrhundert. Bielefeld 2009, S. 39.

13 Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre von Denkstil und Denkkollektiv. Frankfurt a. M. 1980.

14 Didier Maleuvre: Von Geschichte und Dingen. Das Zeitalter der Ausstellung. In: Carolin Meister, Dorothea von Hantelmann: Die Ausstellung. Politik eines Rituals. Zürich, Berlin 2010, S. 19–46, hier S. 34.

Sie ragen jedoch nicht nur beim Exponieren in die Gegenwart hinein, sondern ihr konzeptioneller Ort ist ebenfalls ein gegenwärtiger Effekt, nämlich wie wir uns – jetzt – die Dinge denken. Das Fragmentarische der Überlieferung, so Gottfried Korff, fordere zur jeweils neuen Aneignung heraus.¹⁵ Beim Herauslösen aus dem ersten Funktionszusammenhang des alltäglichen Gebrauchtwerdens und Einkaufens wie in der Eisenwarenhandlung sowie beim Eintauchen in den zweiten Funktionszusammenhang des musealen Deutens wird das Objekt durch Beschriftung und Betextung minimal transformiert. Es wird zum Objekt der Erkenntnis und Erinnerung, als Musealie jedoch steht es uns weitgehend unverändert gegenüber.

Insbesondere in Bezug auf Alltagsgegenstände kritisiert der Kunsthistoriker Michael Fehr die Zurichtungen der Museen scharf. Auf die Konzeption der Objekte beschränkt, sieht Fehr sie einem Arsenal an musealer Zumutung ausgesetzt: Exponate würden kolonisiert, im musealen Setting des Zeigens diszipliniert, aus Gebrauchszusammenhängen ausgegrenzt, vitrinisiert, sinnlos arrangiert, dysfunktionalisiert und der ursprüngliche Warencharakter der Dinge systematisch unterdrückt.¹⁶ Fehrs scharfe Kritik der musealen Immunsierung gegen den Warencharakter der Dinge und gegen die museale Reduktion auf eindeutige Kontexte korrespondiert mit der konzeptionellen Polyvalenz der Dinge. Deponat wie Exponat sind Vertreter multipler Kontexte und dies sollte in der musealen Präsentation hervorgekehrt werden. Fehrs Einwurf von der Dysfunktionalisierung der Objekte im Museum trifft hingegen nur halb, treten die Dinge im Museum doch in neue Funktionszusammenhänge ein: Dokumentieren, Zeugen, Belegen, Erinnern, Unterhalten, Vergnügen, Bilden und Wissenstransfer.

Der Historiker Henning Trüper hat einige Überlegungen zur wissenschaftshistorischen Deutung von Notizsammlungen entwickelt, die sich auf Objektsammlungen übertragen lassen. Mit Trüper ist die

15 Gottfried Korff: Zur Eigenart der Museumsdinge. In: Martina Eberspächer, Gudrun M. König, Bernhard Tschöfen (Hg.): Museumsdinge deponieren – exponieren. Köln 2002, S. 140–145, hier S. 143.

16 Michael Fehr: Das Museum als Ort der Beobachtung Zweiter Ordnung. Einige Überlegungen zur Zukunft des Museums. In: Rosemarie Beier (Hg.): Geschichtskultur in der Zweiten Moderne. Frankfurt a. M. 2000, S. 149–166.

»Materialität der Notiz ontologisch überdeterminiert«. ¹⁷ Das gilt mit ihrer Mehrdeutigkeit auch für die Dinge: Sie sind ein materielles Objekt, ein Konstrukt, ein Speichermedium und ein Indiz.

An diesem Punkt muss die summarische Bezeichnung der Dinge nach Gebrauchsweisen differenziert werden, wobei alle hier betrachteten Gegenstände eint, dass sie ehemals überhaupt eine Gebrauchsfunktion hatten und nicht allein der Kontemplation oder der ästhetischen Erfahrung dienten. Die Art der Transformation könnte abhängig sein von der Klasse der Gegenstände, die betrachtet wird. Kleidung etwa ist ein ganz spezifisches Objekt, an ihr wird die Verwandlung vom Gebrauchsobjekt zum Museumsobjekt eigenartig deutlich. Der promovierte Philosoph und Schriftsteller Günther Anders bezeichnet die Kleidung als eine »eigene Klasse« von Objekten: »Zum Wesen der Kleidung gehört es nämlich – und dieses Merkmal macht sie zu einer »eigenen Klasse« – daß sie uns nicht »gegenübersteht«, sondern uns »sitzt«, und zwar so passend, so angegossen, so widerstandslos, daß sie als Gegenstand in der Benutzung nicht gespürt oder erfahren wird.« ¹⁸ Die Spezifik des vestimentären Objektstatus kann mit Karl Marx argumentativ gestützt werden, der Mitte des 19. Jahrhunderts konstatierte: »Ein Kleid wird erst wirklich Kleid durch den Akt des Tragens« ¹⁹, womit er die Realisierung des Gebrauchswerts in der Aneignung thematisiert. Kleidung ist ohne die Praktiken, Situationen und Kontexte des Handelns nicht zu erfassen, sie ist »ein Objekt der Performativität«. ²⁰ Die konstitutive Verbindung von Körper und Kleid sowie die museale Abwesenheit der korporalen Dimension lässt sie erst dort zum Objekt, zum Gegenstand und Gegenüber werden. Für jede Objektklasse gelten unterschiedliche Regeln der Übertragung und differente Kombinationen der Referenzpunkte im Bedeutungsnetz.

17 Henning Trüper: Unordnungssysteme. Zur Praxis der Notizführung bei Johan Huizinga. In: *zeitenblicke* 10, 1, 9.8.2011, http://www.zeitenblicke.de/2011/1/Trueper/index_.html (Zugriff: 1.11.2015).

18 Günther Anders: *Die Antiquiertheit des Menschen*, Bd. 1: Über die Seele im Zeitalter der zweiten industriellen Revolution, München 2002 [1956], S. 194.

19 Karl Marx: Einleitung zur Kritik der politischen Ökonomie. In: Ders., Engels, Friedrich: *Werke*, Bd. 13, Berlin 1971, S. 615–641, hier S. 623.

20 Gabriele Mentges: Kleidung als Technik und Strategie am Körper. Eine Kulturanthropologie von Körper, Geschlecht und Kleidung. In: André Holenstein u.a. (Hg.): *Zweite Haut. Zur Kulturgeschichte der Kleidung*, Bern u.a. 2010, S. 15–42, hier S. 36.

Museale Metamorphose: Explikation des Begriffs

Habe ich bisher den Begriff Metamorphose nah am Alltagsgebrauch eingesetzt, so muss darauf verwiesen werden, dass zu Beginn des 21. Jahrhunderts der Begriff mit dem Ziel wieder in Mode kam, ihn in den Geisteswissenschaften »epistemisch fruchtbar« zu machen; er wurde in der Naturwissenschaft, Literatur und Kunst stetig verhandelt, aber kaum im weiteren Sinn mit Begriffsexplikationen befrachtet.²¹ Der Literaturwissenschaftler Peter Kuon gibt zu bedenken, man adle unter Umständen Banalitäten, wenn jede Veränderung und Verwandlung Metamorphose genannt werde. Der Begriff müsse profiliert werden, um ihn für die Beschreibung »nicht-linearer historischer, kultureller und ästhetischer Prozesse tauglich« zu machen.²² Als Fachbegriff umfasst Metamorphose in der Mythologie die Verwandlung von Menschen oder Göttern in Tiere, Pflanzen, Quellen; in der Zoologie die Verwandlung der Puppe in den Schmetterling, in der Botanik die Entwicklung vom Dorn zum Blatt, in der Musik die Verwandlung eines musikalischen Themas. Naturwissenschaftlich verweist der Begriff auf eine wiederholbare, gesetzmäßige Verwandlung; die mythologische Metamorphose dagegen ist in der Regel einmalig und nicht vorhersehbar.²³ Für Kuon verbietet sich die Anlehnung an einen naturwissenschaftlichen Metamorphosen-Begriff, der aus der Evolutionstheorie des 19. Jahrhunderts übernommen wurde, da kulturelle Prozesse nicht naturgesetzlich erklärbar seien. Für die Metamorphose als geisteswissenschaftlichen Begriff bleibe daher nur der Rückgriff auf den Metamorphosen-Begriff der Mythologie mit der Konzentration auf den Gestaltwechsel von Menschen in unterschiedliche Wesen. Beide Wege scheinen für unsere Fragen nicht ganz geeignet, jedoch sowohl die Wiederholbarkeit der Handlung, wie der Gestaltwandel geben einen Indizienrahmen für metamorphische Prozesse.

Ergänzend ist die Auseinandersetzung mit Dingen in der künstlerischen Produktion hilfreich, denn sie geht selbst vom Objekt aus und nicht von seiner verschriftlichten Form. *Die Metamorphose des Dinges*

21 Herwig Gottwald, Holger Klein: Vorwort. In: Konzepte der Metamorphose in den Geisteswissenschaften (=Wissenschaft und Kunst, 2). Heidelberg 2005, S. VII.

22 Vgl. Peter Kuon: Metamorphose als geisteswissenschaftlicher Begriff. In: Gottwald, Klein 2005 (wie Anm. 21), S. 1–16, hier S. 1.

23 Vgl. ebd., S. 2.

lautete der Titel einer europäischen Wanderausstellung über Kunst und Antikunst zwischen 1910 und 1970.²⁴ Vom Kubismus über Futurismus, Dadaismus und Surrealismus, von der Assemblage über die Abstraktion, den Realismus und die Pop-Art wurden die Verwandlungen der Alltagsdinge in Kunstwerke verfolgt. Auch in diesen Transferakten wurde der Gegenstand seinen Zwecken und Gebrauchszusammenhängen entfremdet. Diese Parallele ist wissenschaftshistorisch plausibel, da die so genannten primitiven Kulturen von der künstlerischen Avantgarde und den ethnographischen Wissenschaften zeitgleich als ästhetische und wissenschaftliche Reservoirs entdeckt wurden. Im Sinne von James Clifford können ethnographische Wissenschaften und Surrealismus als zwei korrespondierende Weisen interpretiert werden, mit den Kontrasten von Fremdheit und Vertrautheit umzugehen.²⁵

Im künstlerischen Ausstellungskontext bekommt der Alltagsgegenstand neue Bedeutungen, die gegen die »Eindeutigkeit der Dingzusammenhänge« gerichtet sind.²⁶ Ein Paradebeispiel für diese künstlerische Bedeutungsgenerierung vom Alltagsgegenstand zum Kunstwerk ist das Urinal von Marcel Duchamp (1917). Erst der Transfer in die fremden Museumsräume weist den Gegenstand als Träger von Bedeutungen aus, resümiert Jörn Merkert.²⁷ Aus der Introspektion der Naturwissenschaft, Literaturwissenschaft und der Kunstwissenschaft bleiben daher drei Charakteristika metamorphischer Prozesse bestehen: Formveränderung, Bedeutungsveränderung, Ortsveränderung. Bezogen auf die materielle Kultur resultiert daraus eine flexibilisierte Konzeption des Dingbegriffs mit einem Netz an Bezugsgrößen und Bedeutungen. Die Metamorphose ist als ein Begriff der Veränderung geeignet, situative Bedeutungen von Dingen zu erfassen und dem wandelbaren Status der Dinge Rechnung zu tragen. Der Begriff haftet nicht statisch an den bedeutungsoffenen Dingen, sondern er nimmt die Polyphonie von den Waren über den Gebrauchsgegenstand bis zum Museumsobjekt oder Abfallprodukt auf. Metamorphische Prozesse werden dem transformativen Gehalt der

24 Neuer Berliner Kunstverein e.V. (Hg.): *Metamorphose des Dinges. Kunst und Antikunst 1910–1917*. Brüssel 1971.

25 James Clifford: *On Ethnographic Surrealism*. In: *Comparative Studies in Society and History* 23, 4, 1981, S. 539–564.

26 Vgl. Neuer Berliner Kunstverein 1971 (wie Anm. 24), S. 74.

27 Ebd., S. 78.

diversen Sinnzustände von Sammlungsobjekt, Forschungsgegenstand und Exponat gerecht. Dies setzt aber voraus, dass die musealen Zurichtungen reflektiert und die Vorstellungen einer feststehenden musealen Bedeutung revidiert werden. Museale Kontextualisierung, so folgt daraus, erfordert die Transparenz einer Multikontextualisierung.

Fragmentarik des Sammelns

Der museale Bestand hat den ersten metamorphischen Prozess der Ortsveränderung aus dem Alltag in das Depot durchlaufen. Konstitutiv ist die Fragmentarik und Kontingenz des Überlieferungs- und Auswahlprozesses beim Sammeln und Erwerben. In der volkskundlichen Museumsgeschichte blieb lange Zeit insbesondere die Rolle der privaten Sammler und Sammlerinnen bei der Musealisierung unterbelichtet. Das Wiener Volkskundemuseum hat mehrfach deren Arbeit durch Forschungen erhellt,²⁸ wie auch andere Museen und Studien in der Aufarbeitung ihrer Geschichte jüngst verstärkt auf den Einfluss von Privatsammlern und Initiativen aufmerksam gemacht haben.²⁹ Jedoch verblieben insbesondere ältere Studien im Exempel verhaftet und der strukturelle Einfluss auf die Musealisierung wurde kaum systematisch verfolgt. Mit dem praxeologischen Blick einer historischen Epistemologie wurden in einem kürzlich abgeschlossenen Forschungsprojekt die Praktiken des Sammelns, Kategorisierens und Ausstellens des Uhrenfabrikanten und Sammlers Oskar

28 Österreichisches Museum für Volkskunde (Hg.): *Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern*, Wien 2004; Kathrin Pallestrang: *Die Textilmustersammlung Emilie Flöge*, Wien 2012.

29 Claudia Selheim: *Die Entdeckung der Tracht um 1900. Die Sammlung Oskar Kling zur ländlichen Kleidung im Germanischen Nationalmuseum. Bestandskatalog*, Nürnberg 2005; Claudia Selheim: »Eine große und sehr planvoll angelegte Sammlung von Volkstrachten aller deutscher Stämme« – Sammlung und Sammlungsstrategie des Dr. Oskar Kling. In: Mäzene, Schenker, Stifter. *Das Germanische Nationalmuseum und seine Sammlungen (Kulturgeschichtliche Spaziergänge im Germanischen Nationalmuseum 5)*, Nürnberg 2002, S. 95–103; Franka Schneider: *Die Sammlung als räumliche Praxis. Das Beispiel der volkskundlichen Sammlung von Adolf Schlabitz*. In: Friedrich von Bose u.a. (Hg.): *Museum hoch x. Zur Neuvermessung eines mehrdimensionalen Raumes*, Berlin 2011 (=Berliner Blätter 57), S. 119–130.

Spiegelhalder (1864–1925) verfolgt.³⁰ Gefragt wurde nach den Zurichtungen und Ordnungen jener Objekte, die ins Museum als historische Zeugnisse zur Anschauung gelangten. Das Projekt führt zurück in jene Jahre um 1900, in denen die »Erfassung, Ordnung und Hierarchisierung volkskundlicher Themenfelder und Wissensbestände«³¹, wie das Friedemann Schmoll bezeichnet hat, vorrangig waren. Die Institutionalisierung als akademische Disziplin war noch nicht vollbracht. Der Fabrikant aus Lenzkirch hat zwischen den 1890er- und 1920er-Jahren drei Sammlungen ländlicher Stuben, Kleidung und regionaler Handwerksprodukte (Uhren, Gläser, Stroharbeiten) zusammengestellt und an die Museen in Freiburg, Karlsruhe und Villingen verkauft.³² Zusammen sind das gut 5.000 Objekte.³³ Siegelhalder gilt als ein Privatsammler, der maßgeblich die volkskundliche Museumsgeschichte beeinflusst hat.³⁴ Dieser Einfluss, so ein Resultat des Forschungsprojektes, äußerte sich in einer Beschleunigung der volkskundlichen Musealisierung.³⁵ Die Energie, die Zeit und das Geld, das Spiegelhalder in seine Kontakte, Erwerbungen und Sammlungsverwaltung steckte, waren durch seine regelmäßigen

- 30 Das Projekt »Das Unsichtbare und das Sichtbare. Zur musealen Herstellung von Region« der TU Dortmund in Kooperation mit dem Franziskanermuseum Villingen, gefördert von der VolkswagenStiftung, 2011–2015.
- 31 Friedemann Schmoll: *Verbandlungen. Basel und die schweizerisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen in der Volkskunde*. In: Franziska Schürch, Sabine Eggmann, Marius Risi (Hg.): *Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung*. Münster 2010, S. 99–112, hier S. 107.
- 32 Michaela Haibl u.a. (Hg.): *Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalder als Wissenschaftsamateur*. Villingen-Schwenningen 2015.
- 33 Vgl. Raimund Adamczyk: *Oskar Spiegelhalder, 1864–1925*. Villingen-Schwenningen 1989, S. 39.
- 34 Vgl. Bernward Deneke: *Zur Sammlungsgeschichte volkskundlicher Museumsbestände*. In: Wolfgang Brückner, Bernward Deneke (Hg.): *Volkskunde im Museum. Perspektiven musealer Sammel- und Darbietungspraxis. Geschichte und Problematik des ‚Volkskundlichen‘ in kulturhistorischen Museen*. Würzburg 1976, S. 261–276, hier S. 274; vgl. zu Oskar Spiegelhalder die Magisterarbeit von Brigitte Heck: *Zur Entstehungsgeschichte volkskundlicher Sammlungen. Oskar Spiegelhalder und sein Beitrag zur Museologie*. Unveröff. Universität Freiburg 1989.
- 35 Gudrun M. König: *Die exponierte Privatsammlung und die Beschleunigung der Musealisierung*. In: Michaela Haibl u.a. (Hg.): *Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalder als Wissenschaftsamateur*. Villingen-Schwenningen 2015, S. 35–60.

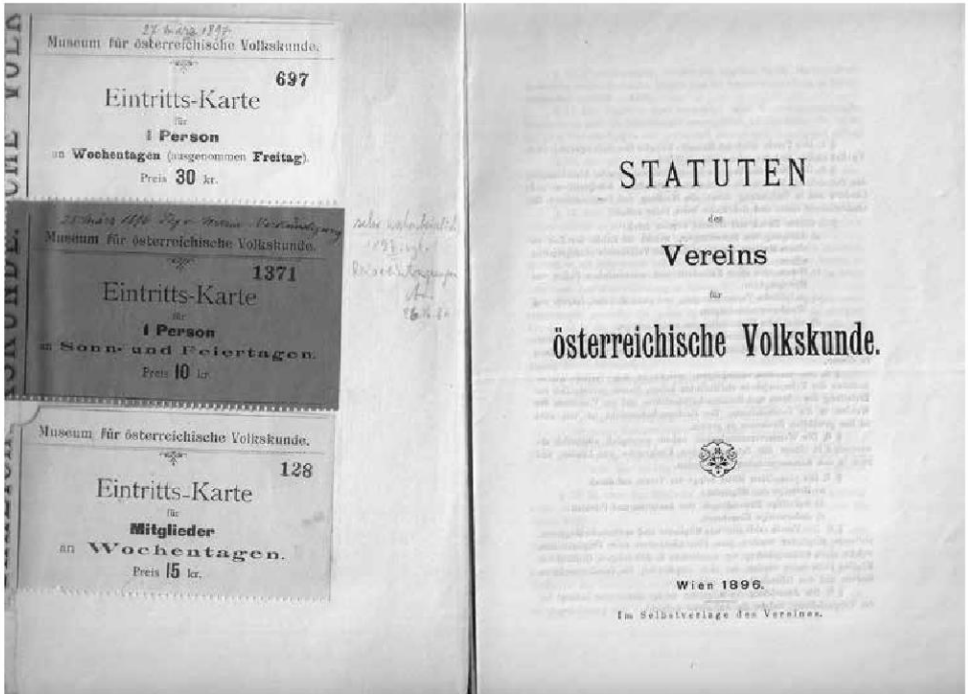


Abb. 1: Eintrittskarten für Wochen- sowie Sonn- und Feiertagen, 1896/97; eingeklebt in die Statuten des Vereins für Österreichische Volkskunde, Wien 1896. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Privatbibliothek Spiegelhalter V 71.



Abb. 2: Mitgliedskarten des Vereins für Österreichische Volkskunde, 1898 und 1899; eingeklebt in den Katalog der Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Wien 1897. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Privatbibliothek Spiegelhalter V 71.

Frühjahrs- und Herbstreisen als Handelsvertreter im Zentrum Europas von Luxemburg bis Schweden extrem verdichtet.

Spiegelhalder thematisiert seinen Initiationsakt als systematischer Sammler als Ergebnis eines zufälligen Besuchs im Berliner Volkskundemuseum des Jahres 1890.³⁶ Von da an pflegte er seine Museumskontakte systematisch, studierte Auktionskataloge und heuerte Gewährsleute zum Sammeln an. Spiegelhalder war gut, aber nicht akademisch ausgebildet und lernte durch Anschauung auf seinen Reisen, durch Museumsbesuche, Sammlerfreunde, Ausstellungsbesuche und wissenschaftliche Literatur. Mit den Strategien und Praktiken des musealen und kommerziellen Zeigens seiner Zeit war er außergewöhnlich gut vertraut. Im Frühjahr 1897 reiste er von Dresden über Prag nach Wien. Er besuchte in drei Tagen zweimal das Museum für Österreichische Volkskunde und im Burgtheater das Stück *Bürgerlich und Romantisch* von Eduard von Bauernfeld. Er wurde Mitglied im Verein für Österreichische Volkskunde, klebte drei Eintrittskarten in das Statutenheft und studierte intensiv den Museumskatalog von Michael Haberlandt.³⁷ Er machte sich Randnotizen und Zeichnungen, so dass ersichtlich wird, wie er sich von den Objekten und der Zusammenstellung der Sammlung inspirieren liess: »Haben wir das?«, lautet seine Notiz im Pluralis Majestatis neben der Katalognummer 3807 den »Taufschuhen aus Seidenbrokat«. ³⁸ Er notierte ihm fehlende Objekte, zeichnete den Grundriss einer Stube auf die Rückseite und befestigte seine Mitgliedskarte des Jahres 1897 vorn und die der Jahre 1898 und 1899 hinten auf die Innenseiten des Katalogs. Obgleich Oskar Spiegelhalders Absichten der Zusammenstellung einer Schwarzwaldsammlung galten, holte er sich seine Anregungen aus den Museen der europäischen Metropolen. Sein Sammeln weist über die Region hinaus und wirkt auf sie zurück. Neben den Objekten, die ihm zugezogen wurden und die er über ein System von Gewährsleuten erwarb, wechselten andere von einem Sammelkontext professionell bewahrender Attitüde in einen prä-musealen Sammlungskontext, denn sie waren bei

36 Vgl. Besucherbuch der Sammlung Spiegelhalder, Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Best. 2.42.1 Nr. 1–8, S. 2.

37 Michael Haberlandt: Katalog der Sammlungen des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien. Wien 1897. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen, Privatbibliothek Spiegelhalder V 71.

38 Vgl. König 2015 (wie Anm. 35), S. 35–60, hier S. 55.

seinem Ankauf oft durch Pfarrer, Handarbeitslehrerinnen und Sammlerkollegen bereits separiert, historisiert und rekultiviert.

Spiegelhalder war europäisch orientiert und schätzte gerade deshalb den heimatlichen Schwarzwald, eine Region, die durch die Musealisierung touristisch miterschlossen wurde. Spiegelhalder machte seine Sammlung im eigenen Haus öffentlich zugänglich und lud auf einem Plakat in deutscher und englischer Sprache zur unentgeltlichen Besichtigung in den Sommermonaten ein. Auf einer Gewerbeausstellung zeigte er seine Schwarzwaldstuben und damit sich vertraut mit den Expositionsstrategien seiner Zeit. Mehrfach geht Spiegelhalders Interesse an der Dokumentation über in die Herstellung von Sichtbarkeit. Aus Fotografien werden in medientechnischer Umkehrung Aquarelle und damit zu Bürgen frisch hergestellter Originale.

Unablässig war er europaweit in Kontakt mit Museen, Direktoren und Konservatoren – mit den Museen in Nürnberg, Wien, Skansen, Prag. Hier lernte er zu sehen und zu schauen, wenn man Ludwik Flecks Unterscheidung teilen mag: »Wir schauen mit den eigenen Augen, aber wir sehen mit den Augen des Kollektivs [...]«. ³⁹ Das Kollektiv, dem er sich über seine Mitgliedschaft neben dem Wiener Verein auch im Verein der Kgl. Sammlung für deutsche Volkskunde Berlin und der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zugehörig fühlte, war der Stil des Denkens der sich disziplinär etablierenden Volkskunde. Gut ausgebildet und vielgereist, entsprach er dem Sozialmilieu jenes Wirtschaftsbürgertums, das sich um 1900 neben der bildungsbürgerlichen Gruppe der Lehrer und Pfarrer für die Dokumentation der Spuren ländlicher Lebensweise einsetzte. Ihn prägte jedoch noch ein zweites Kollektiv, nämlich der Denkstil des Händlers, der Wissenschaftskontakte wie Kunden pflegt, der auf Sichtbarkeit setzt, dokumentiert, bilanziert und die Museale als Ware auslegt. Seine Gruppierungen der Objekte, seine Zeigegesten auf dem Papier, seine Auswahl der Objekte demonstrieren paradigmatisch, wie das Sammlungs- und Museumsobjekt in eine Vielzahl von Praktiken eingebettet ist und Taten wie Sachen einander bedingen.

39 Ludwik Fleck: *Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze*. Frankfurt a. M. 1983, S. 157.

Resümee: Metamorphische Prozesse

Das Museum hat die Aufgabe, die Mehrdeutigkeit der Dinge in kohärente Sinngefüge zu überführen. Kuratoren reduzieren diese Polyvalenz bei der Aufnahme in das Inventar und sortieren nach disziplinären Leitlinien. Wie Klassifikationen Deutungshorizonte vorgeben, haben Fiona Cameron und Sarah Mengler in ihren Forschungen über die museale Dokumentationspraxis gezeigt. Ein Silberlöffel des 18. Jahrhunderts kann in einem Museum als Industriekunst inventarisiert werden, in einem anderen als Kunstgewerbe und wieder im nächsten unter Silber oder einfach Industrie abgelegt werden.⁴⁰

Die Reflexion musealer Zurichtungen beginnt beim Sammeln, setzt sich bei Benennungen, Ordnungen und Klassifikationen fort und wird im Exponat zur Anschauung gebracht. Der Begriff der metamorphischen Prozesse reagiert auf die Flexibilisierung der Bedeutungszuweisungen. Das Museum als Gehäuse für Objekte, Techniken und Praktiken zu verstehen, heißt, dass durch spezifische wissenschaftliche Handhabungen die materiellen Objekte in variable Bedeutungs- und Wissenssysteme transferiert werden. Nicht die Sachen, sondern auch Taten werden archiviert und musealisiert. Sie hinterlassen Spuren auf den Objekten und materialisieren sich in Aufschreibesystemen auf Blättern, Büchern und Bildern. Zu den metamorphischen Prozessen gehören auch die Wanderungen aus der und in die Konsumsphäre. Was sich in Objekten materialisiert und sedimentiert ist eine Beziehungsgeschichte zwischen Menschen und Dingen. Die Fähigkeit der Dinge zu zeugen, ist keine vorgegebene Eigenschaft, sondern ein Produkt dieser Beziehung: von den Zufällen der Überlieferung bis zu machtvollen Interessenslagen, »denn die machtvolleren Dinge bestimmen durch ihre größere Chance zum Erhalt, ihre gewichtige Position im Diskurs und ihre hohe Anmutungsqualität das Wissen über die Vergangenheit mit und verlängern so deren Machtverhältnisse.«⁴¹

40 Fiona Cameron, Sarah Mengler: Complexity, Trans-disciplinarity and Museum Collections Documentation: Emergent Metaphors for a Complex World. In: *Journal of Material Culture* 14, 2009, S. 189–218.

41 Lioba Keller-Drescher: Fragment und Ereignis – Zu Bedingungen der Möglichkeit historischer Anthropologie. In: *Fragment und Ereignis – Zu Bedingungen der Möglichkeit historischer Anthropologie*. In: *H-Soz-Kult*, 26.06.2012, <http://www.hsozkult.de/debate/id/diskussionen-1812> (Zugriff 1.11.2015).

In der Produktion und der Kommunikation kulturwissenschaftlichen Wissens sollte daher mit reflektiert werden, wie die Aussagen an und mit Objekten hergestellt werden und welche Metamorphosen das Museumsobjekt durchlaufen hat. Die Übernahme der Eisenwarenhandlung Klimesch in das Museum bewirkt durch die Translozierung einen metamorphischen Prozess, der den Status der Objekte grundsätzlich ändert: Eine Warenhandlung wird zu musealen kuratierten Waren. Man könnte aktuell von einer Inflation des Kuratorischen sprechen und damit von der Nobilitierung der Warenwelt durch die museale Situation, allerdings scheint es doch nur eine neue Variante des permanenten Austauschverhältnisses zwischen Museums- und Konsumsphäre, wie dies seit mehr als einhundert Jahren zu beobachten ist.

Metamorphic processes.

Curated consumption, collecting and museum objects

The article takes the current tendency towards curated consumption as an opportunity for reflecting on the relationship between the world of the museum and that of the consumer. Informed by an anthropology of things, changes in form, meaning and location are understood as the effects of museological practice. The oscillation between fleeting meanings, shifting conceptions and the altered function of museum things can, it is argued here, be described using the concept of metamorphic processes.

Chronik der
Volkskunde





Jahresbericht Verein für Volkskunde und Österreichisches Museum für Volkskunde 2014¹

Mitglieder

- Neue Mitglieder: 28
- Ausgetreten: 22
- Mitgliederzahl: 627

Besucherinnen und Besucher

- Gesamt 29.253 (2013: 32.339)
- Vermittlung 9.121
- NÖ Card 1.912
- frei 2.048

Ausstellungen

aus dem Jahr 2013 weiterlaufende Ausstellungen
(siehe Jahresbericht 2013)

- Objekte im Fokus: Hieb. Stich. Schuss, Dagmar Butterweck
- Sinne und Dinge: Bienenwachs und Honigkuchen, Nora Witzmann

neue Ausstellungen 2014

- Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie, Herbert Justnik
- Objekte im Fokus: Arbeiten ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg: Stick- und Knüpfmusterstücke, Kathrin Pallestrang
- Past Future Perfect. Volkskundemuseum trifft auf slowenisches Design, Barbara Lipp
- Baum-Zeit! Vor und nach dem Fest, Kathrin Pallestrang, Katrin Prankl, Claudia Peschel-Wacha, Maria Seidl, Mona Waldner, Nora Witzmann

¹ Kurzfassung; Vollversion über <http://www.volkskundemuseum.at> abrufbar

Gastausstellungen

- »Avusturya! Österreich!« 50 Jahre türkische Gastarbeit in Österreich
- Mein Leben in Österreich 2014. Fotoausstellung, UNHCR – Langer Tag der Flucht
- Wien unterm Mikroskop. Starren + Scharren

Sammlungen

Zuwachs: 381 Nummern (86.854–87.234), davon 352 Schenkungen
 Objektdatenbank: 48.533 Datensätze (Stand 2013: 48.800,
 Bestandsbereinigung von externen Objekten)

Leihgaben und Leihnahmen

- 180 Leihgaben, 8 Dauerleihgaben, 1.251 Objekte in eigenen Ausstellungen
- 81 Leihnahmen, 308 Dauerleihnahmen

Digitalisierung

Insgesamt wurden 3.000 Objekte digitalisiert, Objektdaten verfeinert und teilweise neue Fotos erstellt.

Donatorinnen und Donatoren von Sammlungsgegenständen

(Entscheidung über Angebote fällt in KuratorInnensitzungen):

Anonymus (einige SpenderInnen wollen nicht genannt werden);
 Hannelore Baumgartner, Bad Vöslau; Gertrud Budischek, Wien;
 MMag. Dr. Gerhard Deimel, Wien; Brigitta Dirnberger, Wien;
 Maria Diwold, Wien; Bundespräsident Dr. Heinz Fischer;
 Ferdinand und Josef Fromholzer, Deutschland; Annemarie
 Grohmann, Wien; Christine Grübl, Wien; Dr. Elfriede Haslauer,
 Wien; Mag. Lieselotte Krammer da Silva; Dr. Diemut Kastner;
 DI Sandra Kockerbeck; Mag. Maria Kreitschek, Wien; Barbara
 Lipp, Wien; Katharina Maislinger, Neukirchen/Enknach; Monika
 Maislinger, Korneuburg; Kathrin Pallestrang, Wien; Gertrud
 Petermair, Wien; Doz.Dr. Manfred Rauchensteiner; Renate
 Reznik, Wien; Franco von Rosenfranz, Italien; Ing. Johann
 Soukup, Wien; Hermine Anna Steinmetz, Wien; Mag. Joachim
 Stingl, Wien; Regina Targyik, Wien; Dr. Gertrude Toccafondi,
 Wien; Mag. Ursula Vita, Wien; Mag. Eva Völkel; Mag. Hans
 Wellner, Wien; Mag. Brigitte Ziegler-Hanak, Wien.

Forschung

- Ausstellungsprojekte (siehe oben)
- Beantwortung von rund 100 wissenschaftlichen Anfragen
- Digitalisierung Sammlung Gugitz, Nora Witzmann, Irmgard Kaffl, Ann Sluzina
- Farbstoffanalyse Trestererkostüm, Kathrin Pallestrang
- SachenWörterWörterSachen in Kooperation mit dem Institut für Sprachwissenschaft der Karl-Franzens-Universität Graz, Elisabeth Egger
- Fortsetzung FWF-Projekt »Das Österreichische Museum für Volkskunde 1930–1950«, Birgit Johler, Magdalena Puchberger
- Fortsetzung der Arbeit am Bestandskatalog Aerophone, Walter Deutsch, Elisabeth Egger
- Einreichung Provenienzforschungsprojekt in der Museums-sammlung (Museumsförderung des Bundes)

Publikationen

- Stick- und Knüpfmuster ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg. Aus der Sammlung des Volkskundemuseums Wien
- Gestellt. Fotografie als Werkzeug in der Habsburgermonarchie
- Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS LXVIII/GS 117
- Nachrichtenblatt Volkskunde in Österreich
- Heiligenverehrung und Politik. Grundsätzliches und Beispielhaftes aus kulturwissenschaftlicher Sicht
- 40 Jahre Playmobil – 40 Jahre Geschlechterstereotype?
- »Gerstensaft gibt Muth und Kraft!«
- Experimental design. The merits of experimental exhibitions in cultural and historical museums.
- In the footsteps of a myth: Galicia in the Wiener Volkskunde-museum.

Bibliothek

- BesucherInnen: 344, Anzahl der benutzten Medien ca. 1.200, Zuwachs an neuen Medien ca. 1.355, Anzahl Retrokatalogisierung 1.757
- Gesamter online Datenbestand per 31.12.2014: 52.478
- ÖZV-Volltextversionen online im Jänner 2014 abgeschlossen, über die Museumshomepage abrufbar

- Tauschverkehr mit 230 fachverwandten Institutionen weltweit

Archiv

- Transkription und Digitalisierung der Vereinsprotokolle von 1920 bis 1927
- Sichtung des Aktenmaterials des ehemaligen Ethnographischen Museums Schloss Kittsee
- Ergänzung der historischen Liste der Vereinsmitglieder (1894–1911 und 1937–1976)

Vermittlung

- Kulturvermittlungsprojekt »Die Liebe und ihre Symbole« – kooperatives Forschen und Ausstellen im Rahmen von culture connected
- Kooperation mit Science Center Netzwerk
- Indoor-Spielplatz Februar bis März
- Teilnahme an externen Vermittlungsprojekten und Wiener Veranstaltungen
- 220 Führungen in den stehenden Vermittlungsangeboten
- Programme im Rahmen von Ferienspieltagen, Kinderaktivtagen

Veranstaltungen

- 42 (Vorträge, Workshops, Tagungen, Exkursionen, ...)
- Kooperation mit espressofilm (16 Spieltage, wieder ca. 6.000 BesucherInnen)

Studienreisen und Exkursionen

- Das Waldviertel schreibt Geschichte: Rund um Gmünd und das Flüchtlingslager des Ersten Weltkriegs
Busexkursion des Vereins für Volkskunde anlässlich der Sonderausstellung »Objekte im Fokus: Arbeiten ruthenischer Flüchtlinge im Ersten Weltkrieg. Stick- und Knüpfmusterstücke«.
Besuch des Stadtmuseums und Führung im Glas- und Steinmuseum, in Gmünd-Neustadt; Führung durch die Ausstellung »Am Anfang war das Lager« im ehemaligen Arbeiterheim und geführter Rundgang auf dem ehemaligen Gelände des Flüchtlingslagers aus dem Ersten Weltkrieg.
Reiseleitung: Barbara Lipp

- Wissenschaftliche Einbegleitung: Kathrin Pallestrang
- Von Holzknechten, Waldbauern und Pechern
Die Exkursion im Vorfeld der Ausstellung »Sinne und Dinge: Baum-Zeit! Vor und nach dem Fest« führte zu den Museen in Mürzsteg und Gutenstein, die sich den Themen Waldarbeit und Holzbearbeitung verschrieben haben. Zu Mittag gab es Sterz von der offenen Feuerstelle. Der Waldpädagoge und Pecher Bernhard Kaiser erläuterte die Arbeit mit Christbaumkulturen beim abschließenden Besuch in Waidmannsbach.
Reisebegleitung: Claudia Peschel-Wacha

Kooperationen mit Institutionen (national / international)

AAP Lehrerfachverlage GmbH, Hamburg, Deutschland; Abteilung Geschichte/Politische Bildung, Pädagogische Hochschule NÖ, Baden; Alpines Museum der Schweiz, Bern, Schweiz; Bezirksamt Josefstadt, Wien; Bezirksmuseum Alsergrund, Wien; Bezirksmuseum Josefstadt, Wien; Center for Music, SOAS University of London, UK; Central College in Vienna; Culture Brains, Wien; Department of Ethnology, National Museum in Poznan, Polen; Direktion Kultur, Amt der OÖ Landesregierung, Linz; Durst Phototechnik AG, Brixen/Bressanone, Italien; ECM Lehrgang, Wien; Egerland-Museum, Marktredwitz, Deutschland; espressofilm, Wien; Familienbund Wien; Gesellschaft für Historische Waffen- und Kostümkunde, Berlin, Deutschland; Haus der Bayerischen Geschichte, Bayerisches Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Augsburg, Deutschland; Historisches Seminar, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Deutschland; Hochschule Luzern – Musik, Schweiz; IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften an der Kunstuniversität Linz; Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien; Institut für Geschichtswissenschaft, Universität Bremen, Deutschland; Institut für kunst- und musikhistorische Forschungen, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien; Institut für Kunstgeschichte, Katholische Universität Lublin, Polen; Institut für österreichische Geschichtsforschung, Wien; Kulturagenda – Institut für Museen, Kulturwissenschaft und Publikum, Wien; KulturKontakt Austria, Wien; Les amis de la danse baroque, Dresden, Deutschland; Liegnitzer Kultur Centrum, Legnica, Polen; Ludwig Boltzmann Institut

für Kriegsfolgen-Forschung, Graz; MA 42 - Wiener Stadtgärten, Wien; Museen der Stadt Wien – Stadtarchäologie, Wien; Novella Könyvkiadó és Könyvkereskedelmi Kft., Budapest, Ungarn; Ober-rheinisches Bäder- und Heimatmuseum, Bad-Bellingen-Bamlach, Deutschland; Polizeimuseum, Bundesministerium für Inneres, Sicherheitsakademie, Wien; Sächsische Akademie der Wissen-schaften, Leipzig, Deutschland; Sächsische Bildungsagentur, Koor-dinierungsbüro der Ziel3-Projekte, Görlitz, Deutschland; Science Center Netzwerk, Wien; Seminar für Volkskunde/Europäische Ethnologie, Westfälische Wilhelms-Universität Münster; Servus in Stadt und Land, Wien; Soroptimist International Österreichische Union, Wien; Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde, Dieten-heim; Textilarchäologie und Fundaktenarchiv der Prähistorischen Abteilung, Naturhistorisches Museum, Wien; Textilhanddruckerei Fromholzer, Ruhmannsfelden, Deutschland; Tiroler Volkskunst-museum, Innsbruck; Universität für Bodenkultur, Wien; Univer-sity of Western Sydney, Australien; Verlag Anton Pustet, Salzburg; wienXtra; wohnpartner-Team 22, Wien; Wiener Stadt- und Lan-desarchiv, Wien.

Personal

- 17 Vertragsbedienstete (teilw. 50%), 5 Vereinsangestellte, 15 Freie DienstnehmerInnen oder Fallweise Beschäftigte
- Ehrenamt: »Schneebälle« leisteten 2.300 Arbeitsstunden in allen Bereichen des Museums
- Volontariate: 20 Personen (aus Österreich, Deutschland, Bosnien-Herzegovina, Mazedonien, USA, Bulgarien, Ungarn) leisteten 4.030 Arbeitsstunden

Infrastruktur

- Implementierung und Einführung der Software Microsoft Dynamics CRM
- Umbau des Lifts gemäß EU-Norm, somit als Personenaufzug nutzbar, Fertigstellung
- Hauptsicherung und Sicherungskasten wurden gemäß EU-Norm umgebaut und im Zuge dieser Umbauarbeiten die ehemalige Portierswohnung mit neuer Elektroinstallation versehen; weiters wurde der Stromkasten in der Einfahrt umgebaut und mit einem

- Starkstromanschluss für Veranstaltungen versehen; von der Textil-Restaurierwerkstatt wurde ein Starkstromanschluss zur Gartenmauer für Veranstaltung verlegt
- Einrichtung und Eröffnung des Museumscafés »Kredenz«
 - Öffnung des Tores zum Schönbornpark und Schaffung eines öffentlichen Durchgangs im Vestibül

Einnahmen/Ausgaben 2014 Verein für Volkskunde

Einnahmen gesamt	€ 849.761,-
Davon die wichtigsten Positionen	
BMUKK Subvention	€ 530.000,-
Förderungen	€ 155.408,-
Eigene Einnahmen	€ 111.270,-
 Ausgaben gesamt	 € 887.806,-
Davon die wichtigsten Positionen	
Sachaufwand (Mieten, Betrieb, Energie, Slg, Bib, ...)	€ 351.912,-
Personalkosten Verein	€ 196.837,-
Dienstleistungshonorare (Reinigung, Bewachung, ...)	€ 40.014,-
Ausstellungen	€ 75.548,-
Kulturvermittlung	€ 17.941,-
Publikationen	€ 50.061,-
PR, Werbung	€ 13.066,-

Anmerkung: Überjährige Reserve wurde kleiner; ausstehende EU-Gelder sind im Jänner 2015 eingetroffen.
Steuerliche Absetzbarkeit von Spenden wurde 2014 zuerkannt!

Festsetzung des Mitgliedsbeitrags per 1.1.2015

Mitgliedsbeitrag € 27,- / Studierende bis 27. Lebensjahr € 8,-
(wurde in der Generalversammlung am 14.03.2014 angenommen)

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde:

Normalpreis € 38,- / Mitglieder € 26,-

Generalversammlung des Vereins für Volkskunde, 13. März 2015
16.00–17.00 Uhr kunsthistorische Führung für Mitglieder des Vereins
sowie für Studierende des Instituts für Europäische Ethnologie
ab 17.00 Uhr Generalversammlung

Tagesordnung

- 1) Begrüßung
- 2) Jahresbericht
- 3) Kassenbericht und Entlastung des Vorstands
- 4) Vorhaben – MitarbeiterInnen des Hauses stellen Projekte vor
- 5) Provenienzforschung – Bericht der Provenienzforscherin
Dr.ⁱⁿ Claudia Spring
- 6) Allfälliges

Forum

Wünsche an Verein und Museum können formuliert werden
(moderiert von Susanne Böck, culture brains)

19:00 c.t. Vortrag

Prof. Dr. Gudrun M. König, TU Dortmund: Metamorphosen
der Dinge. Anmerkungen zu Begriff und Sache
Wein und kleines Buffet

Matthias Beitzl

Interdisziplinäre Tagung »Der Alltag der (Un)sicherheit.

Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft« der Universitätsinstitute Graz und Wien, 6. und 7. November 2015, Universität Graz

Katharina Eisch-Angus (Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie, Universität Graz) und Alexandra Schwell (Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien) luden am 6. und 7. November 2015 zur interdisziplinären Tagung »Der Alltag der (Un)sicherheit. Ethnographisch-kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft« nach Graz. Diese Tagung bedeutete ein erstes und an Vortragsthemen breit umrahmtes Zusammenführen des gemeinsamen Forschungsschwerpunktes – der kulturwissenschaftlichen Erforschung von Sicherheit/Unsicherheit – der beiden Veranstalterinnen.

Mark Maguire (Anthropologe, Maynooth) sprach in der Eröffnungsk keynote über »Biometrische Systeme zweiter Generation«, wie BASS oder FAST, die nicht mehr nur Fingerabdrücke oder Gesichter erfassen und erkennen können, sondern auch Emotionen, die im weitesten Sinne als Lügendetektoren funktionieren sowie über die Messung und Identifikation körperlicher Zustände, die so das Ziel verfolgen, »malintent« (von *malicious intention*) ausfindig zu machen. Ihr Zweck ist also: »detecting evil«. Maguire konzentrierte sich in seinem Vortrag auf den Einsatz dieser Technologien auf Flughäfen und beforschte 2011/2012 anthropologisch-ethnografisch die Ausbildung von so genannten *security operators* zur Bedienung solcher Systeme. Sicherheit erscheint ihm als ein produzierendes Moment, denn Counter-terrorism-Screenings und ihre Anwender_innen schaffen und fixieren auf ihrer Suche nach »malintent« Werte wie »good« und »evil«.

Das erste Panel sammelte in einem breiten Sinn Beiträge zu »Kontrollregimen« und spannte dabei einen Bogen zurück ins 19. Jahrhundert. Stefan Groth (Kulturanthropologe/Europäischer Ethnologe, Bonn) sprach über verstärktes Auftreten bzw. Transformationen von Sicherheits- und Kontrollregimen durch zunehmend industrielle Produktionsbedingungen am Beispiel der Krupp'schen Stahlfabriken und Arbeiter_innensiedlungen. Niklas Barths (Soziologe, Hamburg) Beitrag handelte von den diagnostischen Möglichkeiten des »Hausarztes«, der als erstes und meist technisch wenig ausgerüstetes Glied in der Befundungskette

unter Bedingungen von Oberflächlichkeit und daher auch Unsicherheit ›operiert«. Barth analysiert diese (unterstellte) diagnostische Unsicherheit jedoch nicht als personenbezogenes Versagen, sondern als systemimmanent und als Symptom eines ›modernen‹ Sicherheitsdispositivs. *Martina Röthl* (Europäische Ethnologin, Innsbruck) sprach über die existenzielle Abhängigkeit der Vermieter_innen von Ferienunterkünften vom Funktionieren des Tourismus. Sicherheit erschien in ihrem Vortrag vordergründig als eine existenzsichernde Sicherheit, als Bedürfnis nach dem Fortbestand des Tourismus im von ihr untersuchten geografischen Raum Tirol.

Panel 2, »Strategien«, wurde vom Philosophen *Christoph Paret* (Konstanz) und der Kulturanthropologin *Sophia Booz* (Tübingen) bestritten. Emanzipation in neoliberale Zusammenhänge gebracht bedeute, so Paret, ein Subjekt durch konstante Forderung seiner Selbstoptimierung in einen ebenso konstanten Zustand der Verunsicherung und des Verantwortungsdrucks zu versetzen. Diese neoliberalen »emanzipatorischen« Techniken kontextualisierend, analysierte er drei fiktive, wie auch historisch reale Beispiele, in denen emanzipatorisches Handeln durch Provokation bzw. Manipulation eines Subjektes erreicht wird, und nicht durch gesellschaftlichen Druck zur fortwährenden Selbstoptimierung. Paret stellte die Frage, ob diese »Provokationstechniken« Auswege aus den von der Gouvernamentalitätsforschung betonten »Fallen der Freiheit« bedeuten könnten. Booz stellte das Vernichten von Akten als Handlungsstrategie zur Herstellung von Sicherheit, die durch den Fortbestand des Materials bedroht sein könnte, vor. Auf Basis der Durchsicht von Werbeanzeigen von Maschinen zur Aktenvernichtung in Bürozeitschriften und Interviews mit Nutzer_innen solcher Maschinen analysierte sie den Begriff der Sicherheit im Kontext des Datenschutzes als »Metaargument« hinter der Aktenvernichtung. Sicherheit erscheint hier als Gewissheit, als emotional aufgeladener Zustand, als ein Bedürfnis der Nutzer_innen und als motivierendes Moment zur Verwendung von Aktenvernichtern.

Die Vorträge der beiden Veranstalterinnen wurden im Panel »Sicherheit und Emotion« zusammengeführt. *Alexandra Schwell* widmete ihren Vortrag dem »Nexus von Sicherheit und Angst«. Sie erläuterte an Hand einer Reportage in der Bild-Zeitung und einem persönlichen, angstauslösenden Erlebnis in Israel den Prozess der Securitization, des »Doing Sicherheit«. Schwell beschrieb, wie also aus einem Thema ein Sicherheitsthema wird und welche Rolle Angst, als körperliche Empfindung/

Reaktion auf reale oder nicht reale Bedrohungsszenarien, dabei spielt. Die Eckpfeiler dieses Prozesses sind der *securitizing actor*, etwa der Autor der Reportage, der nicht unbedingt menschlich sein muss, aber ein Objekt/Sachverhalt einem Publikum als bedrohlich kommuniziert und ein Publikum. Schwell betonte, dass dieses Publikum – in einem ihrer Beispiele die Leser_innen der Bild-Zeitung – niemals ein passives ist, sondern im praxeologischen/akteurszentrierten Sinne der Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie stets aus handelnden Akteuren/Akteurinnen besteht, die Angst empfinden. Zum besseren Verständnis dieser emotionalen Komponente, dem »Doing Angst« oder »Doing Emotionen«, forderte Schwell bei der Genese von Sicherheitsthemen die verstärkte Zusammenarbeit von Kulturwissenschaften und Emotionsforschungen. Während Alexandra Schwells Vortrag von als bedrohlich empfundenen Szenarien und damit verbundenen Ängsten handelte, thematisierte *Katharina Eisch-Angus* einen »Ernstfall«: den Absturz der Germanwings-Maschine in den französischen Alpen im März dieses Jahres. Eisch-Angus griff Schwells Betonung des niemals nur passiven Publikums auf, situierte die Forscherin wie auch ihre Gefühle und Ängste inmitten dieses Publikums und der Narrationen von Sicherheit und referierte über methodische Implikationen des »Ethnografierens von Sicherheit«. Ziel ist dabei, so Eisch-Angus, »ein Prozess reflexiver Objektivierung, der ethnografische Erkenntnis innerhalb alltäglicher Kontexte gewinnt, eingebunden in die alltäglichen Aushandlungen im Raum der Kultur zwischen gesellschaftlichen Normstrukturen«.

Den Ausklang des ersten Tages bildete eine Artist's Conversation zwischen der Grazer Künstlerin und Musikerin *Reni Hofmüller* und zwei geflüchteten Männern, *Hussein Azarang* und *Mazen Abu Khaled*. Die drei Protagonist_innen präsentierten einen Film, der anlässlich des kürzlich zu Ende gegangenen Refugee Protest Camp in Graz gedreht wurde. Das anschließende Gespräch handelte von Lebenswelten, in denen die Sicherheit des eigenen Lebens in Gefahr ist, Narrationen von Bedrohungen durch Sicherheit-suchende Flüchtlinge und (wechselseitigen) Ängsten.

Anstelle von *Werner Schiffauer*, der als Keynote-Speaker des zweiten Tages vorgesehen war, sprang *Nils Zurawski* (Soziologe/Ethnologe/Geograf, Hamburg) mit einer ausgedehnten Version seines für denselben Nachmittag angesetzten Kurzvortrags ein. Zurawski versinnbildlicht Sicherheit als eine Festung, die sich durch ein Außen und ein Innen konstituiert und sich aus der Verfremdung des Außen reproduziert. Die

Verfremdung des Äußeren dieser Festung funktioniert nach Zurawski über die Markierung von topografisch bereits gut bekannten Räumen als Gefahrenzonen zu »imaginären Geografien der Sicherheit«. Sicherheit »kolonisiert« demnach Räume und schafft dabei Unsicherheit und Gefahren. Diese imaginierten Geografien, die durch ihre konstante Neuproduktion das Narrativ von Sicherheit am Leben erhalten und ständig zu neuem Aufleben entzünden, suggerieren oder gestalten – besonders durch ihre schriftliche Fixierung auf Karten, erstellt beispielsweise durch Sicherheitsfirmen – Wirklichkeiten. Besondere Aktualität verlieh Zurawski seinem Vortrag durch Bezugnahme auf den Diskurs zur »aktuellen Flüchtlingssituation«, in der Europa als Festung durch Flüchtende, die von außen kommen, in Gefahr sein könnte.

Im Panel »Migration« sprachen *Maria Schwertl* (Europäische Ethnologin, München) über Eurosur, *Lee Hielscher* (Kulturanthropologe/Europäischer Ethnologe, Berlin) über eine »Task Force« in Berlin-Neukölln und *Sara Nimführ* (Erziehungswissenschaftlerin/Empirische Kulturwissenschaftlerin, Wien) von Lebenswelten »nicht abschiebbarer Geflüchteter« auf Malta. Maria Schwertl fächerte ambivalente (mediale) Konnotationen von Eurosur und Frontex zwischen humanitärem Einsatz, Ausrüstung von und für Grenzschützer_innen, kommunikativem Werkzeug und einem todbringenden, Menschenrechte verachtenden, technischen System auf. In ihrer laufenden Forschung möchte sie den Fokus weniger auf Frontex bzw. Eurosur richten, sondern verstärkt auf Akteur_innen der Wissensproduktion davor, dahinter und dafür, und auch hier auf die Ambivalenzen derselben. Berlin-Neukölln, so Lee Hielscher, sei ein »Bezirk der Superlative«, er habe die gefährlichste Schule, die gefährlichste Buslinie, etc. der Stadt und das Grundnarrativ von Neukölln sei somit jenes der Gefahr. Neukölln diene, so Hielscher, auch immer wieder als medialer und politischer Referenzpunkt, wenn es um die Auswirkungen von Migration auf städtische Räume geht. Hielscher analysierte Ordnungspolitiken des Quartiersmanagements in Neukölln, besonders des Quartiers Schillerpromenade, ein gründerzeitliches Viertel in »proletarisierter« Umgebung. Diese Ordnungspolitiken praktizieren eine Rechtfertigung durch immer wiederkehrende Betonungen von Gefahren und spalten dabei zwischen Bewohner_innen, deren Behagen im öffentlichen Raum schützenswert ist, und Zielgruppen von Interventionen, die bürgerliches Behagen gefährden. In ihrer Forschung auf Malta »begleitete« (in einem Sinne von andauernder teilnehmender

Beobachtung und ethnografischen Interviews) Nimführ Geflüchtete mit Ablehnungsbescheid, die aus verschiedenen Gründen jedoch auch nicht in ihr Herkunftsland ›zurückgeschickt‹ werden können. In ihrem Vortrag beschrieb sie diesen »deportation gap« als Schwellenzustand des Nicht-mehr-zum-Herkunftsland-Gehörens und zugleich aber auch nicht Teil Maltas zu sein, und schilderte Aspekte des alltäglichen Überlebenskampfes verschiedener Akteur_innen in diesem »anhaltenden Ausnahmezustand«.

Das letzte Panel handelte von »Übergangsräumen und Verkehr«. *Kai Nowak* (Zeithistoriker, Gießen) entwickelte »historische Perspektiven auf die Sphäre des Privaten in der Verkehrssicherheitsarbeit« der 1950er- bis 1970er-Jahre. Durch die rasant fortschreitende Motorisierung der Straßen stieg die Anzahl an Unfallopfern an, was neben der Verbesserung des Straßenbaus und der stetigen Erweiterung der Fahrzeugtechnik auch »Verkehrserziehung« auf den Plan rief. Nowak konzentrierte sich in seinem Vortrag auf Kampagnen, die männliche Autofahrer zur »Selbstdisziplinierung« anregen sollten und zu diesem Zwecke die Frauen als Hausfrauen, Ehefrauen und Mütter und – als solche – als moralisierende Instanzen inszenierten.

Gerrit Herlyn (Kulturanthropologe, Hamburg) spannte im letzten Vortrag dieser Tagung den Handlungsbogen zurück zur Keynote von Mark Maguiere zu Beginn der Veranstaltung. Er sprach über »Passagierdifferenzierung« als datenbasierte Sicherheitsmaßnahme an Flughäfen, die er ethnografisch/kulturanalytisch untersuchte. Passagierdifferenzierung zielt im Unterschied zu Einrichtungen, die potenziell gefährliche Objekte aufspüren sollen, auf das ›Entlarven‹ potenziell gefährlicher Personen ab. In der Prüfung der Daten und Biografien der Fluggäste und dem daraus resultierenden unterschiedlichen Umgang mit ihnen »offenbart sich ein kritisches Spannungsverhältnis zwischen dem Anspruch nach einer Gleichbehandlung der Passagiere und einer auf sozialen und kulturellen Unterscheidung beruhenden Annahme eines Gefährdungspotenzials«.

In einem anregenden abschließenden Round Table mit dem Titel »Wessen Sicherheit? Perspektiven im Alltag der (Un)sicherheit« traf Wissenschaft auf an Anwendung interessierte Öffentlichkeit. *Werner Miedl* (Verein Sicher leben in Graz), *Nils Zurawski*, *Iris Murer* (Institut für Völkerrecht und Internationale Beziehungen, Universität Graz) und *Reinhard Kreissl* (Vienna Centre for Societal Security) diskutierten über

Konzepte von Sicherheit mit häufigem Verweis auf aktuelle (politische) Geschehnisse am Tagungsort. Die Diskussion kreiste um das (politische) Ziel von Sicherheit als einem zu erreichenden Ideal sowie um Stigmatisierung und Ausgrenzung, die ein Streben nach Sicherheit mit sich bringen.

Elisabeth Luggauer

Tagungsbericht 40. Tagung der dgV, Zürich, 22. bis 25. Juli 2015:
Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt

Der 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde¹ fand erstmals außerhalb Deutschlands statt. Die Veranstalter (Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen/ISEK, Universität Zürich und Deutsche Gesellschaft für Volkskunde/dgV) machten die »Wiederkehr der Sinne zum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Analyse[...]«.² Eine sinnliche Annäherung fand sich auch in der Tagungsmappe in Form eines viel-sinnigen »Sensory Package«. Nach den Grußworten von *Thomas Hengartner*, *Michael Hengartner* und *Andreas Junker* (alle Zürich) wurde die Tagung von *Kaspar Maase* (Tübingen) eröffnet. In seinem Vortrag zeichnete Maase anhand der Kategorie des Schönen den Fachzugang zur Erforschung der Sinne nach. Die Sinne sind sozial geformte Werte, doch Maase plädierte in seinem Vortrag, die »Bedeutungsebene« nicht zu überschätzen. Maase bot vielfältige Zugänge wie etwa Forschungsansätze aus den »Aesthetics of Everyday Life« (Andrew M. Light/Jonathan Smith) oder Untersuchungen der »Ästhetik von unten«. Diese

- 1 Nicht alle Panels der Tagung konnten von den beiden Berichterstattern aufgrund der Fülle an Angeboten besucht werden, das Panel C am zweiten Kongresstag (»Suggestionen von Männlichkeit: Klangästhetiken im Spannungsfeld von Macht, Technik und Geschlecht«) wurde abgesagt. Am Samstag, dem 25.7., war nur mehr ein Berichterstatter anwesend.
- 2 Kongressbroschüre: Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der Sozialen Welt, S.3. Download unter <http://kulturendersinne.org/wp-content/uploads/2015/05/Kongressbroschuere.pdf> (Zugriff: 4.1.2016).

Zugänge wurden zwar in der Europäischen Ethnologie rezipiert, haben nach Maase jedoch nicht zu einem »sensory turn« im Fach beigetragen. Nach dem Eröffnungsvortrag ging es in die einzelnen Sektionen. Insgesamt wurden an drei Kongresstagen 76 Beiträge in neun Sektionen und neun Panels, sowie sieben Plenarvorträge gehalten. Die Sektion 2 des Mittwochabend beschäftigte sich mit Aspekten der Raumproduktion. Der Beitrag von *Martina Klausner* und *Maren Klotz* (Berlin) untersuchte »Sinn-Landschaften« urbaner Räume. Das erste empirische Beispiel der Vortragenden zeigte, wie Menschen mit psychiatrischen Diagnosen Stadträume wahrnehmen und sich diese wiederaneignen. Das zweite Beispiel machte deutlich, wie Räume durch die Verwendung des Smartphones von Jugendlichen genutzt und angeeignet werden. *Sönke Knopp* (Hamburg) thematisierte, wie eine Stadt mit einem spezifischen »Sound« neue Raumvorstellungen hervorbringt. Am Beispiel der Musicals in Hamburg zeichnete Knopp nach, wie musikalische Szenen als Akteure innerhalb urbaner Transformationsprozesse, samt Brüchen und Spannungen, fungieren und welche Auswirkungen die lokale Musicalszene auf die Wahrnehmung einer Stadt hat.

Für den ausgefallenen Vortrag von Jens Wietschorke (Wien) präsentierte *Anna Mann* (Berlin) ihren Vortrag mit dem Titel »A sense in a ›universal place. Taste in sensory science research practices«. Die Dramaturgie einer Klettertour ohne Seil und Haken, aber ausgerüstet mit feministischer Theorie, Etymologie und Diskursanalyse, wählte *Elisabeth Timm* (Münster) für den Vortrag über die »Bärmutter«, »Stachelkugeln« (Votive) zur Eröffnung des Panels »Museumspraktiken«. In den Fokus nahm sie den Wandel von Konzepten zur weiblichen »Hysterie«. Sie zeigte, dass die Stachelkugeln aus dem Tiroler Raum von Volkskundlern bis in die 1960er-Jahre nach einem sinnlich-leiblichen Konzept von Frauenleiden interpretiert wurden, wobei psycho-analytische Zugänge ignoriert wurden. *Viv Golding* (Leicester) führte die ZuhörerInnen nach Japan, zu »Senninbari«, Stoff-Gürteln, die von japanischen Frauen im Zweiten Weltkrieg, zumeist für ihre Soldaten-Männer, genäht und bestickt wurden. Diese Gürtel sind für Bewohnerinnen Chinas, Koreas oder Taiwans Symbole für Leid und Tod. Von japanisch-amerikanischen Künstlerinnen häufig benutzt, können »Senninbari« heute von ehemaligen Feindessymbolen zu Objekten des »Brückenbaus« werden. Eine Umfrage in der Fachgruppe Freilichtmuseen im Deutschen Museumsbund zu Geruch als Mittel der

Ausstellungsgestaltung präsentierte *Markus Walz* (Leipzig). Walz analysierte die museale Umsetzung von Geruchsinterventionen und machte klar, dass manchmal auch nur synästhetische Settings täuschend »Gerüche« für BesucherInnen evozieren können. *Helmut Groschwitz* (Berlin) beendete das Panel mit einer Analyse »Zur Ethnographie der Sinnestäuschung am Beispiel musealer Inszenierung«. Groschwitz machte auf das Bedürfnis der BesucherInnen zur sinnlichen Kontaktnahme mit Museumsobjekten aufmerksam, die häufig unmöglich ist. Zum Teil wird dem Bedürfnis sinnlicher Erfahrung über architektonische oder inszenatorische Mittel nachgekommen, oder mit dem Bedürfnis bewusst »gespielt«. Den im Ersten Weltkrieg neu mobilisierten Sinnen und insbesondere den schweizerischen Sammlungsbemühungen widmete *Reinhard Johler* (Tübingen) seinen Plenarvortrag am Donnerstagmorgen. Er fokussierte dabei die Fragestellung einer *sensory ethnography avant la lettre*. Eduard Hoffmann-Krayer rief 1915 zu Sammlungen auf. Über die Vermittlung der SGV fand ein Fragebogen breite Nachahmung. Durch John Meier wurde die Sammelinitiative nach Deutschland getragen, wobei erstens die Mittelmächte durch die Kriegsbelastung sich in ihren Sammlungsbestrebungen einschränken mussten und zweitens sich nach dem Krieg kaum jemand mit dem reichen Sammlungsgut befassen wollte.

Sarah Pinks (Melbourne/AUS) Ansatz der *doing sensory ethnography* war in vielen Beiträgen von zentraler Bedeutung. Ausgehend von einer neuen Aufmerksamkeit für die Sinneswahrnehmung und der gesteigerten Aufmerksamkeit für digitale Technologien präsentierte Pink aktuelle Projekte und Methoden wie zum Beispiel das *re-enactment*, um zu erforschen, wie neue Technologien angewendet werden. Dadurch ergeben sich ineinander verschränkte Zusammenhänge zwischen digitaler und materieller Welt. Für den Forschungsprozess ist eine audiovisuelle Aufzeichnung von zentraler Bedeutung, um Grenzen der Beobachtung bewusst zu überschreiten. Zwei Schriften von Friedrich Salomo Krauss befragte *Anita Bagus* (Jena) als erste im Panel »Verkörperungen«. Nach einer biografischen Hinführung analysierte sie fachhistorisch die ethnologische Epistemik einer Kultur der Sinne in Bezug zu geschlechtsspezifischen Körperdiskursen. Vom Geschlechtskörper ausgehend, behandelte Bagus Sinne als Körperpraxen. Dem haptischen Sinn als einem aktiven wie passiven Sinn mit Modulations-, Reaktions- und Rezeptionsfähigkeit widmete sich *Lioba Keller-Drescher* (Tübingen). Dabei fokussierte Keller-Drescher die kulturellen Übersetzungen von Haut- und

Tasteigenschaften in Oberflächenästhetiken und -sensibilitäten. Animal-Print auf Kleidungsstücken bringe Hautanmutungen in die Modewelt. Deutungen dafür reichen von postkolonialen Zuschreibungen und jenen von »Gefühlsechtheit« über die Gefährlichkeit bis zu Exotik. Der Position der Ikone zwischen Rationalität und Sinnlichkeit widmete sich *Tatjana Damer* (Marburg). Die »geschriebenen« Bilder zeigen eine Disziplinierung der Phantasie durch die strenge Orientierung an Vorbildern. Mittels Ideen des Theologen und Naturwissenschaftlers Pawel Florenskij konnte Damer z. B. den Zusammenhang zwischen Augensinn und Bewegung zeigen. In ihrem optisch anregend und künstlerisch bebilderten Vortrag vermittelte *Aurelia Ehrensperger* (Zürich) Schwierigkeiten bei der Erforschung des Atmens. Sie konzipiert dabei das Feld als Assemblage aus verschiedenen Praktiken und Akteuren. Atmen wird körperlich vor allem an seinen Grenzen bewusst. Über das Atmen wird Körper verhandelt, zwischen Innen und Außen, zwischen Aktiv und Passiv, zwischen bewusst und unbewusst.

Die Frage der eigenen sinnlichen Wahrnehmung der Forschenden war von zentraler Bedeutung für die Sektion »Feld forschen«. *Michaela Heid* (Kreuzlingen) beschrieb ihre leiblichen Erfahrungen während ethnographischer Feldforschungsaufenthalte in einem Kloster. Der Beitrag von *Sebastian Mohr* (Aarhus) und *Andrea Vetter* (Berlin) thematisierte ebenfalls den eigenen Körper im Kontext der jeweiligen Feldforschungsaufenthalte. Anhand ihrer Promotionsforschungen »Samenspende in Dänemark und Graswurzel-Technik in Deutschland« wurden affektive und körperliche Dimensionen ethnografischen Verstehens bearbeitet. Im Fokus war der Körper auch bei *Alexander Antony* (Erlangen-Nürnberg), der sich dem Atmen widmete. Dabei beschrieb Antony wie durch aktive Teilnahme und Selbstbeobachtung eine Zugänglichkeit zu einem Phänomen hergestellt werden kann, das visuell schwer greifbar ist. *Christine Schmid* (Berlin) behandelte den eigenen Körper als Projektionsfläche und Produktionsstätte von Wissen. Sie näherte sich dem Thema mithilfe des Konzepts der Erfahrung im Kontext der Genesungsbegleitung an. Dabei versteht sie den Begriff Erfahrung als Container, der mit unterschiedlichen Perspektiven (Brücke, Kontrast, Ergänzung) gefüllt wird.

Silvy Chakkalikal (Basel) thematisierte im Panel »Asthetik – Ästhetik – Medialität« Parallelen zwischen Fotografien, Filmen oder Dichtungen von Edward Sapir, Ruth Benedict und Margaret Mead und der Kunst dieser Zeit. Damit folgten die EthnologInnen Beispielen von

sensitive authors wie T. S. Eliot. Die ästhetische Praxis der Anthropologie lag im Erfühlen des Ausdrucks und im Arrangieren einer Bildkomposition. Am Beispiel eines Algorithmus zur Risikoreduktion für Arztpraxen zeigte *Katrin Amelang* (Frankfurt) die »Eleganz« und Effizienz automatisierter Rechenprogramme. Der Beitrag verdeutlichte, wie weite Bereiche des Alltagslebens von Algorithmen beherrscht sind. Algorithmen haben Materialität und Sozialität, in dem sie graphische Darstellungen steuern, Risikofaktoren angeben, oder Ein- und Ausschlüsse vornehmen. Dem *Humboldt Lab Dahlem* als Wissenslabor im Museumskontext widmete sich *Friedrich von Bose* (Berlin). Dabei sollten in den Dahlemer Dauer-ausstellungen neue Ausstellungsformate für das entstehende Humboldt-Forum erprobt werden. Bose ging den Aneignungen und Bedeutungen des Laborbegriffs nach, die zwischen kulturpolitischer Legitimierung, der Betonung von avancierter Forschung und den Debatten um Repräsentation changieren.

Im Panel »Stimmung! Raum. Erleben. Sinn« thematisierte *Silvia Hess* (Luzern) die »Schlacht von Morgarten«, der Eidgenossen-Schlacht gegen die Habsburger, deren 700-jährige Wiederkehr 2015 mit Mitteln der Event-Kultur begangen wurde. Beim »Festzug« mit Versatzstücken früherer Festgestaltungen wurden Geschichtsfragmente präsentiert. Elemente des »Volksfestes« waren »Selbst-Feiern« der tragenden Institutionen aus Politik und Wirtschaft geschuldet. Archäologischen Themenwegen rund um die Gletscher-Mumie »Ötzi« widmete sich *Sarah Willner* (Tübingen). Dazu unternahm sie eine »Sensorische Ethnographie« einiger Wanderwege im Raum Ötz- und Schnalstal (Tirol/Südtirol). Auto-ethnographisches Erforschen, mobile Interviews und visuelle Methoden dienten als Werkzeug, um das Gelingen von Präsenzmomenten bei Sites zu erkunden. *Raphaela Knipp* (Siegen) beforchte den Literatur-Tourismus um das »Buddenbrookhaus« in Lübeck. Seit der Bestückung mehrerer Räume mit Artefakten würden diese zu »begehbaren« Romanteilen und ermöglichen durch Soundscapes viel-sinniges Nacherleben. Knipp erläuterte, was die an körperliche Präsenz, räumliche Bewegung und Materialität gebundenen Erlebnismodi von textbasierter Lektüre unterscheidet. Die »Bühnen«, Orte, an denen LiteraturtouristInnen in den englischen Orten Bath und Chawton das erzählte Geschehen der Autorin Jane Austen nachspielen und damit empfinden können, betrachtete *Sarah Plinke* (Konstanz) analytisch. Ihre Fragen widmete sie der Produktion eines literarischen Ortes und der Beanspruchung der Sinne.

Das Panel »Hören, Sehen, Schmecken« widmete sich der sinnlichen Wahrnehmung in Ausstellungen. Die einzelnen Beiträge gaben Einblicke in Ausstellungsprojekte rund um das entstehende Sudetendeutsche Museum in München. Der Vortrag von *Henrike Hampe* (Ulm) und *Annelie Kürsten* (Bonn) betrachtete die auditive Dimension. Sie präsentierten das laufende Ausstellungsprojekt mit dem Arbeitstitel »Wie klingt Heimat«. Ausgehend von einem interdisziplinären Forschungsprojekt zur Re-/Präsentation von Musik und Sound in musealen Kontexten wurde das Potential von Klang geprüft. *Johanne Lefeldt* (Mainz) behandelte die visuelle Wahrnehmung in ihrem Methodenvortrag, in dem sie eine Fotobefragung präsentierte, die im Forschungsprojekt mit biografischen Interviews kombiniert wurde. Lefeldt zeigte Möglichkeiten und Grenzen dieser Methode auf. *Elisabeth Fendl* (München) betrachtete den Geschmackssinn. Anhand von Beispielen aus der deutschen Museumslandschaft präsentierte Fendl Zugänge zu »Geschmackserinnerungen« in biografischen Interviews via Objekte. Überlegungen zur Konstruktion von kollektiven Identitäten stellte sie in Form von »nationalen Küchen« und deren Präsentation an.

Klaus Schönberger (Klagenfurt) eröffnete den Freitagmorgen. Der anregende Plenarvortrag unterzog die Praxis des »Selfie« (mit dem Smartphone aufgenommenes Selbstportrait) einer kulturwissenschaftlichen Analyse. Schönberger versteht Selfies als Ausdruck sozialen Handelns und diagnostiziert bei der medialen Kritik an den vielen Selbstportraits fehlendes empirisches Material. Am Beispiel des Fotoautomaten verortete er bereits vor dem Auftreten von Selfies partizipative Fotopraktiken zur Herstellung von Sozialität und entwickelte Bausteine einer möglichen Theorie des Selfies.

Valdimar Hafstein (Reykjavik) nutzte in seinem Plenarvortrag die isländische Variante männlichen Ringens, *Glíma*, um zu verdeutlichen, wie damit der Körper des modernen Isländers diszipliniert wurde. Anhand von historischen Filmdokumenten und Fotos wies Hafstein nach, dass ein Sport (heute »cultural heritage«) in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Nationalkultur eingeübt, präsentiert und praktiziert wurde. Hafstein vermittelte, wie über Einschreibung des Sports in die isländische Festkultur männliche, moderne Werte wie Fairness, Mut, aufrechter Gang etc. inkorporiert und ein männliches Idealbild geformt wurden. Erst die Bilder eines lässigen Role-Models der 1950er zeigen einen Bruch mit dieser Ideologie.

Im Panel »Broadcasting Swissness« berichteten ProjektmitarbeiterInnen vom gleichnamigen SNF-Projekt. Dabei wird das Schweizer Radio International (SRI), das ehemalige Auslandsradio, bezüglich der sinnlich-auditiven Seite von Kultur- und Identitätspolitik beforscht. Der Musikwissenschaftler *Thomas Järmann* (Zürich) untersuchte die historische Dimension von auditivem Wissen über »schweizerische Eigenart«. Mithilfe von Gesetzestexten aus dem Schweizer Bundesrat und (historischen) Tonbeispielen zeigte er, wie diese »Eigenart« im »Kalten Krieg« neu interpretiert und aktualisiert wurde. Ebenso mit Hörbeispielen, wie einem Feature mit O-Ton aus einer Bobbahn, konnte *Patricia Jäggi* (Luzern) zeigen, wie die Schweiz über das SRI akustisch konstruiert und sinnlich erlebbar gemacht wurde. Dabei wurde die Atmosphäre einer »kulturell-hybrid« und »transnational« klingenden Schweiz erzeugt. *Fanny Gutsche* (Basel) beschäftigte sich mit Briefen von HörerInnen an das SRI. Diese sind einerseits Ausdruck eines Interesses an der Schweiz und einer »schweizerischen« Perspektive, andererseits an globalen Verbindungen von SchweizerInnen. HörerInnenbriefe bilden einen Kommunikationsprozess auditiven Verstehens ab, sind Belege der Herstellung einer nationalen Moderne.

Das studentische Panel zeichnete sich durch eine große Bandbreite an Zugängen aus. *Fabian Ziemer* (Hamburg) zeigte unterschiedliche Zugänge und Praktiken am Beispiel der Musikproduktionssoftware Ableton Live, die eine Veränderung in der Musikproduktion bedeutet. Mithilfe solcher Software wird zwar eine scheinbare Demokratisierung im Zugang erreicht, allerdings erfordern diese Produktionstechniken ein spezielles Produktionswissen. *Ariadne Menzels* (Auckland/NZ) Beitrag thematisierte Probleme des ethnographischen Zugangs, wenn Akteure nicht greifbar sind oder – wie im Fall von Menzel – »alleine wandern« möchten. Der dritte Beitrag setzte sich mit einem im April 2015 durchgeführten studentischen Symposium zum Thema »Wie plant die Planung? Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die räumliche Planung« auseinander. Ausgehend von der Reflexion über die Tagung zeichneten *Jonas Müller* und *Jan Lange* (Berlin) den Wandel in der Planung mit Hilfe des Wandels der Planungsideale nach.

Silke Götsch-Elten (Kiel) zeigte im Plenarvortrag am Samstagmorgen anhand der Männerzeitschrift *Walden*, dass Sinneserfahrungen um »Ländlichkeit« historisch geformt sind. Wenn Beispiele für Konflikte zwischen den Bedürfnissen (industrieller) Landwirtschaft einerseits

und »ungestörter ländlicher Sinneslandschaft« andererseits gegenwärtig scheinen, so lassen sie sich bereits im 19. Jahrhundert finden. Genremalerei, Heimatbewegung und bürgerliche Naturästhetik halfen den kulturell bestimmten Gegensatz Natur-Kultur zu festigen, wobei »Ländlichkeit« heute mit positiven Sinneseindrücken vermarktet wird.

Dem Gesichtssinn und seinem Zusammenhang mit der Werbung, historisch betrachtet, widmete *Valentin Gröbner* (Luzern) seinen Plenarvortrag. Gröbner deutete die großformatigen Plakat-Gesichter als »Aufmerksamkeitsmaschinen«, die Vertrauen und Intimität erzeugen sollen. In der ersten Person »Ich« betextet, werden Emotionen und Identifikationen evoziert. Ihre öffentlichkeitswirksame Bearbeitung, die heute mit Computerprogrammen passgenau vorgenommen wird, wurde ähnlich, wenn auch manuell, bei Herrscherporträts der Renaissance und erst recht bei Abbildungen Christi umgesetzt. Bilder als mediale Gefühlsaggregate und magische Spiegel sind keine Erfindung des 21. Jahrhunderts.

Johanna Stadlbauer (Klagenfurt) startete das Panel »Politik machen« mit einem Referat zum Forschungsprojekt »Frauen, Körper und soziale Bewegungen in Österreich«. Sie führte Interviews mit Mitgliedern von Frauengruppen der 1980er-Jahre. Die Gruppen waren durch sinnliche Selbsterfahrungselemente charakterisiert, wie z. B. gynäkologische Selbstuntersuchungen, Tanz etc. Spannungsmomente in der Forschung stellen die Politisierung durch Selbstermächtigung sowie der methodische Zugang dar. *Marion Näser-Lather* (Marburg) beforchte in Italien Mitglieder der Frauenbewegung »*Si non ora quando*« (»Wann, wenn nicht jetzt«), die sich für die Modifikation von Gender-Stereotypen und die Partizipation von Frauen engagiert. Näser-Lathers Forschungen bei Gruppen aus verschiedenen Landesteilen sowie beim nationalen Treffen der Bewegung brachte ans Licht, dass die *feeling rules* mit der Praxis des Gruppenalltags konfliktieren. *Julia Tiemanns* (Göttingen) Vortrag fokussierte eher auf methodische Fragestellungen, denn auf die politisch-inhaltliche Ebene ihrer Forschungsfelder: zwei Blogs, die in Deutschland und Island zur politischen Partizipation eingerichtet wurden.

Den Abschlussvortrag hielt *Jörg Niewöhner* (Berlin), der sich einem praxeologischen Zugang zur Rolle von Sinnen zur Wissensproduktion widmete. Ausgehend von einer heuristischen Funktion der Sinne forderte er »Sensu-Emologien« (»Sensu-Epistem-Ontologien«), die sowohl kulturell gelernte, sozial unterschiedliche Modi der Interpretation, wie auch die Medialisierungen der epistemischen Infrastrukturen berücksichtigen.

Niewöhner zeigte, dass zur Beantwortung komplexer Problemstellungen neben dem »menschlichen« Maßstab der Kulturwissenschaft auch Auseinandersetzungen mit anderen Disziplinen lohnend sind. Wobei er die Bedeutung der »Infrastrukturen« zur Vermittlung kultureller Ereignisse hervorhob und für eine Verabschiedung vom Gedanken der »Unmittelbarkeit« plädierte. Anstelle der Phänomenologie schlug Niewöhner eine praxistheoretische Herangehensweise vor. Eine Bedeutung der Ethnologie liegt darin, den praktischen Vollzug des »In-der-Welt-Seins« zu untersuchen.

In etlichen Beiträgen war die Schwierigkeit spürbar, die Sinnlichkeit bestimmter Felder und bestimmter Fragestellungen in die Nüchternheit schwarz-weißer Buchstaben-Publikationspraxis und Präsentationsfolien zu pressen. Diese »Einbahnstraßen« der Präsentation wurde zumindest audio-visuell in mannigfaltiger Form durch Film, Audio-Clips, künstlerische Illustration, Fotos etc. verlassen. Einige Beiträge stellten durch autoethnographische Zugänge (vgl. dazu z. B. Panel »Feld Forschen«) die eigene sinnliche Wahrnehmung ins Zentrum der Betrachtung. Die Methode der Autoethnographie, die bei der letzten Österreichischen Volkskundetagung 2013³ auf ihre Tauglichkeit für die kulturanthropologische Forschung hin untersucht und kontrovers diskutiert wurde, ist als hilfreiche methodische Alternative zu sehen, eine ausschließliche Verwendung stößt allerdings an Grenzen, da hierdurch blinde Flecken in der Forschung entstehen können.⁴ Die Tagung war auch von einem starken Einfluss der STS (Science and Technology Studies) geprägt. Digitale Technologien sind ein wesentlicher Bestandteil neuer Alltagspraktiken. Dieser Veränderung der Alltagswelt wird mit einer verstärkten Aufmerksamkeit für Zusammenhänge zwischen materieller und digitaler Welt Rechnung getragen.

Von sieben Plenar-Vorträgen fokussierten fünf entweder historische Daten wie den Ersten Weltkrieg (Johler) oder boten in zeitlich mehr

- 3 Vgl. Stephanie Schmidt, Pauline Lörzer: »Emotional turn?! Kulturwissenschaftlich-volkskundliche Zugänge zu Gefühlen und Gefühlswelten«. 27. Österreichische Volkskundetagung, 29. Mai–1. Juni 2013 in Dornbirn. In: ÖZV LXVII/116, 2013, S. 494–503.
- 4 Vgl. dazu: Andrea Ploder, Johanna Stadlbauer: Autoethnographie und Volkskunde? Zur Relevanz wissenschaftlicher Selbsterzählungen für die volkskundlich-kulturanthropologische Forschungspraxis. In: ÖZV LXVII/116, 2013, S. 373–404, hier besonders: 380–390, 400–404.

oder weniger ausgreifender Manier (am meisten hier sicher Gröbner mit einem Gang bis ins Spätmittelalter) diachrone Vergleiche zwischen Phänomenausprägungen. Kulturhistorische Schwerpunkte, freilich immer mit gegenwärtigen Verbindungslinien und Interessenstriggern, prägten auch etliche der Panels, die teilweise von interdisziplinären Forschungsprojekten oder -verbänden gestaltet waren.

Dieser Schwerpunkt zeigt, dass das Vielnamenfach Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie nach wie vor gute Kompetenzen zu vergleichend-kulturhistorischer Analyse mit besonderen Themenstellungen hat, die nicht unterschätzt und gepflogen werden sollen.

Thomas Felfer, Michael J. Greger

Tagung »Ökonomien tierischer Produktion. Mensch-Nutztier-Beziehungen in industriellen Kontexten« am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 29. und 30. Mai 2015

Das interdisziplinär ausgerichtete Vortragsprogramm befasste sich mit Praktiken, Bedeutungen und Rahmenbedingungen der Tierproduktion unter ethologischen (vergleichende Verhaltensforschung), historischen, philosophischen und natur- sowie kulturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. So versammelte die Tagung Interessierte aus verschiedenen Arbeitsbereichen und Fächern für zwei Tage am Institut für Europäische Ethnologie in Wien: darunter sowohl VertreterInnen des Messerli-Instituts in Wien, der Veterinärmedizinischen Universität, als auch FachkolleInnen der Europäischen Ethnologie oder MedienwissenschaftlerInnen, HistorikerInnen und SoziologInnen. Auch Personen aus dem aktionistischen Feld beteiligten sich am Veranstaltungsprogramm. Während der Freitag durch einen Eröffnungs- und einen Abendvortrag gerahmt wurde, begann der Samstag mit zwei Keynotes aus einer kulturwissenschaftlichen und einer naturwissenschaftlichen Perspektive. Beendet wurde die Tagung mit einer öffentlichen Podiums- und anschließender Abschlussdiskussion. Dazwischen strukturierten fünf Panels mit je zwei bis drei Vortragenden das Programm: zwei Panels zu »Tiernutzungen«, zwei zu »Räume/Zeiten« und eines zu »Perspektiven/Zugänge«.

Nach der Begrüßung durch den Vize-Dekan der historisch-kulturwissenschaftlichen Fakultät *Peter Eigner* folgten einleitende Worte durch die beiden OrganisatorInnen der Tagung: Die Vorständin des Instituts für Europäische Ethnologie *Brigitta Schmidt-Lauber* machte deutlich, dass mit der Tagung ein in den Kulturwissenschaften bisher »stiefmütterlich« behandeltes Thema ins Zentrum gerückt werde. Die im Gegensatz zur Haustierforschung spärliche Beschäftigung mit Nutztieren decke sich mit der fehlenden Thematisierung von Tierproduktion im Alltag – und das, obwohl die an tierische Produktion geknüpften vielfältigen Arbeits- und Lebensbereiche auf verschiedenen Ebenen des Alltags ständig präsent seien. Diese Aussparung werde seit kurzem auf die Probe gestellt: Denn derzeit lasse sich ein stärker werdendes Interesse verschiedenster Disziplinen an Nutztieren feststellen, schloss *Lukasz Nieradzik* an. Den Grund dafür verortete er im gesellschaftlichen Kontext: Lebensmittelskandale und Tierschutzaktivismus ließen Fragen nach den Beziehungen zwischen Tier und Mensch im ökonomischen Zusammenhang immer dringlicher werden. Das Anliegen der Tagung sei es, Formen der Tierproduktion mit ihren ökonomischen Logiken, Orten, Zeiten und aus verschiedenen disziplinären Blickwinkeln sichtbar zu machen sowie die verschiedenen Zugänge der Anwesenden offenzulegen, Unvereinbarkeiten zu klären und Schnittstellen für eine zukünftige wissenschaftliche Zusammenarbeit zu erkennen.

Im Eröffnungsvortrag »Tierische Ökonomien im Industriezeitalter« unterstrich *Dorothee Brantz* (Berlin) die These, das Tier sei erst aufgrund seiner Verwissenschaftlichung während des Industriezeitalters vom Lebewesen zum Gegenstand gemacht und in Folge unter das Ziel der Maximierung ihrer Nutzbarkeit gestellt worden. Die Historikerin und Stadtforscherin der TU Berlin plädierte für eine globale Perspektive bei der Analyse von Mensch-Tier-Beziehungen, die auch gegenwärtige Entwicklungen wie Medialisierung und Urbanisierung miteinbezieht. Die parallel zum Vortrag laufende Power-Point-Präsentation mit verschiedenen Tierfotografien – von zusammengepferchten Schweinen in gekachelten Räumen bis zum Hühnerpaar auf weiter, grüner Wiese – löste eine Diskussion darüber aus, inwieweit Emotionalität und wissenschaftliche Praxis miteinander verknüpft werden können und rückte damit eine zentrale Frage bei der Erforschung von Mensch-Tier-Beziehungen gleich zu Beginn in den Fokus: Wohin mit der persönlichen Betroffenheit?

Im Anschluss stellte *Barbara Wittmann* (Regensburg) Forschungsergebnisse ihrer Masterarbeit »Vom Mistkratzer zum Käfighuhn. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die deutsche Geflügelwirtschaft zwischen 1948 und 1980« vor. Über die Analyse der Zeitschrift des Zentralverbandes der deutschen Geflügelwirtschaft stellte Wittmann fest, wie die Wissenschaft den Diskurs ab den 1960er-Jahren übernommen und das Huhn zum Forschungsobjekt gemacht habe, woraufhin die maximale Verwertbarkeit des Tieres in den Fokus des Diskurses zur Geflügelzucht gerückt sei. Um die »Gesellschaftliche Modernisierung im Kuhstall« ging es bei dem darauffolgenden Vortrag von *Veronika Settele* (Berlin). Die wissenschaftliche Mitarbeiterin am Friedrich-Meinecke-Institut stellte den Stall als einen Ort vor, an dem sich verschiedene gesellschaftliche Prozesse verdichtet darstellen lassen würden. Die Rinderhaltung im 20. Jahrhundert trage somit »soziale, politische und ökonomische Aussagekraft«, was sich allen voran an Entwicklungen in den Bereichen der Ernährung, Gesundheit und Architektur zeigen lasse. Settele sprach zudem eine die gesamte Tagung über relevante Frage nach dem wechselseitigen Bezug zwischen Individuum und Herde an: Individualisierung scheine nötig zu sein, um das Verschwinden in der Masse erst möglich zu machen. Das Herdenmanagement im Kuhstall weise so Analogien mit gouvernementalen Führungsstilen zur Ordnung von Gesellschaft auf.

Jan Taubitz (Berlin) stellte in seinem Vortrag »Aus Pelz – Pelz aus. Der Wandel der Pelzindustrie in den 1980er-Jahren« verschiedene Thesen zum Einbruch der Pelzeinkäufe in der BRD während den 1980er-Jahren zur Diskussion. Neben dem stärkeren öffentlichen Druck gegen das Tragen von Pelz aufgrund sozialer Bewegungen machte Taubitz die veränderten Vorstellungen von Weiblichkeit für die schwindenden Umsätze verantwortlich: Die Pelzindustrie habe ein aus der Zeit gefallenes Rollenverständnis von Frauen weitergetragen und sich nicht an gesellschaftliche Veränderungen angepasst. *Raffaella Sulzner* (Wien) stellte erste analytische Überlegungen aus ihrem Masterprojekt unter dem Titel »Von den guten Bienen« vor. Ihre ethnografische Forschung zur Praxis des Imkerns in der Stadt stellte traditionelle Vorstellungen von Natur/Land vs. Kultur/Stadt zur Diskussion. Das Verhältnis zwischen ImkerIn, Maschinen und Bienen wurde von Sulzner als ein ökonomischer Kreislauf dargestellt, in dem die einzelne Biene als *companion species* mitbestimme. Damit ist die Biene als Teilhabende des Prozesses zu verstehen und nicht einzig als vom Imker bzw. der Imkerin Beherrschte.

Ein theoretisches Angebot, wie tierische *agency* aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet werden kann, präsentierte im Anschluss *Markus Kurth* (Hamburg). Er wählte zur Anwendung der Konzepte Beispiele aus der »Praxis des Ausbruchs aus der Schlachthofordnung«. Die Praxis flüchtender Nutztiere widerspreche dem der Schlachtpraxis zugrundeliegenden Bild von Tieren als entindividualisiert und passiv und würde somit auf die viel komplexeren Realitäten von Nutztieren verweisen. *Lukasz Nieradzic* (Wien) stellte seine Dissertation vor, in der er sich mit den Transformationen der fleischhandwerklichen Arbeitswelt von der Mitte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts beschäftigte. Als Beispiel wählte Nieradzic den Wiener Schlachthof St. Marx, den er als paradigmatischen Ort verstand, an dem sich wirtschaftlicher, politischer und soziokultureller Wandel zeigen ließe. So veranschaulichte Nieradzic, wie ein medizinischer Paradigmenwechsel das Körpererleben von Fleischern umwälzte und den Blick auf Tiere grundsätzlich veränderte: Man verstand sie zunehmend ausschließlich als organische Ressourcen. *Ernst Langthaler* (St. Pölten/Wien) lieferte mit dem öffentlichen Abendvortrag »Tiere mästen und essen: Die Fabrikation des Fleisch-Komplexes in der Globalisierung« einen wirtschaftshistorischen und globalen Rahmen für die Erforschung des Feldes der Tierproduktion. Der Wirtschafts- und Sozialhistoriker betrachtete die Fabrikation des globalen »Fleisch-Komplexes« mit der Akteur-Netzwerk-Theorie und aus multilokaler Perspektive. Als Kern des sich seit Mitte des 19. Jahrhunderts rasant verändernden Agrar- und Ernährungssystems hätten die neuen Formen der Fleischproduktion die Beziehungen zwischen Mensch und Tier in kurzer Zeit radikal verschoben. Der dem Fleisch-Komplex inhärente Fokus auf Profitmaximierung laufe auf Kosten von enormen sozialen, ökologischen und eben auch tierethischen Problemlagen.

Mit der Keynote »Die Bedeutung der Mensch-Tier-Beziehung für eine tiergerechte Nutztierhaltung« eröffnete *Susanne Waiblinger* (Wien) den zweiten Tagungstag. Die Mitarbeiterin der Vetmeduni Vienna sprach über ihre Forschungsergebnisse in Familienbetrieben mit Rinderhaltung. Durch Beobachtungen und Verhaltensexperimente versuchte sich Waiblinger im Rahmen der angewandten Ethologie Zugänge zum Wohlbefinden der Tiere zu verschaffen. Als Ergebnis der Forschung wurde der häufig vermutete Zusammenhang zwischen kleineren Betrieben und gerechterer Haltung relativiert. Bei der so genannten »gerechten« Haltung gehe es vielmehr um ein Zusammenspiel verschiedener Ebenen,

bei denen nicht nur die Größe des Betriebes, sondern auch das Management und der Stallbau wichtige Einflussfaktoren seien. Der urbanen Verklärung tierischer Realitäten fernab der landwirtschaftlichen Realität widmete sich im Anschluss die Europäische Ethnologin *Michaela Fenske* (Berlin). Die verkürzte, populärwissenschaftliche Repräsentation von Nutztieren werde durch den fehlenden Kontakt mit Landwirtschaft und Nutztieren zusätzlich befördert. Konstruktionen von tierischer Realität seien so stark von der Reduktion und Verdichtung pluraler tierischer Lebens- und Arbeitsformen geprägt.

Ina Bolinski (Bochum) schlug in ihrem Vortrag vor, einen Zugang zu Formen des Miteinanders von Mensch und Tier über die Erforschung von Zaunsystemen zu gewinnen. Als Beispiel führte die Medienwissenschaftlerin *virtual fences* an: Geräte, die die Tiere an sich tragen und durch akustische und elektronische Signale räumliche Grenzen anzeigen. Die *virtual fences* funktionieren, so Bolinski, durch eine Auswahl bestimmter Tiere zum Tragen des Gerätes. So sei es möglich, die ganze Herde durch ein Tier zu lenken. *Marcel Sebastian* (Hamburg) stellte seine Dissertationsforschung vor, in der er nach »Umgangsweisen« von Schlachthofmitarbeitern in Bezug auf die »Ambivalenzen« ihrer Arbeitssituation fragt. Die bisher erhobenen Interviews führten Sebastian zu Sinnstiftungsprozessen der Schlachthofmitarbeiter durch die Verdinglichung und Verdrängung der Lebendigkeit von Tieren, durch übersubjektive Trivialisierung der eigenen Arbeit sowie durch Prozesse der Rationalisierung.

Im Anschluss wurde eine weitere Masterarbeit zur Nutztierforschung aus der Europäischen Ethnologie, dieses Mal zu »einem fürstbischöflichen Mustergut der Volksaufklärung (1782–1795)«, vorgestellt: *Jadon Nilsy* (Bamberg) zeigte am Beispiel einer Schweizerei, einem kleinen Vieh- und Milchbetrieb, das Spannungsfeld bei der Wahrnehmung von Kühen auf: Darin wurden Tiere zwar zunehmend als ökonomische Einheiten gedacht, jedoch habe dabei auch die Wichtigkeit ihrer Kooperationsfähigkeit und Mitarbeit weiterhin hoch im Kurs gestanden. Die Schweizerei fungiere, so Nilsy, als ein frühes Fallbeispiel, um der Entwicklung der landwirtschaftlichen Mensch-Tier-Beziehung bis hin zur Massentierhaltung zu folgen. *Kerstin Weich* (Wien) vom Messerli Forschungsinstitut stellte mit ihrem Vortrag zur »Sichtbarkeit der Unsichtbarkeit« Überlegungen zu Nähe und Ferne, Anwesenheit und Unsichtbarkeit bei der Repräsentation von Nutztieren an. Dabei beschäftigte sich Weich mit der Ästhetik der Tiere am Beispiel ihrer Repräsentation

im Tierschutz. Forschungsleitend für weitere Forschungen formulierte Weich, dass es darum gehen müsse, nicht das Nutztier an sich als Gegenstand zu definieren, sondern die »Grammatik zu identifizieren, in der sich Nutztierexistenz konstituiert«. Zu Tieren im deutschen Realismus von 1850 bis 1890 arbeitet der Germanist *Christian Dölker* (München). In seinem Vortrag »Produktive Fragmentierungen« berichtete er von Textanalysen aus der Zeitschrift *Die Gartenlaube*. Dölker verwies auf die professionelle Perspektive, die durch verschiedene Wissenschaftsgebiete und Schreibkonventionen auf das Tier eingenommen wurde. Sie hätte zur Etablierung des Kosten-Nutzen-Kalküls im Diskurs zu Mensch-Tier-Beziehungen geführt, der bis heute als alternativloser Modus fungiere.

Christoph Winckler (Wien) moderierte die abschließende Diskussion zwischen dem Direktor des Internationalen Forums Gastrosophie in Salzburg, *Harald Lemke* und *Martin Balluch*, dem Obmann des Wiener Vereins gegen Tierfabriken. Winckler befragte die beiden Diskutanten zu ihren Begriffen von Ethik und ob ethisch vertretbarer Fleischkonsum überhaupt möglich sei. Lemkes Ausführungen stellten eine inhaltliche Bündelung und Erweiterung für viele der Diskussionen während der Tagung dar. Er stellte verschiedene theoretische Bezüge zur Tierproduktion her, scheute jedoch auch nicht davor, handlungsbezogene Vorschläge für die gegenwärtige Situation in Bezug auf Fleischkonsum zu formulieren. Balluchs handlungsfokussierte Perspektive und Lemkes philosophischen Überlegung bewegten sich keineswegs ständig in Konflikt, sondern ergänzten sich zum Teil. Nicht zuletzt aufgrund der fokussierten Moderation durch Winckler brachte das Gespräch als gelungener Abschluss verschiedene Standpunkte zu Mensch-Nutztier-Beziehungen in Produktionsverhältnissen auf den Punkt.

Die Tagung eröffnete in der Zusammenschau der Beiträge eine Vielzahl von Forschungsmöglichkeiten in verschiedenen sozio-kulturellen Bereichen, die mit Nutztierproduktion zusammenhängen. Geprägt war dieses »Neuland« durch die rege Beteiligung vieler NachwuchswissenschaftlerInnen. Perspektiven auf für Kulturwissenschaften bisher ferne Forschungsfelder hatten sowohl inspirierenden Charakter, zeugten aber auch von disziplinären Grenzen. Während sich die Beiträge einerseits mit dem Tier als Akteur in ökonomischen Handlungsfeldern beschäftigten und dabei auch persönliche Betroffenheit und politische Involviertheit mit einschlossen, konnte der Zugang zu konkreten Lebensrealitäten der Nutztiere im Produktionssystem kaum geöffnet werden. Diese Grenzen

waren Thema bei der abschließenden, von Lukasz Nieradzki geführten Diskussion. Man sei kaum in konkrete Verhältnisse vorgedrungen, also zu den Interaktionen zwischen Mensch und Tier in alltäglichen Handlungszusammenhängen. Vieles bewege sich nach wie vor auf der diskursiven und begrifflichen Ebene. Gleichzeitig sind sozialwissenschaftliche Perspektiven auf Tierproduktion rar, der Austausch mit anderen Disziplinen, die weiterhelfen könnten, noch mehr. Spannend scheinen allen voran für eine europäisch-ethnologische Perspektive die konkreten Mikrosituationen, das Zusammenwirken von Tier, Mensch und Maschine als kulturelle und soziale Praktiken, die immer als in spezifische Raum-, Artefakt- und Diskurskonstellationen eingebunden zu verstehen sind: im Stall, beim Melken, im Schlachtbetrieb, beim Herdenmanagement auf der Weide, bei der Fütterung.

Die Beiträge der Konferenz werden voraussichtlich 2016 im Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes erscheinen.

Laura Gozzer

Tagungsbericht »Doing University«,
Universität Wien, 19. bis 21. März 2015

Das eigene wissenschaftliche Tun und akademische Umfeld zu beleuchten und zu reflektieren und dabei Akteur_innen, Strukturen und Praktiken in den Blick zu nehmen – das war das Leitmotiv der interdisziplinären Tagung »Doing University. Reflexionen universitärer Alltagspraxis«, welche vom 19. bis 21. März 2015 in Wien stattfand. Im Zuge eines zweisemestrigen Studienprojekts zum Thema »Akademische Kulturen« am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien wurde sie von einer Studierendengruppe gemeinsam mit der Lehrveranstaltungsleiterin Brigitta Schmidt-Lauber geplant und durchgeführt. Anlass für das Thema »Akademische Kulturen« im Sommersemester 2014 und Wintersemester 2014/15 bot die 650-Jahr-Feier der Alma Mater, in deren Rahmen die Tagung auch abgehalten wurde – als Besonderheit, wie bei der Begrüßung sowohl die Dekanin der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Claudia Theune-Vogt, als auch Brigitta Schmidt-Lauber

feststellten, da sie maßgeblich vom Engagement von Studierenden getragen wurde. So wurde die Veranstaltung auch als »Tagung auf Augenhöhe« angekündigt und präsentiert und bot als solche drei Tage lang die Möglichkeit zum regen Austausch zwischen Studierenden und Wissenschaftler_innen. Neben den drei Panels zu den Themen »Transformation von Wissenschaftsbiographien«, »Universitäre Ritualkulturen« und »Praktiken im universitären Alltag« wurde aus diesem Grund auch ein Forschungskaffee eingeplant, bei welchem sowohl die Studierenden aus Wien als auch Studierende von der Universität Hamburg, welche unter Leitung von Sabine Kienitz ein ähnliches Projekt verfolgt hatten, ihre eigene Forschung präsentierten. Die Entscheidung, den Student_innen in diesem Rahmen Platz für die eigenen Ergebnisse zu geben, fußte auf den Überlegungen der Organisationsgruppe, einer Vielzahl an Studierenden eine Präsentation zu ermöglichen und gleichzeitig die Hemmschwelle dafür durch eine kleinere Anzahl an Zuhörenden und Diskussionsbeteiligten zu senken.

Der Auftakt der Tagung fand im Rahmen des wöchentlichen Kolloquiums des Instituts für Europäische Ethnologie in der Aula am Universitätscampus Altes AKH statt. *Wolfgang Kaschuba* (Berlin) übernahm den Keynote-Vortrag, in dem er sich mit Popularität und Bedeutung von Jubiläen befasste. Dabei hielt er fest, dass diese sinnstiftend wirken und als solche das Bedürfnis der Menschen nach Bezügen und Sicherheiten befriedigen. Solche Bezüge und ein Gemeinschaftsgefühl herzustellen, gehöre und gehörte daher ebenso zu den Zielen von Jubiläumsfeiern wie Repräsentation und – in Verbindung mit Universität – Mobilität und Verdichtung von Wissen. Allerdings hänge die Universität bei solchen Feiern zwischen Innovation und Tradition fest, schloss Kaschuba und machte dies anhand seiner Beobachtung zur »Retalarisierung« fest, wobei er den Talar – bezogen auf die symbolische Bedeutung – als »akademische Burka« bezeichnete. Damit eröffnete er eine Diskussion über die Bedeutung der akademischen Kleidung, welche während der gesamten Tagung immer wieder zum Thema wurde.

Ein abwechslungsreiches Programm bot der zweite Tag, der mit einer Führung durch das Hauptgebäude der Universität Wien begann, wobei die Teilnehmer_innen zwischen der offiziellen Führung der Universität und dem »kritischen Rundgang« der Österreichischen Hochschüler_innenschaft (ÖH) wählen konnten. In dessen Mittelpunkt standen die Dekonstruktion und das Hinterfragen von Kontinuitäten, in

welchen sich die Universität nicht zuletzt im Rahmen der 650-Jahr-Feier präsentierte, sowie die Frage nach dem Verbleib von Frauen in der universitären Gedächtniskultur.

In der Sky-Lounge der Universität Wien eröffnete anschließend *Brigitta Schmidt-Lauber* die Tagung mit ihrem Vortrag, in dem sie den Teilnehmer_innen Einblicke in das Studienprojekt »Akademische Kulturen« gewährte. Ausgehend von Pierre Bourdieu »Homo academicus« waren Themen wie Ökonomisierung und Neoliberalisierung von Wissenschaft und deren Auswirkungen auf die Arbeit an der Universität, Wertzuschreibungen und symbolisches Kapital verschiedener akademischer Praktiken und die starke Hierarchisierung im akademischen Umfeld reflexiv betrachtet worden – sowohl im Plenum als auch in den Einzel- und Gruppenprojekten der Studierenden. Dabei sei die Untersuchung des eigenen Feldes eine besondere Herausforderung gewesen, wie Schmidt-Lauber anmerkte. In themenzentrierten Diskussionen und Reflexionen setzten sich anschließend die Teilnehmer_innen der Tagung zusammen; sie dienten im Vorfeld der Panels zur Klärung von Begrifflichkeiten und zur theoretischen Einordnung und am Ende der Tagung zur weiterführenden Diskussion. Im Mittelpunkt stand dabei immer auch der Dialog zwischen Studierenden und Wissenschaftler_innen. Dieser wurde auch im Forschungskaffee gefördert: In Anlehnung an das Konzept des »World Café« präsentierten einige Studierende aus Wien und Hamburg ihre Forschungen in Kleingruppen und stellten die Ergebnisse anschließend zur Diskussion. Die Studierendenprojekte wurde dabei zu folgenden thematischen Schwerpunkten gebündelt: »Inszenierung und Musealisierung von Disziplinen« (*Kjell Blank*, Wien und *Bente Gießelmann*, Wien), »Dimensionen vom Campus« (*Laura Gozzer* und *Katharina Wagner*, beide Wien und *Laura Seidel*, Hamburg), »Biografien und Strukturen der neoliberalen Universität« (*Herwig Hinterhofer* und *Katrin Prankl*, beide Wien), »Generation (und) Studium« (*Valerie Bürghofer* und *Anna Maria Winkler*, beide Wien, *Kathrin Cirksena*, *Janina Schmidt*, beide Hamburg), »Universität und Neue Medien« (*Josephin Brümmel*, Hamburg und *Christian Rebler*, Wien) und »Universitärer Alltag« (*Büsra Serap Yilmaz* und *Sinnica Klatt*, beide Hamburg).

Im Anschluss wurde das erste Panel »Transformation von Wissenschaftsbiographien« von *Lisa Sigl* (Wien) eröffnet. Sie zeigte Praktiken des Umgangs mit Unsicherheitserfahrungen im akademischen Arbeitsfeld auf, welche sie – basierend auf biographischen Interviews mit

Jungakademiker_innen aus den Lebenswissenschaften, Gruppendiskussionen und Beobachtungen – in soziale, individuelle und semiinsituative »modes of coping« unterteilte und fragte nach dem Einfluss dieser Bewältigungsstrategien auf das universitäre Arbeitsfeld. Dabei, so Sigl, würden diese »Modi« von Nachwuchswissenschaftler_innen Universität verändern und der Umgang mit diesen Unsicherheiten zu den Anforderungen an nachfolgende Generationen von Akademiker_innen werden.

Der Historiker *Herbert Posch* (Wien) präsentierte nachfolgend ein Fallbeispiel aus den 1960er-Jahren zum Thema »Gender und Graduierung«, in dem Ulrike R. versucht hatte, ihren Dokortitel aberkennen zu lassen. Grund dafür war der Vorwurf ihres Mannes – selbst Hobbyzoologe und -botaniker ohne Dokortitel –, sie sei des akademischen Grades nicht würdig, da sie keiner wissenschaftlichen Tätigkeit nachginge. Posch warf damit Fragen nach der aktiven bzw. passiven Rolle der Frau in dieser Zeit auf – wobei er vor einer vorschnellen Zuschreibung von Passivität warnte –, nach dem Zusammenhang zwischen Gender und sozialem Status und nach Sichtbarkeit und Wert von Graduierung in der Gesellschaft als Schnittstelle zwischen Universität und Gesellschaft.

Anhand des Habitus von Professoren versuchte *Marian Füssel* (Göttingen) den Bogen von seiner Disziplin der Geschichte der Frühen Neuzeit zur Europäischen Ethnologie zu schlagen – ob der von ihm gewählte Begriff des Habitus den Gegenstand passend beschreibe und nicht eher von Stereotypen gesprochen werden sollte, stieß in der anschließenden Diskussion auf unterschiedliche Meinungen. In seinem Vortrag zeigte er auf, dass sich die beiden »klassischen« Professorenideale des weltfremden Pedanten und des weltoffenen, galanten Gelehrten, welche sich in der Frühen Neuzeit durchgesetzt hatten, bis in die Gegenwart in Figuren aus der Populärkultur – wie Robert Langdon (Romanfigur von Dan Brown) oder Professor Tournesol (Figur bei Tim und Struppi) – gehalten haben, wenn auch in erweiterter und umgedeuteter Form. Weiterhin in erster Linie männlich, würden sie aber nicht nur Klischees reproduzieren, sondern gleichzeitig die Vorstellung von Akademiker_innen in der Gesellschaft beeinflussen.

Im abschließenden Kommentar näherte sich *Sabine Kienitz* (Hamburg) dem Herstellen von Biographien als spezifische Praxisform über drei Frageansätze: Wie werden Biographien gemacht und in welchen Bedingungen ist das Biographisieren als kulturelle Praxis eingebettet? Was macht eine Biographie zu einer Wissenschaftsbiographie? Welche

Transformationsmomente gibt es und welche Rolle spielen sie? In ihrer Antwort betonte sie besonders die Kontextabhängigkeit und den Inszenierungs- und Präsentationscharakter von Biographien, welche immer im Spannungsfeld zwischen Strukturen und Normen, Praxis und Habitus betrachtet werden müssten und verhandelt würden.

Eine Podiumsdiskussion zum Thema »Frauen in der Wissenschaft« beendete den zweiten Tag. Dabei sprachen *Christine Burckhardt-Seebass*, emeritierte Professorin am Seminar für Volkskunde der Universität Basel, *Sabine Theresia Köszegi*, Professorin am Institut für Managementwissenschaften der TU Wien, *Angela Wroblewski* vom Institut für Höhere Studien in Wien sowie *Raffaella Sulzner*, Masterstudentin am Wiener Institut für Europäische Ethnologie, im Generationengespräch über persönliche Erfahrungen als Frau im Wissenschaftsumfeld. Durch den Abend führte die Moderatorin Helga Wolf. Thema war die Sichtbarmachung einer Gruppe, die bis Ende des 19. Jahrhunderts an der Universität unerwünscht war – und noch heute mit einigen Problemen zu kämpfen hat, so das Fazit des Abends. Zwar hätte es in den letzten Jahren bereits Erfolge gegeben, gerade auch im akademischen Bereich, etwa durch eine Quotenregelung, dennoch könne von einer Gleichberechtigung noch nicht gesprochen werden. Wir hätten uns gerade erst auf den Weg gemacht, bilanzierte Köszegi.

Abseits der analytischen Betrachtungen von Universitätsjubiläen und akademischen Praktiken der vorangegangenen Tage startete der letzte Konferenztag mit den Ausführungen von *Dieter Schweizer* (Wien). Als inhaltlicher und wissenschaftlicher Leiter des Jubiläumsbüros, welches als Organisationsorgan für die 650-Jahr-Feier der Universität Wien eingerichtet worden war, ermöglichte er den Tagungsteilnehmer_innen einen Einblick in die konkrete Planung des Ehrenjahres – vom Beginn 2011 über die Fertigstellung des Programms 2013 bis zur anschließenden operativen Umsetzung. Schweizer berichtete über die Ziele der Festlichkeiten, wie die Präsentation der Universität als offene Institution nach Außen und einer Identitätsstiftung nach Innen, sowie über Entscheidungen, etwa einen ökumenischen statt katholischen Gottesdienst abzuhalten. Seine Ausführungen boten konkrete Möglichkeit, darüber zu diskutieren, was »Doing University« bedeutet, wie Universität hergestellt wird bzw. sich selbst herstellt und das Erfahrene in Bezug zum bisher Besprochenen zu setzen. Dabei wurden insbesondere Fragen der Inszenierung und Traditionalisierung, etwa durch »Retalarisierung«, diskutiert.

Diese spielte auch im folgenden Vortrag im Rahmen des Panels II, »Universitäre Ritualkulturen«, eine entscheidende Rolle. *Margaretha Schweiger-Wilhelm* (Augsburg) beschrieb, analysierte und verglich in ihrem Vortrag Abschlussfeiern an der Universität Augsburg (Deutschland) und dem Vasser College (USA). Dabei brachte sie zwei weitere, bisher nicht beachtete Deutungsansätze ein: Der Boom akademischer Feiern in Deutschland als Amerikanisierung der Universitätskultur und vorangetrieben durch den Wunsch der »Generation Kindergeburtstag«, welche Übergangsfeste von Klein auf feiert. Den Kommentar zum Panel übernahm *Christian Blumhagen* (Wien) aus der Projektgruppe. Er übertrug das Thema des Panels auf die Tagung selbst und thematisierte Konferenzen als Teil der akademischen Ritualkultur. Im Zusammenhang mit Ritualkultur, so Blumhagen, müssten Fragen nach Sinnstiftung, nach Habitualisierung und Selbstreflexivität gestellt werden. Ebenso dürften ökonomische Dimensionen und Räume und Orte als Kontext nicht außer Acht gelassen werden.

Friedemann Schmoll (Jena) hielt im ersten Vortrag des dritten Panels zu »Praktiken im universitären Alltag« ein »Plädoyer« für die Vorlesung. Immer wieder auf den Prüfstand, habe sich die Vorlesung als zähes und langlebiges Lehrveranstaltungsformat erwiesen und biete noch heute ein lohnendes Lernformat: In einer Zeit der Selbstoptimierung und des Punktesammelns biete die Vorlesung Platz zum Denken. Außerdem sei sie der Ort, an dem grundlegende Fragen der Disziplin besprochen werden könnten und das Große und Ganze Platz finde, argumentierte Schmoll.

Der Soziologe *Björn Krey* (Mainz) komplettierte das Panel mit seinem Vortrag zu »Textarbeit. Fachliteratur als Objekt universitärer Praxis«. Verstanden als spezifische körperliche Tätigkeit, betrachtete er die Praxis des Lesens, und fragte mithilfe qualitativer Methoden nach dem Wie und dem Zweck der Bearbeitung wissenschaftlicher Literatur. Diese sei, so Krey, viel mehr als eine individuelle Praxis und ließe Aussagen darüber zu, wie Wissenschaft und Universität betrieben wird.

Der Historiker *Stefan Zahlmann* (Wien) rückte im Panel-Kommentar die Aufgaben von Lehrenden in den Fokus: Zum einen beim Umgang mit Texten und – aktuell – mit Wikipedia, zum anderen bei Lehrveranstaltungen. Die Auseinandersetzung mit Studierenden sei dabei grundlegend, ging daraus hervor, womit Zahlmann eine Brücke schlug zu den

abschließenden Diskussions- und Reflexionsrunden zwischen Studierenden und Wissenschaftler_innen.

Den Abschlusskommentar der Tagung hielt der Historiker *Mitchell Ash* (Wien), der weniger zusammenfassend als vielmehr um eine historische Perspektive ergänzend Themen der vergangenen Tage aufgriff. Über die Präsenz der Frau im universitären Gedächtnis von Wien bzw. deren Nicht-Präsenz sprach er dabei ebenso wie von den bereits um 1900 bestehenden prekären Verhältnissen im universitären Arbeitsfeld, wo etwa das Fehlen eines Mittelbaus den Aufstieg vom Privatdozenten ohne festen Gehalt zum ordentlichen Professor erschwerte. Daneben erörterte er Hierarchien und Machtverhältnisse und deren Entstehung an der Universität und leitete damit über auf die Frage nach Autonomie und Freiheit, vor allem in Bezug auf gegenwärtige Hochschulpolitik: Was bedeuten freier Hochschulzugang und Gebührenfreiheit und vor allem für wen, von wem und für wen nicht?

Die Feier am Institut für Europäische Ethnologie in der Hanuschgasse 3 beendete eine Tagung, in der Doing University nicht nur reflexiv und analytisch betrachtet, sondern Universität auch gemacht wurde. Die erklärte Aufgabe der Tagung, nachzudenken und zu veranschaulichen, wie Universität von ihren Akteur_innen aber auch von Strukturen und Praktiken hergestellt wird, konnte in der Vielzahl an inhaltlich unterschiedlichen Vorträgen eingelöst werden. Interdisziplinäre Perspektiven auf das Thema sowie das hohe Engagement der Studierenden, die nicht nur die Tagung geplant und durchgeführt hatten, sondern auch inhaltlich einen Beitrag zum Forschungsfeld Wissen(schaft)s- und Universitätsgeschichte leisteten, ließen die Tagung für alle Teilnehmer_innen zu einer spannenden und interessanten Veranstaltung werden. Durch die Offenheit und das Interesse aller Beteiligten war die Konferenz in der Tat zu einer Tagung »auf Augenhöhe« geworden.

Alexandra Rabensteiner

Tagungsbericht zu »(De-)Colonizing Knowledge: Figures, Narratives, and Practices«

Von 16. bis 17. Februar 2015 fanden sich an der Freien Universität Berlin etablierte Wissenschaftler_innen sowie Nachwuchswissenschaftler_innen ein, um an einem Workshop mit dem Titel »(De-)Colonizing Knowledge: Figures, Narratives, and Practices« teilzunehmen. *Alexandra Przyrembel* (Essen) und *Sebastian Conrad* (Berlin) hatten zu diesem Anlass Fachvertreter_innen unterschiedlichster Disziplinen wie Historiker_innen, Philosoph_innen, Soziolog_innen oder Anthropolog_innen eingeladen, zwei Tage die Möglichkeiten und Grenzen von Wissensprozessen auszuloten.

Die internationale und interdisziplinäre Zusammensetzung erschien gut durchdacht und erlaubte wertvolle Einblicke in unterschiedliche akademische Perspektiven, die von den USA über Schweden bis nach Südafrika, Indien und China reichten und die jeweiligen Zugangsweisen vor dem Hintergrund Ann Laura Stolars Frage: »Do we know, what the colonial is?« diskutierten. Anstelle hier noch einmal die einzelnen Vorträge der insgesamt sieben Panels wiederzugeben, wie dies von *Matthias Thadden* (Berlin) online bereits erfolgte¹, sei der Akzent auf Stolars Frage nach dem Kolonialen in Wissenspraktiken gelegt. Mit dem Ziel des zweitägigen Workshops Figures, Meisternarrative und Praktiken von Wissen zu identifizieren und anschließend hinsichtlich ihrer kolonialen Aspekte zu dekonstruieren, folgten die Beiträge in den sieben Panels der anfänglichen Aufforderung von Alexandra Przyrembel, das Konzept der »Dekolonialisierung« als Analysekatgorie anzuwenden. Der Aufbau des Workshops konzentrierte sich zu Beginn auf die Prüfung so genannter Meisternarrative, folgte dann der Analyse unterschiedlichster Praktiken, Wissen zu generieren, zu vermitteln oder einzusetzen und endete mit einer offenen Schlussrunde, in der der Umgang mit zeitgenössischen Wissenspraktiken noch einmal zur Diskussion stand.

1 Mathias Thadden vom Friedrich Meinecke Institut der Freien Universität Berlin verfasste für die Online-Plattform H-Soz-Kult einen Tagungsbericht. Vgl. Matthias Thadden: Decolonizing Knowledge: Figures, Narratives, and Practices, 16.02.2015–17.02.2015 Berlin (Tagungsbericht), in: H-Soz-Kult, 20.3.2015, <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5885> (Zugriff: 13.5.2015).

l) Hegemoniale Temporalität?

Vor dem Hintergrund eines »postcolonial turn« näherten sich *Alia Al-Saji* (Montréal) und *Nils Riecken* (Berlin) dem Thema hegemonialer Zeitrahmen aus zwei unterschiedlichen Perspektiven. Alia Al-Saji versuchte Henri Bergson in seinem historischen Kontext und der damit verknüpften Rahmenbedingungen zu de-kolonialisieren, indem sie die vom französischen Philosophen unterschiedene Dichotomie von »offenen« versus »geschlossenen« Gesellschaften mit weiteren zeitphilosophisch relevanten Überlegungen verband.² Die Bedeutung dieser Dichotomie finde, so Al-Saji, bis in die Gegenwart in den meisten Analysen des Kolonialen zu wenig Beachtung, weshalb sie die Wissen strukturierende Kraft der Dichotomie hervorhob. Manche postkolonialen Theorien würden nach wie vor eine Tendenz zu Geschlossenheit in kolonialisierten Gesellschaften erkennen wollen. Im Vorhaben, das so rezipierte Schema »offen/geschlossen« in Bergsons Philosophie zu destabilisieren, rückte sie deshalb die Entwicklung der Konzepte sowie den kolonialen Kontext des französischen Philosophen und seinen Einfluss auf zeitliche Narrative ins Blickfeld. Nicht nur hatte sich Bergson im Ersten Weltkrieg diplomatisch engagiert, auch seine instrumentale Rolle in der Etablierung der League of Nations fand Erwähnung. Diese Informationen erwiesen sich hinsichtlich einer aktuellen Wiederaufnahme Bergson'scher Ideen in Debatten um »temporal frameworks« als äußerst informativ, um hegemoniale Wissenspraktiken zu vermeiden. Obwohl Bergson die konzeptionelle Dichotomie von »offen/geschlossen« v.a. als Tendenz und nur in Mischform existent verstanden wissen wollte, bot diese Konzeption für Alia Al-Saji erst die Möglichkeit für die Konstruktion hierarchischer Gesellschaftsordnungen einerseits und für die Annahme einer teleologischen Vision von Zivilisation andererseits. Der Umgang mit dieser polarisierenden Unterscheidung sei problematisch, so Al-Saji, und erzeuge eine Logik, die heute noch in einem so genannten »cultural racism« ersichtlich werde, indem »illiberal cultural minorities« diskriminiert würden. Als Alternative brachte Al-Saji das Konzept des »half open« in den Diskurs ein und rief damit erneut ins Bewusstsein, dass in den frühen Texten Bergson'sches Denken dezentral sei und eine

2 Alia Al-Saji bezieht sich auf das 1932 erschienene Werk von Henri Bergson: *Les deux sources de la morale et de la religion*.

multiple Zeitlichkeit verfolge. Al-Sajis Wiedererinnerung an die frühe Konzeption einer »non-hierarchical coexistence of rhythms of becoming and ways of life« und eine »non-linear theory of time« des französischen Philosophen abseits etablierter Lesarten, ermöglichten ihr so eine zeitliche Öffnung zu Vergangenen und sedimentierte Wissenskonzepte anders zu denken.

Nils Riecken stellte danach den marokkanischen Historiker und Intellektuellen Abdallah Laroui vor, dessen Epistemologie von Geschichtswissenschaft und von Theorien der Zeit(lichkeiten) auf umfassenden Studien zum Mittleren Osten, zu Nordafrika und zur euro-amerikanischen Tradition gründet. Nils Riecken konnte zeigen, dass das Vorgehen des Historikers eine de-koloniale Analyse besonders dadurch bereichert, dass Abdallah Laroui »centrism as epistemic attitudes« interpretiert und dass diese »representations of time and space [...] always only *one* situated form of representing among others« wären, die damit selbst ihre absoluten und superhistorischen Wahrheitsansprüche relativieren würden. Im Gegensatz dazu stünden die »empty temporal and spatial frames«, die zentrierten Zugängen zu Wissen im Allgemeinen zu Grunde liegen würden. Im Postulat der Denkfigur einer leeren, homogenen Zeit, innerhalb einer viel weitreichenderen Geschichte von »how humans have made experiences with time within time« sei sowohl Larouis »key notion of historicism« angesprochen, als auch die Sichtbarkeit multipler Zeitlichkeiten gegeben. Laroui erinnere mit seinem Verständnis von Raum und Zeit nicht nur an unterschiedliche Zugänge menschliches Tun zu historisieren, sondern betone vor allem die Verbindungen von politischem Handeln mit multiplen Zeitlichkeiten. Erst durch Relativierung von beispielsweise theologisch/philosophischen, biologischen bis hin zu eurozentristisch modernen Zeitrahmen würden andere Rhythmen sichtbar, weshalb Nils Riecken für die Erforschung von Zeitlichkeiten eine Erweiterung des Projekts von Dipesh Chakrabartys »Provincializing Europe« in Betracht zog.

In der öffentlichen Keynote-Lecture am Abend des ersten Workshop-Tages verwies *Ann Laura Stoler* (New York) zu Beginn auf den Zusammenhang von »racist politics« mit einer »strong attentiveness to concepts«. Indem sie danach fragte, was als Wissen zähle oder was passiere, wenn Menschen das Gegebene bezweifeln würden und wie es schließlich käme, dass Menschen wider besseren Wissens beispielsweise umweltrelevante Handlungen unterließen, erhielten vor allem

verschiedene Charakteristika von »duress« Relevanz. Dauer (duration), Dauerhaftigkeit (durability) und (imperial) Zwang (duress) stünden sich nicht nur semantisch nahe, vielmehr betonte Ann Laura Stoler damit, dass Abstraktion kein Hindernis sei, sondern dass »concept work [...] an exercise, an attentiveness« wäre, deren Wirkungen, »how they [the concepts] work on us«, ebenso berücksichtigt werden müssten. In ihrer Ablehnung eines »temporal cut« zwischen Vergangenheit und Zukunft sprach sie sich dafür aus, »more to renovate« als »to rewrite histories«. Ein Weg mit kolonialer Geschichte umzugehen, läge in Prozessen von Vertiefung und Neu-Einschreibung. Dies könnte vor allem hinsichtlich berechtigt erscheinender Kritik an postkolonialen Studien gewährleistet werden, deren imperiale Aspekte zu wenig reflektiert würden. Wie Stoler anhand der Rolle Israels und im Verweis auf Edward Saids *The Question of Palestine* zeigte, müsste es zu einer Verschiebung der Betrachtung kommen und plädierte dafür, unsichtbare Dominanzen in den Fokus weiterer Forschungen zu rücken.

II) »Decolonizing is to colonize« (Andrew Zimmerman)

In einem wissenschaftshistorischen Zugang zu Strategien der De-Kolonialisierung von Wissen widmete sich *Andrew Zimmerman* (Washington D.C.) Max Webers Konzeptionen einer universellen Geschichte, festgehalten im Vorwort zu *Soziologie der Religion* (1920). Darin attestiere Max Weber der westlichen Kultur »universal significance and value«, jedoch aus einer besonderen relativistischen Perspektive: Es seien nicht die westlichen kulturellen Errungenschaften, welche universell seien, vielmehr seien sie universell »as we [the Westerners] like to think«. Andrew Zimmerman machte auf Hintergründe aufmerksam, die vielfach in der Rezeption des Soziologen ausgeblendet blieben. Dessen Denken in rassistischen Kategorien, so Zimmerman, sollte nicht länger ignoriert werden, um ungewollte Reproduktionen zu vermeiden. Als »legitimate pupil« im Sinne Max Webers bezeichnete Zimmerman Samuel P. Huntington, der ebenfalls einen »non-universal universalism« propagierte, indem er zwar nicht an der Durchsetzung des »Westens« interessiert sei, jedoch wie Weber in Hinblick auf Polen bestimmte Teile der Welt (Lateinamerika) als »non-Western« ausklammere. Gerade in Max Webers frühen Schriften, so Zimmerman, liege jedoch ein wesentlicher

Zugang zu imperialen Machtentscheidungen einer nach wie vor verbreiteten Konzeption universeller Geschichte.

Wie weit der Einfluss sozialwissenschaftlicher Wissenskonzeptionen reichte, veranschaulichte danach *Tong Lam* (Toronto) am Beispiel chinesischer Wissenschaftspraxis, die eng mit der chinesischen Staatenbildung im 20. Jahrhundert verknüpft war. Durch die Aufnahme neuer nicht-chinesischer Methoden wie beispielsweise sozialwissenschaftlicher Befragungen und Erhebung von Zensus-Daten, veranschaulichte Lam die Verwobenheit von quantitativen Wissenspraktiken mit Neuordnungsprozessen des Sozialen im chinesischen Staatsapparat und der dortigen Erzeugung subjektiver Identität. Dies führte wiederum zu einem »semi-colonial« status« von China, der aktiv von chinesischen Intellektuellen und den politischen Eliten, so Lam, herbeigeführt, teilweise auch begrüßt worden wäre. »The social science movement« stellte ein »New Culture Movement« dar, das die Idee einer Republik China, nach dem Zerfall des Reiches, erstmals über das Papier hinaus ermöglichte. In Rückgriff auf Talal Asads »strong languages« verwies Lam auf die nunmehr universelle Anwendbarkeit dieser Sprache, die durch statistische Methoden und Sozialwissenschaften gegeben sei und alle lokalen Unterschiede außer Acht gelassen hätte. Durch die aktive Beteiligung chinesischer Eliten an den sozialen Neuordnungsprozessen, betrachte sich China weniger kolonialisiert, da diese im Prozess moderner Wissensproduktion sich selbst und den chinesischen Staat neu konzipiert hatten.

Milinda Banerjee (Kolkata/Heidelberg) widmete sich in seinem Beitrag der Frage »Can justice be translated into law?« und stellte die Problematik dieser Frage anhand der Tokioter Prozesse (1946–1948, auch International Military Tribunal for the Far East/IMTFE), dar. In diesen Prozessen wurde Japan von den Siegermächten angeklagt, mehrere Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt zu haben. Der indische Richter Radhabinod Pal nahm in der Urteilsverkündung vom 12.11.1948 gegenüber des amerikanischen Chefanklägers Joseph B. Keenan und dessen Partner Brendan Brown sowie des australischen Präsidenten des IMTFE William Webb eine Sonderstellung ein, da er versuchte, für alle Angeklagten einen Freispruch zu erreichen. Milinda Banerjee zeigte, wie Pal sich mit seinem Urteil in den Tokioter Prozessen sowohl gegen ein hegemoniales »natural law«, als auch gegen einen »gerechten Krieg« sowie gegen eine »alliierte Souveränität« aussprach. Durch die Analyse des intellektuellen Hintergrundes von

Radhabinod Pal und die Anerkennung der Komplexität werde schließlich deutlich, wie »simplistic borders that separate European from non-European knowledges« vermieden werden könnten.

Die Rolle des Kolonialen in Zusammenhang mit Effekten des Medialen wurde im Folgenden von *Senayon Olaoluwa* (Kapstadt/Ibadan) und von *Sarah Stein* (Kassel) einer genaueren Betrachtung unterzogen.

Senayon Olaoluwa beleuchtete in seinem Beitrag den nigerianischen Autor Chinua Achebe und die Bedeutung der Kategorien »exile« und »home« im Werk Achebes, der als anti-kolonialer Autor bekannt ist. Unter Zuhilfenahme Edward Saids Begriff des »forced rift« erklärte Olaoluwa, dass im 21. Jahrhundert eine Abtrennung des »homeland« vom »exile« vonstatten geht, die einen Spalt entstehen ließe, die die vormals zwei Enden eines Kontinuums (»home-exile«) nun seiner Verbindung enthebe und »home in permanent undesirability in order to justify a new form of endless migration across spaces« konstruiere. »Nomadism, transnationalism, cosmopolitanism, diaspora etc.« würden feste Verbindungen zwischen Menschen und ihrer Umwelt untergraben und schließlich ihre Handlungsmacht verleugnen. Anhand biographischer Informationen führte Senayon Olaoluwa die Situation vor Augen, dass die Hoffnungen des Autors sein Exil in den USA mit einer Rückkehr nach Nigeria zu beenden, aufgrund fehlender infrastruktureller Entwicklungen enttäuscht wurden. Der 2013 verstorbene Chinua Achebe blieb zeitlebens an sein Exil gebunden.

Sarah Stein widmete sich der Rolle der Filmproduktion anhand des »Francophone African Cinema«, welches sich am Ende des französischen Kolonialismus in den 1960er/1970er-Jahren entwickelt hatte. Noch in den 1960er-Jahren seien es v.a. zwei französische Filmunternehmen gewesen, die erheblichen Einfluss auf die Filmproduktion nahmen. Stein klärte den umstrittenen Begriff des »African Cinema«, der in der Kritik von Oliver Barlet auch als »straitjacket« für eine »paternalistic reduction to the Western viewer« gesehen wird. Anschließend ging sie auf die Filmproduktion als politisch umkämpftes Feld verschiedener Akteure ein, die jeweils für unterschiedliche Interessen kämpften. So gehörten dazu afrikanische Filmemacher_innen, die abseits der Hollywood-Ästhetik zudem eine Professionalisierung ihrer Arbeitsbedingungen anstrebten, sowie die Vertreter des französischen Ministère de la Coopération und der afrikanischen Regierungen, die ebenso das Potential des Kinos für ihre politischen Interessen entdeckten. Sarah Stein machte in ihrem

Beitrag damit auf die identitätsstiftende Wirkung des »African Cinema« aufmerksam, wenngleich diese von den dominanten Kräften jeweils unterschiedlich beansprucht wurden.

III) Bewegliche Räume

Der zweite Workshop-Tag widmete sich ganz dem Thema der Bewegung von kolonialen Wissenspraktiken. *Yehuda Sharim* (Houston) und *Huaiyu Chen* (Tempe) sowie *Zhang Xing* (Peking/Berlin) reflektierten verschiedene Raumannsprüche vor dem Hintergrund notwendiger Bewegung.

Yehuda Sharim verhalf der Geschichte eines Dorfes, das »verschüttet« und heute auf der Karte als »leerer Fleck« unsichtbar geworden ist, erneut zur Sprache. Das 1948 zerstörte Dorf Saydun sephardisch-mizrachischer Einwanderer im »mandatory Palestine« diente ihm nicht nur als Beitrag zur sephardisch-mizrachischen und jüdischen Geschichte, vielmehr versuchte Yehuda Sharim »unmapped topographies of grief and anger« sichtbar zu machen, die ein Leugnen der Heterogenität in der Besiedelung des Gebietes verhindern sollte. Sharim konnte zeigen, wie inner-jüdische Unterschiede und Differenzen die Besiedelung des Dorfes 1925 beeinflussten und bis hin zu seiner Auflösung 1949 begleiteten. Vor dem Hintergrund einer »imagined community« reflektierte Yehuda Sharim kritisch das zionistische Narrativ einer homogenen Gemeinschaft, die es in diesem Gebiet so nie gegeben hatte und verwies damit auf notwendige Bewegung durch weitere intra-jüdische Forschungen, die einen differenzierteren Blick auf die Prozesse vor der Entstehung eines Israelischen Staates werfen sollten.

Mit Huaiyu Chen sowie Zhang Xing wurde die Rolle wissenschaftlicher Buddhismusforschung in Zusammenhang mit der chinesischen Nationalstaatenbildung beleuchtet. Dazu konzentrierten sich Huaiyu Chen und Zhang Xing auf den Beginn des 20. Jahrhunderts und auf chinesische Forscher_innen, die zwar im Westen ausgebildet waren und viel von jenen Zugängen und Methodologien profitiert hatten, jedoch Buddhismus, ungleich westlicher Forscher_innen, niemals als »the other« wahrgenommen hätten. Die Referent_innen legten deshalb den Fokus auf den führenden Forscher Chen Yinke und dessen Netzwerk, das sich durch seine Studienzeit von Berlin bis nach Harvard erstreckte. In Harvard fokussierte dieser sein Interesse auf Sanskrit- und

Buddhismus-Studien, die ihn in weiterer Folge erneut nach Berlin bringen sollten. In den frühen 1920er-Jahren kam es seitens der chinesischen Forschung, so Huaiyu Chen und Zhang Xing zu einem regelrechten »Indian fever«. Die Forschungen Chen Yinkes müssten deshalb im Spannungsfeld einer chinesischen Indologie und einer modernen Buddhismuskunde gesehen werden, die jedoch im Vergleich zu japanischen Entwicklungen weniger von den amtierenden Regierungen unabhängig geblieben sei, wie die Referent_innen betonten.

Das Thema der Bewegung fand sich in zwei weiteren Beiträgen, die sich mit kolonialen Wissenspraktiken und ihren Effekten auf den Körper beschäftigten. *Stefan Hübner* (München) und *Jialin Christina Wu* (Paris/Louvain) rückten mit ihren Beiträgen einen performativen Zugang ins Blickfeld. Stefan Hübner untersuchte hierbei hegemoniale Körperdiskurse auf den Philippinen, die er vor allem mit dem YMCA (1844 als protestantische Laienorganisation in Großbritannien gegründet) und einer damit verbundenen amerikanischen Körpermodellierung in Zusammenhang brachte. Er betonte insbesondere die zentrale Rolle und den Einfluss des YMCA auf pädagogisches und gesundheitsorientiertes Wissen in Ostasien. Sukzessive hätten funktionale kompetitive Gruppensportarten traditionelles philippinisches Wissen um den Körper in den Hintergrund gerückt.

Jialin Christina Wu nahm danach malaiische Kinderspiele, die im Rahmen der britischen Pfadfinderbewegung stattfanden, genauer unter die Lupe. Im Spiel von »Eingeborenen« erkannte sie eine performative Verfestigung kolonialen Wissens. Die Kinder seien aktiv an den hierarchischen Konstruktionen mitbeteiligt und würden sich vor allem durch die temporäre Übernahme von anderen »Eingeborenen«-Rollen, die alle unter dem Begriff des »Native« subsummiert wurden, von anderen insofern distanzieren, dass auch innerhalb dieser Gruppe der »Nativen« hierarchische Ordnungen entstünden.

Die letzten beiden Beiträge des Workshops rückten das aktuelle Thema der Migration ins Zentrum. *Michael Kozakowski* (Florenz) und *Stefan Jonsson* sowie *Peo Hansen* (beide Linköpping) brachten noch einmal die stärker real-politisch assoziierte Dimension der Ausgangsfrage nach dem Kolonialen in den Workshop ein.

Michael Kozakowski untersuchte in seinem Beitrag Migrationsströme, die sowohl von Algerien wegführten, als auch dorthin verliefen. Er legte sein Augenmerk auf Wissen, welches diese Migrationsströme

mitformte und auch auf Diskurse, die europäische von anderen Identitätskonstruktionen unterschieden. Im unabhängigen Algerien 1962 erreichte die Zahl von Migrant_innen beinahe ein Zehntel der Bevölkerung, jedoch sollte nicht vergessen werden, so Kozakowski, dass »Algerian territory [...] technically an extension of national territory« war und, dass »all indigenous-born residents were also French nationals«, außer der dort geborenen Juden/Jüdinnen. Durch Prozesse der Dekolonialisierung seien jedoch die Unterscheidungen zwischen »Europäer_innen« und schließlich einem »non-European ›migrant‹ Other« noch viel stärker zutage getreten, was sich auch in gegenwärtigen Unterscheidungen bemerkbar mache.

Stefan Jonsson und *Peo Hansen* plädierten in ihrem Vortrag für eine Re-Lektüre des aus den 1970er-Jahren stammenden Konzepts von »Eurafrika«, welches hinsichtlich aktueller geopolitischer Verschiebungen notwendig wäre, wieder in den Blick zu nehmen. Kritisch reflektierten sie eine europäische Perspektive, welche sich zu gern vom Kolonialismus befreit sehen würde. In ihrem Beitrag machten sie auf die Zusammenhänge aufmerksam, die seit dem 20. Jahrhundert an eine hierarchische Beziehung zu Afrika gebunden war. Die Referenten lokalisierten die Entstehungsprozesse der Europäischen Union in den 1950er-Jahren in einem dichten Gewebe kolonialer Konflikte, die sich bis heute fortsetzen und weitere Kolonialisierungsprozesse vorbereiten würden.

IV) How can we step out of the framework?

Sebastian Conrad moderierte am Ende des Workshops die Schlussdiskussion. Zahlreiche Perspektiven hatten versucht, die gewohnten Wissensrahmen zu verlassen und kritisch zu reflektieren, wo ein so genanntes Koloniales in Wissenspraktiken ausgemacht werden konnte. Jedoch blieben manche Diskussionen auch kontrovers im Raum stehen. Beispielsweise dann, wenn implizit zwischen »nativer/westlicher« Perspektive polarisiert wurde oder vielleicht auch nur die Dauerhaftigkeit und feste Verankerung solcher Wissensformen in Diskursen, Institutionen und akademischen Reflexionen deutlich ersichtlich wurden. Wie konnte ein Netz ungleicher Stimmen verändert werden, ohne neue Polarisierungen, ohne neue hegemoniale Ansprüche zu erzeugen? Wenngleich im Workshop keine Strategien gefunden werden konnten, wie Wissen zu

de-kolonialisieren wäre, so schien doch in allen Gesichtern das Interesse an einer weiteren Beschäftigung mit dieser Frage und Problematik lesbar.

Elisa Rieger

Gundhild (»Gundl«) Holaubek-Lawatsch 1919–2015

34 Jahre – von 1947 bis 1981 – währte ihre aktive Berufslaufbahn als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Steirischen Volkskundemuseum, ebenfalls 34 Jahre konnte die verdiente steirische Volkskundlerin ihren Ruhestand in größtenteils guter geistiger und körperlicher Verfassung erleben. Noch Jahre nach ihrer Pensionierung war sie als Konsulentin des Steirischen Blasmusikverbandes bei der Neueinkleidung von Musikkapellen beratend tätig und auch so manche erneuerte Frauentracht entstand in Zusammenarbeit mit der Schneiderei des Steirischen Heimatwerkes bereits in ihrem »Unruhestand«.

Geboren am 14. Juli 1919 als fünftes Kind der musikalischen und sangesfreudigen Familie Ing. Otto und Barbara Lawatsch in Graz/St. Veit entwickelte sie schon früh eine besondere Vorliebe für Volkslied und -musik. Ihr Germanistik- und Volkskundestudium führte sie weiter zur Mundartforschung. 1947 holte sie ihr Lehrer Viktor Geramb ans Grazer Volkskundemuseum, wo sie sich künftig auch intensiv mit Tracht und Brauch beschäftigen sollte.

Vor allem Trachtenforschung und -pflege im Sinne einer angewandten Volkskunde wurden zu ihren beruflichen Schwerpunkten. Seit dem Steirischen Gedenkjahr 1959¹ war sie maßgeblich in der Trachtenerneuerung tätig, hat dies auch immer als ihren wissenschaftlichen Auftrag verstanden und war steiermarkweit als kompetente Beraterin und Vortragende zu allen Aspekten der Trachtenforschung gefragt. In den Jahren 1973 und 1974 war sie mit der Lehrveranstaltung »Die Steirische Volstracht, ein trachtenkundliches Praktikum« auch am Volkskundeinstitut der Universität Graz vertreten.

1 100. Todestag von Erzherzog Johann

Während ihrer Dienstjahre am Volkskundemuseum schenkte Gundhild Holaubek den alljährlichen Aufführungen von alten steirischen Hirten- und Krippenliedern in der Antoniuskirche, 1916 von Viktor Geramb und Viktor Zack ins Leben gerufen, besonderes Augenmerk, sowohl als Organisatorin und Programmgestalterin als auch als aktive Sängerin.

Neben ihrer Arbeit an der Sammlung, neben Feldforschung, Publikations- und Vortragstätigkeit, war die Verstorbene an mehreren steirischen Landesausstellungen² beteiligt und kuratierte auch Sonderausstellungen des Volkskundemuseums.³ Seit 1948 war sie außerdem über fast drei Jahrzehnte als freie Mitarbeiterin beim Österreichischen Rundfunk Gestalterin volkskundlicher Beiträge und Sendungen.

Roswitha Orač-Stipperger

- 2 Z. B. Der steirische Bauer (1966), Musik in der Steiermark (1980), Erzherzog Johann von Österreich (1982)
- 3 Z. B. Steirischer Lebenslauf. Geburt – Hochzeit – Tod (1975)

Literatur der
Volkskunde





Sabine Dettling, Bernhard Tschofen: Spuren. Skikultur am Arlberg.

Hg. von Gustav Schoder und Bernhard Tschofen im Auftrag von ski.kultur.arlberg. Bregenz: Bertolini 2014, 354 Seiten, zahlr. Ill.

In einer österreichischen Qualitätszeitung konnte man am 14. Oktober 2015 in einer Architekturkritik über das neue Kulturzentrum arlberg1800 in St. Christoph lesen: »Bis in die 1960er-Jahre war der Arlberg eine Sommerdestination, dann begann die Vermarktung des Winters in großem Stil.« Es scheint also nach wie vor Informationsbedarf über die tatsächliche Bedeutung des Arlberggebietes für die Wintersportkultur in Österreich zu geben. Dabei wäre es für den Journalisten des »Standard« ein Leichtes gewesen, sich im neuen Standardwerk über die Skikultur am Arlberg umfassend zu informieren.

Bei dieser Publikation (parallel zur deutschsprachigen Version ist auch eine englische Ausgabe unter dem Titel »Tracks. The Arlberg and the Culture of Skiing« erschienen) handelt es sich um die überarbeitete Fassung eines Projektendberichtes: In den Jahren 2008 bis 2011 erforschte der Verein ski.kultur.arlberg unter dem Titel »Auf den Spuren eines Wunders in Weiß« die Geschichte des Skisportes und des Skitourismus am Arlberg für den Zeitraum 1885 bis 1960. Das dabei gesammelte Material findet sich heute im Gemeindearchiv Lech. Für ein breiteres Publikum wurde nun eine »populärwissenschaftliche Gesamtdarstellung« und »historische Anthologie« (S. 24) in Form eines umfangreichen, großformatigen Text-Bild-Bandes mit mehr als 600 hochwertigen, teilweise zum ersten Male veröffentlichten Abbildungen erarbeitet, die über den Buchtypus eines reinen Coffee Table Books weit hinausgeht. Die deutsche Sportwissenschaftlerin und Journalistin Sabine Dettling, die bereits das wissenschaftliche Projekt koordiniert hat, war für die inhaltliche Konzeption, die Texte und die Bildauswahl verantwortlich. Unterstützt wurde sie dabei von Bernhard Tschofen, Professor am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft an der Universität Zürich mit Schwerpunkt kulturwissenschaftliche Raumforschung, und man hätte mit diesem ausgewiesenen Kenner alpiner Kulturen wohl keinen Geeigneteren für dieses Thema finden können. Dass die gelungene grafische Gestaltung – mit der Quellen und längere Zitate farblich und typografisch hervorgehoben und die wichtigsten Akteure und Akteurinnen in kleinen Lexikoneinträgen über das ganze Buch hinweg

und an passender Stelle verortet werden – von Rita Bertolini stammt, ist vielleicht auch kein Zufall, ist die Buchgestalterin, Kuratorin und Verlegerin doch eine Urenkelin des Straßenbaupioniers Johann Bertolini, der mit der Anlage der Flexenstraße zur Erschließung des Skigebietes Arlberg West beigetragen hat.

Der Titel des Werkes ist vielschichtig konnotiert: Er spricht nicht nur jene »Spuren« im Schnee an, wie sie von der Befahrung bislang unerschlossener Hänge Zeugnis ablegen und auf vielen Fotos sichtbar sind, sondern steht zugleich metaphorisch für all die Quellen und Dokumenten, die die Geschichte der Skikultur am Arlberg hinterlassen haben und die hier vermittelt und interpretiert werden. Und mit Recht wird einleitend (S. 13) in diesem Zusammenhang an die bahnbrechende Studie des italienischen Historikers Carlo Ginzburg aus dem Jahr 1979 erinnert, der mit seiner »Spurensicherung« sich Historischem ebenfalls in Verfolgung von Indizienketten methodisch genähert hat.

Nach einer instruktiven Einführung werden in fünf Kapiteln die wichtigsten Entwicklungsstufen aus verschiedenen thematischen Perspektiven beleuchtet, wobei die chronologische Anordnung mit dem jeweils inhaltlichen Zugang verwoben ist: »Raumerschließung und Terrainerkundung« (1880–1913), »Schneewissen und Skitechnik« (1900–1913), »Kriegstrauma und Traumschnee« (1914–1933), »Tempo und Mythos« (1928–1945) und schließlich »Vom Skiparadies zum Wintersportplatz« (1945–1960). Wie fast jedes Werk, das sich mit der Skigeschichte im alpinen Raum beschäftigt, beginnt das Buch mit Fritjof Nansens im Jahr 1888 erfolgten Durchquerung Grönlands auf norwegischen Schneeschuhen, damals ein Synonym für eine Art Langlaufskier (S. 30). Zwei Jahre später bereits ist Nansens Bericht über diese Expedition erstmals erschienen, und für die österreichische Skigeschichte ist belegt, dass noch im selben Jahr der Grazer Max Kleinoscheg nach dessen Lektüre in Norwegen Skier bestellt und man bereits im Dezember 1890 die ersten Skilaufer-Versuche in Müzzzuschlag unternommen hat. Hier wurde dann auch zwei Jahre später, im Februar 1893, das erste österreichische Skirennen durchgeführt – und so zeigt sich, dass die Wiege des Skilaufes erstaunlicherweise eher in Ostösterreich zu finden ist.

Das mit 1885 angeführte früheste Zeugnis für den Skilauf am Arlberg durch einen norwegischen Ingenieur (S. 39) ist quellenmäßig nur unzureichend belegt, doch wurden jedenfalls spätestens im Spätwinter 1894/95 dann auch vom Arlberg aus erstmals Skier in Norwegen geordert und

damit erste »Terrainerkundungen« durchgeführt (S. 30), wobei der dominierende Akteur in dieser Frühzeit des Skilaufes am Arlberg der Dornbirner Kaufmann Viktor Sohm war. So holte der Westen schnell auf – die Infrastruktur war mit der Arlbergbahn mit den Stationen St. Anton und Langen und der 1897 eröffneten Flexenstraße vorhanden –, und als die Österreichischen Staatsbahnen 1906 erstmals einen Führer zum »Wintersport in Österreich« veröffentlichen, in denen auch »Standquartiere«, wie man Übernachtungsmöglichkeiten nannte, angeführt wurden, ist das Gebiet bereits *der* Wintersportplatz ersten Ranges. Visuell ausgewiesen war dies auf dem Cover der seinerzeitigen Broschüre durch ein Motiv vom Arlberg, nämlich einen Skiläufer vor dem Hospiz in St. Christoph tief im Talgrund (S. 85), ein Sujet, das sich dann auch auf einem Plakat im Hotel Alpenrose in Zürs fand (S. 66) und mit dem 1908 die Staatsbahnen das Skilaufen am Arlberg bewarben. Diese damit eindrücklich illustrierte touristische Erschließung führte dann in den Jahren 1899 bis 1910 auch zu zahlreichen Ski-Erstersteigungen, von denen einige in dem Band in zeitgenössischen Texten dokumentiert sind.

Ein besonders beachtenswertes Kapitel widmet sich der Skitechnik, der Skiausrüstung und den ersten abgehaltenen Skikursen (1902 in St. Christoph, 1905 in Stuben, 1906 in Zürs mit einem vielpublizierten Foto der Kursteilnehmer) sowie der Vermittlung des unentbehrlichen Wissens über Lawinen. Hier werden Skipioniere wie Wilhelm Paulcke, Georg Bilgeri, Hannes Schneider vorgestellt sowie die 1926 erschienenen zwei bahnbrechenden Publikationen »Das Wunder des Schneeschuhs. Ein System des richtigen Skilaufens« von Arnold Fanck und »Arlbergschule. Lehrgang des Skilaufes« von Ernst Janner – jenem Ernst Janner, der der erste Leiter der Ausbildungsstätte für Skilehrer im Winterheim in St. Christoph am Arlberg gewesen ist, das in Folge des 1928 in Österreich durch das Unterrichtsministerium verabschiedeten Gesetzes über die Regelung der staatlichen Ausbildung nach Lehrplan gegründet wurde (S. 100).

Die Zäsuren der beiden Weltkriege werden in dem Band ebenfalls gebührend dokumentiert – erinnert sei hier nur daran, dass ab 1914 die Produktion von Skiausrüstung sprunghaft anstieg, Tausende von Soldaten für den Skilauf instruiert und anschließend an die Alpen- und Karpatenfront geschickt wurden, darunter auch in überdurchschnittlicher Zahl die skiaffinen Männer vom Arlberg. Wenn es nach Ende des Ersten Weltkrieges dann deutlich mehr Skitouristen gab, die aus dem »Dunkel

der Kriegszeit« (S. 144) auf zwei Brettern zu Sonne und Licht strebten, verdankte sich diese Entwicklung auch und nicht zuletzt den verschiedenen lebensreformerischen Bewegungen dieser Zeit. Jedenfalls begann der Wintertourismus am Arlberg zu florieren – zugleich aber wurde bereits erste Kritik laut: Dass der »wahre Skiläufer unter einem unwürdigen Massenbetrieb zu leiden« habe und viele (schlecht) Ski führen, nur weil es eben Mode geworden sei, konnte man schon 1920 lesen (S. 152).

Dass auch der Nationalsozialismus seine Spuren hinterlassen hat, zeigt das tragische Schicksal von Rudolf Gomperz, dem von den Nazis ermordeten Wiener Ingenieur, der sich 1905 in St. Anton niedergelassen und dort sein Leben dem Skisport gewidmet hat, ebenso wie der erzwungene Weg von Hannes Schneider, dem Mitbegründer des modernen Skischulwesens, in die amerikanische Emigration. Dass die beiden Genannten gemeinsam 1927 den ersten Skiführer für das Arlberggebiet im Auftrag des Skiclub Arlberg verfasst haben, wird allerdings nicht erwähnt. Wie auch im Nachkriegskapitel – um das hier nachzutragen – nichts über die Tatsache gelesen werden kann, dass Albert Pfeifer, inoffizieller Slalomweltmeister von 1941, nach dem »Anschluss« der Leiter der Skikurse in der Adolf-Hitler-Schule auf der Ordensburg Sonthofen gewesen war.

Der zeitliche Schnitt, der dem Werk mit dem Jahr 1960 gesetzt wurde, wird damit begründet, dass die Skikultur in »jenen Jahren in ein dezidiert neues Zeitalter« (S. 25) eingetreten ist. So bleibt zu hoffen, dass in einem Folgeband die Geschichte nach 1960 fortgeschrieben wird – in ähnlich gelungener Weise wie in diesem gewichtigen, gut zu lesenden und reich illustrierten Werk zur Geschichte des Skilaufes am Arlberg, das neue Standards gesetzt hat.

Christian Maryška

Gunter Dimt: Bauernhöfe. Historische Gehöfte in Oberösterreich

(= Studien zur Kulturgeschichte von Oberösterreich, Folge 22).

Linz: Land Oberösterreich/OÖ. Landesmuseen 2009,

70 und 717 Seiten, zahlreiche Abb.

Da die Hausforschung, insbesondere die Beschäftigung mit historischen bäuerlichen Gehöften, nicht gerade ein Schwerpunkt der Europäischen Ethnologie ist, mag es sinnvoll sein, ein vor sechs Jahren veröffentlichtes Buch anzuzeigen, das bislang wohl nur in Oberösterreich, bei den für Freilichtmuseen Zuständigen, in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte sowie im Kreise von Architektinnen und Architekten auf Interesse gestoßen ist. Seit der Autor, für lange Zeit Lektor für Hausforschung am Wiener Institut, seine Tätigkeit beendet hat, ist zumindest in Wien keine einschlägige Lehrveranstaltung abgehalten worden.

Gunter Dimt, der damals als Techniker tätig war, hat nebenberuflich in Wien Volkskunde studiert und schloss sein Studium, wesentlich vom – eine technische Hausforschung betreibenden – Architekten Adalbert Klaar (1900–1981) beeinflusst (der in den sechziger und siebziger Jahren am Institut gelehrt hat), 1975 mit einer hauskundlichen Dissertation ab.¹ Danach holte ihn sein Doktorvater Franz C. Lipp in die volkscundliche Abteilung des Oberösterreichischen Landesmuseums, deren Leitung er 1979 als Nachfolger seines Mentors übernahm. Eine Fülle von Publikationen bezeugt seine weiterhin intensive Beschäftigung mit dem Thema Haus, auch im städtischen Umfeld (vgl. dazu auf S. 49–52 das Verzeichnis der Literatur zur Hausforschung in Oberösterreich). Unbearbeitet blieb jedoch, auch wegen der Bestellung zum Direktor des Hauses im Jahre 1991, das sogenannte Heckl-Archiv, dem sich der Verfasser erst nach seiner Pensionierung im Jahre 2000 widmen konnte.

Der Architekt Rudolf Heckl (1900–1967) war in der NS-Zeit Mitarbeiter der »Mittelstelle (später Forschungsstelle) Deutscher Bauernhof«, die dem Amt Rosenberg, genauer der dort angesiedelten »Reichsarbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde« zugeordnet war.² Der

1 Gunter Dimt: Die Bauernhaus- und Hofformen im Politischen Bezirk Waidhofen der Ybbs in Niederösterreich. 2 Bde., Diss. Wien 1975.

2 Hannjost Lixfeld: Aufbau und Aufgaben von Rosenbergs Reichsarbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde. In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf

Leiter dieser Mittelstelle, Erich Kulke, hatte Heckl im Winter 1938/39 aufgesucht und ihn mit Aufbau und Leitung der Mittelstelle im Gau Oberdonau beauftragt; dieser Aufgabe kam er, photographierend und Pläne zeichnend, bis 1945 nach – Details dazu finden sich in einem Brief aus dem Jahre 1946 an Franz Lipp (seit 1939 Leiter der volkskundlichen Abteilung im Oö. Landesmuseum), den Heckl als »Bericht« über die Tätigkeit der »Mittelstelle Deutsches Bauernhaus« schrieb, weil das Land Oberösterreich die Rechtsnachfolge der Mittelstelle angetreten und Heckl ersucht hatte, über die »im früheren Reichsgau Oberdonau für die Bauernhausforschung aufgewendeten öffentlichen und privaten Mittel« Auskunft zu geben.³

Auf der Grundlage seiner Erhebungen verfasste Heckl wenig später die »Oberösterreichische Baufibel«,⁴ eine, so Dimt, »für die Forschung unentbehrliche Publikation«, allerdings ohne Einfluss »auf die praktische Baudurchführung, für die sie ursprünglich gedacht war« (S. 14, Anm. 4). Die gesamten Unterlagen Heckls (Negative der Photos, Plankopien etc.) kamen auf Veranlassung Lipp's nach dem Ableben des Architekten an die Volkskundliche Abteilung, wo sie als besagtes »Heckl-Archiv« eine bleibende Heimstätte fanden. Dimt hat nun auf diese ungefähr 2500 Negative zurückgegriffen und dabei festgestellt, dass für manche der 15 oberösterreichischen Verwaltungsbezirke (dazu kommen noch die gleichfalls behandelten Statutarstädte Linz und Wels) aus seiner Sicht für eine Gesamtdokumentation zu wenig Aufnahmen vorlagen, so dass er die weitgehend zeitgleich entstandenen Aufnahmen von Max Kislinger (1895–1983) im Volkskundehaus Ried im Innkreis und solche aus dem Bestand der volkskundlichen Abteilung (viele mutmaßlich von Franz Lipp) im Landesmuseum sowie aus seinem eigenen Bautenarchiv einbezog und somit auf zirka 6000 von ihm digitalisierte Photos zurückgreifen konnte, wodurch »ein annähernd flächendeckendes Gesamtbild über das Aussehen der Bauernhöfe Oberösterreichs in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« möglich war (S. 9).

Bockhorn in Zusammenarbeit mit James R. Dow (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Wien-Köln-Weimar 1994, S. 205–217.

3 Vgl. den vollständigen Bericht im vorliegenden Buch (S. 53–60).

4 Rudolf Heckl: *Oberösterreichische Baufibel. 1. Die Grundformen des ländlichen Bauens.* Salzburg 1949.

Dem Abbildungsteil vorangestellt wurde – neben Vorwort und Einleitung – eine gut fünfzigseitige Einführung mit Zeichnungen, Photos und Plänen der im Lande vertretenen Wohnhaus- und Gehöftformen, gegliedert nach Haufen- und Paarhöfen, Streck- und Hakenhöfen, offenen Vierseithöfen, Einspringerhöfen, Vierseit- und Vierkanthöfen, Dreiseit- und Dreikanthöfen sowie Mittertenn-Einhöfen, deren Verbreitung durch acht Karten veranschaulicht werden. Dazu kommen das Literaturverzeichnis und als Anhang der schon erwähnte Bericht Heckls sowie das gesamte bäuerliche Bauwesen betreffende umfangreiche Wortklärungen (S. 63–70).

Als Hauptteil des Bandes folgen nun die eigens paginierten (B 1 – B 717) und alphabetisch nach Bezirken sowie Gemeinden geordneten Abbildungen, beginnend mit Braunau und endend mit Wels-Land und Stadt Wels; vorangestellt sind jeweils Karten mit Kennzeichnung der Gemeinden, aus denen Aufnahmen stammen. Für jedes der eindrucksvollen Bilder sind Herkunft (rh für R. Heckl, mk für M. Kislinger, BA für die Volkskundeabteilung, gd für G. Dimt sowie – ohne Kennzeichnung – Photos aus dem Bezirk Perg, die sich in Verwahrung des Mühlviertler Schlossmuseums Freistadt befinden), Archivnummer, Aufnahmeort (soferne bekannt) innerhalb der Gemeinden und deren Gemeinde- und Postleitzahl sowie die Namen der Katastralgemeinden angegeben.

Die Leistung des Autors, der (gemeinsam mit Gottfried Eilmsteiner) auch für die graphische Gestaltung verantwortlich war, kann – man entschuldige diese persönliche Wertung – nur als bewundernswert bezeichnet werden. Für fast alle Bundesländer gibt es zwar kürzere oder längere, meist regionale Beiträge zu Bauernhaus und -forschung, in jüngerer Zeit entstanden und wissenschaftlich vergleichbar sind nur die – auch die Wohnkultur berücksichtigende – Arbeit über das Burgenland von Vera Mayer⁵ sowie die wegweisende, verstärkt auch auf technische Details eingehende Monographie von Oskar Moser (1914–1996) über die Bauernhäuser Kärntens.⁶ Für künftige Bücher über die noch ausstehenden

5 Vera Mayer: Burgenland. Bau und Wohnkultur im Wandel (= Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil.-Hist. Klasse, Sitzungsberichte, 602. Bd., Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde, Nr. 21). Wien 1993.

6 Oskar Moser: Das Bauernhaus und seine landschaftliche und historische Entwicklung in Kärnten. Klagenfurt 1974, 1992 (2. Auflage).

österreichischen Länder, sollte es denn solche Bände jemals geben, hat Gunter Dint mit diesem Band, um einen Begriff aus der Sportwelt zu gebrauchen, nicht nur wegen der Fülle der Abbildungen die Latte jedenfalls hoch gelegt.

Olaf Bockhorn

**Irene Ranzmaier: Die anthropologische Gesellschaft in Wien
und die akademische Etablierung anthropologischer Disziplinen
an der Universität Wien, 1870–1930**

(= Wissenschaft, Macht und Kultur in der modernen Geschichte, Bd. 2).
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag 2013, 341 Seiten.

Irene Ranzmaier, Historikerin und Germanistin mit wissenschaftsgeschichtlichem Schwerpunkt – ihre Studie zur Wiener universitären Germanistik zwischen 1938 und 1945 ist auch im Hinblick auf die damalige Volkskunde und ihre Geschichte an der Universität Wien von Interesse¹ – hat sich zwischen 2006 und 2009 in einem vom FWF finanzierten Projekt unter der Leitung von Mitchell G. Ash mit der Geschichte der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (AGW) beschäftigt, dessen Ergebnisse seit 2013 auch in Buchform vorliegen.

Diese frühe wissenschaftliche Vereinigung, vergleichbar mit anderen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ins Leben gerufenen westeuropäischen anthropologischen Gesellschaften, wurde am 21.2.1870 gegründet und ist für die Entwicklung der Volkskunde in Österreich, also ihre Frühzeit, durchaus von Wichtigkeit, was schon ein erster Blick ins Personenverzeichnis zeigt: J. R. Bünker, A. Dachler, A. und M. Haberlandt, W. Hein, R. F. Kaindl, F. S. Krauss, R. Meringer, R. Much, A. Pfalz d. Ä., K. J. Schoer, auch F. von Andrian-Werburg und L. v. Schröder sind Namen, die zumindest den älteren Vertreterinnen und Vertretern der Volkskunde noch geläufig und mit bestimmten Themen

1 Irene Ranzmaier: Germanistik an der Universität Wien zur Zeit des Nationalsozialismus. Karrieren, Konflikte und die Wissenschaft (= Literaturgeschichte in Studien und Quellen 10). Wien, Köln, Weimar 2005.

verbunden sind (ob das auch im Bereich ihrer Nachfolgewissenschaften gilt, vermag der Unterfertigte nicht zu beurteilen).

Der erste Präsident der AGW, der Mediziner Carl von Rokitansky, betonte in seiner Eröffnungsrede (S. 25–29) die Aufgabe der Anthropologie als Naturgeschichte des Menschen. Die Anthropologie war für ihn die Grundlage aller anthropologischen Forschung [allerdings als Rassenlehre auch eine eigene Sektion der AGW, Anm. OB]; Hauptrichtungen seien dann nach I. Ranzmaier Ethnographie (Erfassung/Beschreibung eines einzelnen, vor allem des eigenen Volkes)², Ethnologie (Erfassung/Beschreibung fremder Völker) und Urgeschichte gewesen; diese drei Kernbereiche – physische Anthropologie, Ethnologie/Völkerkunde, heute Kultur- und Sozialanthropologie, sowie Ethnographie/Volkskunde, heute Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie, empirische Kulturwissenschaft – umfasst die AGW noch heute.

Die auch definitorische Trennung von Ethnographie und Ethnologie ist m. E. aus besagter Rede nicht herauszulesen und entspricht allenfalls einer späteren Sprachregelung.³ Der Vorsitzende verwendete nämlich ausschließlich das Wort »Ethnographie«, was übrigens auch dem gleichzeitig gefassten Beschluss entspricht, nämlich der »Gliederung in drei [und nicht vier, Anm. OB] Sectionen, u. zw. eine solche für Racenlehre, für Ethnographie und für Urgeschichte« (S. 51). Deren Sammlungen konnten etliche Jahre später über Veranlassung des ersten Intendanten des k.k. Naturhistorischen Hofmuseums (NHM, das 1889 in das neue Gebäude am Ring einzog und immer noch Sitz der AGW ist), des 1876 ernannten Geologen Ferdinand von Hochstetter, als Anthropologisch-ethnographische Abteilung in den Bestand des Hofmuseums eingehen, dreigeteilt in eine anthropologische, prähistorische und ethnographische Sammlung.

Zurück zum Buch: Die Verfasserin hat es nun, ausgehend vom Überbegriff »Anthropologie«, unternommen, vor allem die Differenzierung und Institutionalisierung einzelner Disziplinen sowie die Innendifferenzierung eines Fachbereiches herauszuarbeiten und gleichzeitig mit der Verfolgung der Akademisierung der genannten Wissenschaften Universitätsgeschichte zu schreiben (S. 7). Ihr Hauptaugenmerk galt der

2 Die Autorin schreibt Ethnografie, was wohl nicht der in der AGW üblichen Schreibweise entspricht, sondern der neuen Rechtschreibung geschuldet ist.

3 Ethnographie und Ethnologie sind lange Zeit weitgehend synonym verwendet worden.

Herausarbeitung »der Besonderheiten der Entwicklung der Anthropologie in Österreich [...] und sie mit dem jeweiligen wissenschaftlichen, politischen und sozialen Kontext in Beziehung zu setzen« (S. 13). Abgesehen von kleineren Arbeiten zur AGW, die Jubiläen, Teilbereiche und bestimmte Zeiträume betreffen, betrat die Autorin mit der Bearbeitung eines Forschungsdesideratums zwangsläufig Neuland, dessen Erforschung, um beim Bild zu bleiben und ein Resümee vorwegzunehmen, absolut erfolgreich, aber auch sehr arbeitsaufwändig war.

Das bezeugen unter anderem fünfzehn Seiten Forschungsliteratur, ein umfangreiches Personenregister und ein siebenseitiges Verzeichnis der gedruckten und archivalischen Quellen, ohne deren Heranziehung man Wissenschaftsgeschichte nicht oder nur unvollständig schreiben kann, wie die von I. Ranzmeier nicht nur wegen des Fehlens der Verarbeitung jeglichen Quellenmaterials kritisierte einzige längere Arbeit zur AGW von Karl Pusman zeigt.⁴

Vor allem aber legen fünf Hauptkapitel (und eine Conclusio) Zeugnis ab über die Leistung der Autorin: Einleitung, Gründung der AGW 1870, die Zeit bis 1900, die Periode danach sowie die akademische Etablierung der anthropologischen Disziplinen an der Universität Wien zwischen 1882 und 1930. Auf diese und speziell auf jenen Teil der Ethnographie, der ab 1900 an der Wiener Universität mit namentlich als »volkskundlich« bezeichneten Lehrveranstaltungen vertreten war, soll hier zumindest kurz eingegangen werden. Eine Wiedergabe des im Detail Nachlesbaren macht wenig Sinn; kritische Bemerkungen wären nur möglich, würde man all das von der Verfasserin herangezogene Material kennen. Einige ergänzende Bemerkungen und wenige Literaturverweise mögen daher genügen.

Die in den beiden ersten Jahrzehnten spürbare »Vorherrschaft« der Prähistorie war verbunden mit Namen wie etwa Friedrich Simony, Professor für Geographie an der Wiener Universität, der sich den prähistorischen Funden Hallstatts widmete, oder Gundaker Graf von Wurmbrand, der Pfahlbauforschung betrieb und 1889 als Mitglied des Reichsrates die Förderung der anthropologischen Wissenschaften anregte, womit sich

4 Karl Pusman: Die »Wissenschaft vom Menschen« auf Wiener Boden (1870–1959). Die Anthropologische Gesellschaft in Wien und die anthropologischen Disziplinen im Fokus von Wissenschaftsgeschichte, Wissenschafts- und Verdrängungspolitik (= Austria Universitätsgeschichte, Bd. 1). Hamburg 2008.

in der Folge, durchaus zustimmend, auch die Philosophische Fakultät der Universität Wien beschäftigte. Eine Folge war, dass Moriz Hörnes, Prähistoriker am NHM, 1891 durchaus mit Aussicht auf Erfolg um die Habilitation für Prähistorische Archäologie ansuchen konnte und 1892 eine entsprechende Venia erhielt. 1899 wurde er mit einem unbesoldeten Extraordinariat bedacht, 1906 erhielt er eine Besoldung, die ihm ermöglichte, auf seinen Dienstposten im NHM zu verzichten. 1907 richtete man für ihn eine außerordentliche Lehrkanzel ein, 1911 wurde er zum Ordinarius, wiederum ad personam, ernannt. Seine Nachfolge als ordentlicher Professor für »Urgeschichte des Menschen«, verbunden mit der in Aussicht gestellten Errichtung eines urgeschichtlichen Instituts, trat 1922 Oswald Menghin an.

1889 und in der Folgezeit hatte sich die Philosophische Fakultät zuerst mehrheitlich für eine Trennung von physischer Anthropologie und Ethnographie ausgesprochen, was für die universitäre Institutionalisierung dieser beiden Fächer allerdings nicht förderlich war. Erst zwei Jahrzehnte später kam es zu einer Lösung, allerdings gegenteiliger Art: 1910 suchte Rudolf Pöch, Mediziner mit einem zusätzlichen Studienabschluss beim Anthropologen und Ethnologen Felix von Luschan in Berlin (bis zu seiner Berufung nach Berlin führendes Mitglied der AGW und anfänglich auch Kustos ihrer Sammlungen), um Zulassung zur Habilitation für Anthropologie mit besonderer Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Seite der Disziplin an, was schnell zu einer Venia legendi führte. Sein Doppelstudium sowie seine wertvollen sowohl anthropologischen als auch ethnologischen Sammlungen machten Pöch zum idealen Kandidaten für die nunmehr gewünschte gemeinsame Professur für Anthropologie und Ethnographie, die für ihn 1912 beantragt und 1913 mit der Ernennung zum Extraordinarius auch genehmigt wurde. 1919 wurde er, allerdings ohne Systematisierung einer Lehrkanzel, Ordinarius, wie schon vorher ad personam.

Pöchs Tod im Jahre 1921 hatte eine Vakanz zur Folge, die erst 1924 mit der Berufung von Otto Reche als Ordinarius, gleichfalls und ad personam für Anthropologie und Ethnographie, beendet wurde. Sein schon 1927 erfolgender Abgang nach Leipzig führte zur umgehenden Ernennung von Josef Weninger, für physische Anthropologie habilitiert, zum Extraordinarius für Anthropologie; die Systematisierung dieser Professur sollte für die Ethnologie/Ethnographie ab 1920 nicht ohne Auswirkungen bleiben.

In der AGW waren anfangs Vertreter einer linguistischen Ethnographie, so Friedrich Müller, vertreten gewesen; erst unter der Präsidentschaft des Gründungsmitglieds Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg in den Jahren 1882–1902 bemühte man sich, die Ethnographie (auch im Hinblick auf die Beschäftigung mit den Völkern Österreich-Ungarns⁵ und des Balkans) verstärkt und umfassender zu fördern, indem man 1884 die »Ethnographische Commission« reaktivierte und ein Programm formulierte, das die wissenschaftliche Beschäftigung sowohl der Völker auf »primitiver Culturstufe« als auch der »Culturvölker« einschloss (S. 73). Mitglied der Kommission war auch Friedrich Salomo Krauss, vom Studium her klassischer Philologe, dessen ethnographische (aus späterer Sicht volkskundliche) Forschungsreisen auf den Balkan finanziell unterstützt wurden. Dafür hatte er umgehend einen von der AGW herausgegebenen ethnographischen und auf die slawischen Länder abgestimmten Fragebogen verfasst, der danach in überarbeiteter Form auch von anderen Ländern übernommen wurde.⁶

Innerhalb der AGW, für welche die Ethnographie in den Worten Andrians »unsere Wissenschaft« war,⁷ hatte man um bzw. ab 1890 die Haus-, Dorf- und Flurforschung forciert, was eine Reihe von Veröffentlichungen, auch in den Mitteilungen der Gesellschaft, bewirkte.⁸ 1892/93

- 5 Mit diesen und ihrer Ethnographie beschäftigte sich ab 1884 das Kronprinz Rudolf initiierte vielbändige Werk »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«.
- 6 Auf Krauss ist hier nicht weiter einzugehen, weil er 1899 aus der AGW austrat und in der Folge seine vielfältigen Forschungen abseits des offiziellen Wissenschaftsbetriebes durchführte; vgl. zu ihm: Christoph Daxelmüller: Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Kraus[s]) (1859–1938). In: Wolfgang Jacobeit, Hannjost Lixfeld, Olaf Bockhorn unter Mitwirkung von James R. Dow (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.* Wien-Köln-Weimar 1994, S. 463–476.
- 7 Mit seinem zwanzig Jahre danach erschienenen Buch über Altaussee (Ferdinand von Andrian: *Die Altaussee. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes.* Wien 1905 (unveränderter Nachdruck Altaussee 1975) legte der vormalige Präsident der AGW eine ethnographisch-anthropologische Pionierleistung auf dem Gebiet der volkskundlichen Ortsforschung vor.
- 8 Oskar Moser: *Hundert Jahre Hausforschung in Österreich.* In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, NS XLV/GS 94, Wien 1991, S. 329–350.

fürten die Bemühungen um die Aufwertung der Ethnographie auch universitär zu Erfolg: da konnte sich, nur ein Jahr nach Moriz Hörnes, Michael Haberlandt, gleichfalls an der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des NHM tätig, für »Allgemeine Ethnographie« habilitieren. Trotz Studium der Indologie und Linguistik war er dank seiner objektbezogenen Tätigkeit seit 1984 nicht einer linguistischen Ethnographie zuzuordnen, wie sich bald zeigen sollte: mit seinem Kollegen Wilhelm Hein⁹ gründete er 1894 den »Verein für Volkskunde in Wien«,¹⁰ der ab 1895 die »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« herausgab und das »Museum für Österreichische Volkskunde« begründete. 1896 findet sich erstmals auch »Volkskunde« im Titel einer seiner Lehrveranstaltungen, für die er sich im österreichischen Teil der Donaumonarchie als Universitätslehrer und Museologe zuständig sah.

Das Museum leitete Michael Haberlandt neben seiner Tätigkeit im NHM bis Ende September 1911 ehrenamtlich, danach bis 1924 als besoldeter Direktor. In diesem Jahr übergab er die Leitung seinem Sohn Arthur, der sich 1914 gleichfalls für Ethnographie habilitiert hatte.¹¹ Beiden hatte man den Titel Universitätsprofessor verliehen, zu einer Systematisierung des Faches Volkskunde an der Universität Wien war es jedoch nicht gekommen. Volkskunde sah man als Teil der Ethnographie, die ja durch Rudolf Pöch und dann durch Otto Reche ohnehin vertreten war. Zudem fehlten Arthur Haberlandt die philologischen Kenntnisse, die vor allem dem Altgermanisten Rudolf Much, der Volks- und deutsche Altertumskunde weitgehend als Synonyme ansah, als erforderlich erschienen, weshalb die mehrfach von Verein und Museum für

9 W. Hein, Stellvertreter Haberlandts als Museumsleiter und Vermehrer der Sammlungen, war eigentlich Orientalist; 1901 habilitierte auch er sich für Allgemeine Ethnographie, starb aber bereits zwei Jahre später.

10 Herbert Nikitsch: Auf der Bühne früher Wissenschaft. Der Verein für Volkskunde in Wien (1894–1959) (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 20). Wien 2006.

11 Der Antrag hatte auf »Allgemeine Ethnographie und Ethnologie« gelautet und den Beisatz »mit besonderer Berücksichtigung der Volkskunde« enthalten; die Kommission strich die »Ethnologie« und auch den Beisatz mit der Begründung, dass die Volkskunde einen Teil der Ethnographie bilde (Universitätsarchiv Wien, Phil. Dek. Zl. 656–1912/13). Damit war der Versuch, zum einen Ethnologie, zum anderen Volkskunde als Fachnamen neben der von R. Pöch vertretenen Ethnographie zu etablieren, gescheitert.

Volkskunde gestellten Anträge für eine eigene volkskundliche Professur stets abgelehnt wurden.¹²

Überdies war inzwischen eine auch philologisch ausgewiesene Konkurrenz vorhanden: 1920/21 und 1923/24 hatten sich die beiden Patres Wilhelm Schmidt und Wilhelm Koppers, erfahrene Missionare des in St. Gabriel beheimateten SVD-Ordens, mit außereuropäischen Studien und entsprechenden Sprachkenntnissen für Ethnographie habilitiert; danach setzten sich bei weiteren Habilitationsverfahren die Bezeichnungen Ethnologie bzw. Völkerkunde durch (Friedrich Röck 1924/25, Robert Heine-Geldern 1925/26).

Mit dem Abgang Reches kam es zuerst zur Trennung der Lehrkanzel für Anthropologie und (immer noch) Ethnographie; Josef Weninger wurde im Oktober 1927 zum Extraordinarius für (die den Naturwissenschaften zuzuordnende) Anthropologie, Wilhelm Koppers im Mai 1928 zum Extraordinarius für (die geisteswissenschaftliche) Völkerkunde ernannt; 1929 war auch die formale Teilung des vorher gemeinsamen Instituts genehmigt worden. Damit war die Akademisierung der drei anthropologischen Disziplinen abgeschlossen. A. Haberlandt wurde personell dem neuen Institut für Völkerkunde, der Heimstätte der Wiener (katholisch dominierten) völkerkundlichen Schule der Kulturkreislehre zugeordnet, die Volkskunde wurde erst 1939 mit der Ernennung nicht Haberlandts, sondern Richard Wolframs, eng der Germanistik und der Much'schen Männerbundschule verbunden, in die Selbstständigkeit entlassen.

Mit einem zusammenfassenden, *Conclusio* genannten Kapitel endet das detail- und kenntnisreiche Buch, zu dem der Autorin uneingeschränkt zu gratulieren ist und das sowohl für die AGW als auch die behandelten Studienrichtungen und die Geschichte der Universität Wien von Bedeutung ist und bleiben wird.

Olaf Bockhorn

12 Zu den »Quellströmen« und die Geschichte der Volkskunde im Umfeld der Universität Wien siehe die Beiträge im Buch »Völkische Wissenschaft« (wie Anm. 6, S. 417–424, S. 477–526, zu M. und A. Haberlandt insbesondere S. 501–510).

Ursula Hemetek, Ulrich Morgenstern (Hg.): Gerlinde Haid.

Eine Biobibliographie (= Klanglese 8).

Wien: Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie 2013, 154 Seiten, Abb. (nicht im Buchhandel, aber kostenloser download unter www.mdw.ac.at/ive/).

Am 29. November 2012 ist Gerlinde Haid, Volkskundlerin, Volksmusikforscherin, auch aktive Volksmusikantin, bis zu ihrer Emeritierung im Jahre 2011 Professorin am Institut für Volksmusikforschung und Ethnomusikologie der Universität für Musik und darstellende Kunst in Wien, nach kurzer schwerer Krankheit in Innsbruck verstorben. Ursula Hemetek, seit 2010 Vorständin des besagten Instituts, hat 2013 für ihre Freundin und Kollegin in dieser Zeitschrift einen einfühlsamen Nachruf verfasst.¹ Im selben Jahr gab sie gemeinsam mit Ulrich Morgenstern die obzitierte Biobibliographie heraus, die hier anzuzeigen ist.

Der erste Beitrag nach einem kurzen Vorwort der Herausgebenden, die Biographie der 1943 in Bad Aussee geborenen Gerlinde Haid, stammt von Nicola Benz. Darin wird zuerst in Kürze und danach ausführlich ihr Lebensweg nachgezeichnet: Schule in Bad Aussee und Altmünster, Studium (Lehramtsstudium Musikpädagogik und Germanistik, Doktoratsstudium Volkskunde und Musikwissenschaft), Bedeutung ihrer akademischen Lehrer (Musik: Walter Deutsch, Franz Eibner, Walter Graf; Germanistik: Eberhard Kranzmayer; Volkskunde: Richard Wolfram, Leopold Schmidt, Károly Gaál, Helmut P. Fielhauer), beruflicher Lebensweg (ab 1966 Assistentin am Institut für Volksmusikforschung an der damaligen Hochschule für Musik und darstellende Kunst, seit 1976 Generalsekretärin des Österreichischen Volksliedwerkes, von 1989–1994 Assistentin am Institut für Musikalische Volkskunde der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Mozarteum in Innsbruck und schließlich 1994 Berufung nach Wien. Auf weitere außeruniversitäre Funktionen und die Fülle von Ehrungen sowie ihre umfangreichen und unterschiedlichen Forschungsgebiete muss hier nicht eingegangen werden; sie werden

1 Ursula Hemetek: »Etwas das aufgeht und wieder zugeht«. Gerlinde Haid 1943–2012. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, NS LXVII/GS 116, Heft 1+2 2013, S. 334–340.

in der Benz'schen Biographie und durch die darin genannte Literatur eingehend gewürdigt.

Zu erwähnen ist jedoch die 1971 geschlossene Ehe mit ihrem Studienkollegen Hans Haid, kritischer Volkskundler, Dichter und Schriftsteller, Initiator einer Reihe von kulturellen und kulturwissenschaftlichen Initiativen; er teilte mit seiner Frau eine Fülle von Interessen (in besonderem Maße für die Volkskultur und Volksmusik des Alpenraumes) – Interessen, die zu gemeinsamen Forschungen, vielen Publikationen und umfangreichen Sammlungen führten. Gemeinsam riefen sie, um nur zwei der Initiativen zu nennen, in Innsbruck das »Institut für Volkskultur und Kulturentwicklung« ins Leben und standen hinter der Gründung von »Pro vita alpina«. Ein weiteres Vorhaben, das Gerlinde und Hans Haid in bewährter Zusammenarbeit in die Tat umsetzten, war die Veröffentlichung von kommentierten Beispielen der von ihnen aufgenommenen authentischen Volksmusik aus dem gesamten Alpenraum als achttellige CD-Reihe »musica alpina«, erschienen zwischen 1993 und 2009. Hans Haid hat 2014 in Gedenken an seine Frau eine CD als Folge IX veröffentlicht,² eine weitere mit einem Schwerpunkt, den schon Gerlinde Haid vorgesehen hatte, nämlich Salzkammergut und Ausseer Land, wird den logischen, wenn auch traurig stimmenden Schlusspunkt bilden.

In dem Band folgen, ungleich persönlicher, »Biographische Blitzlichter zu Gerlinde Haid, der Ausseerin auf Reisen«, verfasst von Maria Walcher,³ gleichfalls Volkskundlerin und Volksmusikforscherin, zudem enge Weggefährtin und Freundin, Sanges- und Musikpartnerin Gerlinde Haid, über geraume Zeit ihre Nachfolgerin als Generalsekretärin des Österreichischen Volksliedwerkes. Eingeleitet von der Orientierung dienenden »Daten und Fakten« wird Gerlinde Haid von verschiedenen Seiten her in vorgegebener Kürze »beleuchtet« (denn das ist eine Folge von Blitzlichtern): als Kind in Bad Aussee, als Studierende, als junge Wissenschaftlerin, die mit ihrem Lehrer und Mentor Walter Deutsch

- 2 Musica alpina IX. Volkslieder aus den Alpenraum »la öunate cöna« – »Um Eins in die Wiege«. PRO VITA ALPINA-International 2014.
- 3 Wiederabdruck eines Beitrages aus dem Jahre 2011 (Maria Walcher: Biographische Blitzlichter zu Gerlinde Haid, der Ausseerin auf Reisen. In: Ursula Hemetek, Evelyn Fink-Mennel, Rudolf Pietsch (Hg.): Musikalien des Übergangs. Festschrift für Gerlinde Haid anlässlich ihrer Emeritierung 2011 (= Schriften zur Volksmusik 24). Wien, Köln, Weimar 2011, S. 21–43.

ein Institut aufbaut, als Ehefrau eines, so Walcher, provokanten Poeten, trutzigen Tirolers und volkskundlichen Querdenkers, als radikale und progressive («an den Wurzeln orientiert und in die Zukunft hineinwirkend») Kulturvermittlerin, als die Feldforschung neu Positionierende, als Frau in der Wissenschaft, als Familienmensch. Ein kurzes letztes Kapitel nennt M. Walcher »Kilometer-weise« Gedanken»; es beschäftigt sich mit der Jahrzehnte währenden berufs-, forschungs- und wohnsitzbedingten Mobilität Gerlinde Haid, angesichts derer man trotz der einigermaßen »stabilen Situation« nach der Pensionierung nicht mit Sicherheit sagen könne, »wohin die nächsten Reisen gehen« – bis auf die letzte irdische, die sie schon und unerwartet im Folgejahr anzutreten hatte...

Ein chronologisch geordneter, von 1970 bis 2011 reichender und »Forschung als Mitte des Daseins« benannter Photoessay mit 83 Bildern, die abzüglich etlicher allgemeiner Photos allesamt Gerlinde Haid zeigen (als Musikantin, Forscherin, Lehrende, im Institut und bei offiziellen Anlässen), von Lisl Walter, im Institut u. a. für die bildliche Dokumentation zuständig, zusammengestellt, schlägt auf dreißig Seiten die Brücke zur stark biographischen »Lobrede für Gerlinde Haid« von Walter Deutsch, im Institut Vorgänger als Ordinarius, anlässlich der Verleihung des Walter-Deutsch-Preises des österreichischen Volksliedwerkes an seine und wohl auch bedeutendste Schülerin 2010 in Bad Aussee gehalten hatte.⁴

Folgerichtig schließt nun ein grundlegender Beitrag von Gerlinde Haid an, fußend auf einem leider unvollendeten Manuskript, das als erweiterte und aktualisierte Fassung eines 2011 publizierten, aber geraume Zeit vorher verfassten Aufsatzes »Vom Volkslied zum »Evergreen«⁵ erscheinen sollte. In der nunmehr vorliegenden Version, ergänzt durch eine Anmerkung des Mitherausgebers Ulrich Morgenstern, trägt der Beitrag denselben Titel sowie den ungleich informativeren Untertitel, der zeigt, worum es der Autorin in ihm ging bzw. geht: Geschichte,

4 Der Text wurde erstmals im Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 60/2001, S. 240–246 veröffentlicht.

5 Erschienen in: Olaf Bockhorn, Helmut Eberhart, Dorothea Jo. Peter (Hg.): Volkskunde in Österreich. Bausteine zu Geschichte, Methoden und Themenfeldern einer Ethnologia Austriaca. Innsbruck: Österreichischer Fachverband für Volkskunde 2011, S. 333-373 (download unter www.volkskunde.org).

Methoden, Aufgaben und Probleme der Volksmusikforschung in Österreich.

Den Abschluss des Bandes bilden: eine für diesen Band erarbeitete und gut gegliederte Bibliographie für die Zeit von 1967 bis 2013 (selbstständige Werke: 22, Tätigkeit als Herausgeberin: 34, Einzelbeiträge: 438, Rezensionen: 19), eine Liste der zwischen 1972 und 2012 gehaltenen Vorträge (214) und eine Aufstellung der von Gerlinde Haid betreuten Bakkalaureats-, Diplom- und schriftliche Hausarbeiten sowie Dissertationen (49). All die Titel und auch die vom Unterfertigten (hoffentlich ohne größere Fehler) ermittelten Zahlen – dazu kämen noch die der Vorlesungen, die sie in Wien, auch am Institut für Volkskunde (bzw. seit 2000 für Europäische Ethnologie) und Innsbruck gehalten hat und die in der Biobibliographie nicht aufgelistet sind) – zeigen die Vielfalt der von Gerlinde Haid bearbeiteten Themen; und sie stimmen gleichzeitig traurig, weil auch durch diese Zahlen und Themen deutlich wird, welchen Verlust im November 2012 nicht nur ihre Familie, ihre Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen, sondern auch die einschlägige österreichische, europäische und internationale Wissenschaft erlitten haben.

Olaf Bockhorn

Andrea Euler, Bernhard Prokisch (Red.):

Der Volkskundler Franz C. Lipp (1913–2002). Beiträge zu Leben und Werk (= Studien zur Kulturgeschichte Oberösterreichs 39). Linz 2015, 244 Seiten, zahlreiche Abb.

1947 forderte Leopold Schmidt in seinen programmatischen Ausführungen über »Volkskunde als Geisteswissenschaft« in sachlicher Distanz zu seiner politisch belasteten Disziplin eine »Scheidung der Volkskunde als Wissenschaft von allen Bestrebungen, welche sich ihrer wissenschaftlichen Grundlagen zu bedienen versuchen«. Vom Großteil seiner Kollegenschaft wurde das damals zurückgewiesen, in der Formulierung oft bewusst ideologisch grundiert, zuweilen schlicht naiv anmutend, manchmal aber auch mit um logische Stringenz bemühtem Argumentationsaufwand – so etwa Franz Carl Lipp in seinen zeitgleich (1949) in

der Festschrift für seinen Lehrer Viktor Geramb erschienenen Überlegungen zu einer »Angewandte[n] Volkskunde als Wissenschaft«. Lipp zeigt sich hier als Vertreter jener intellektuellen Avantgarde des Faches in der österreichischen Nachkriegszeit, die dessen restaurativen »Rückbruch« (E. Hanisch) umso nachhaltiger prägte, als sie ihr mit der Geste akademisch fundierter Nüchternheit jene nach wie vor »nostalgisch-retrospektive Richtung« (I.-M. Greverus) wies, an der man sich hierzulande großteils bis in die 19070er-Jahre hinein orientieren sollte. So wird also in dem hier angezeigten (anlässlich des 100. Geburtstages erschienenen) Gedenkband eine »volkskundliche Forscherpersönlichkeit« (Vorwort, S. 5) gewürdigt, die nicht nur eine »wissenschaftliche Volkskunde« (Olaf Bockhorn, S. 39) vertreten hat, sondern auch – nach den »Kriterien einer Wissenschaft, die sich verpflichtet fühlte, zu gestalten« (Konrad Köstlin S. 40) – »Heimatspfleger, Initiator von Heimathäusern und Freilichtmuseen und Mentor zeitgenössischen Kunsthandhandwerks« (S. 5) gewesen ist.

Damit wären nicht nur die thematischen Schwerpunkte Lipps angedeutet, sondern auch die der Beiträge des Bandes, in denen sein Wirken auf dem Gebiet der Hausforschung (Gunter Dint), der Museumsarbeit (Andrea Euler, Alexander Jalkotzy), der Trachtenkunde und -pflege (Thekla Weissengruber) ebenso wie seine Aktivitäten im Oberösterreichischen Werkbund (Franz Grieshofer) und im Bereich von »Volksmusik und Darstellende[m] Spiel« (Klaus Petermayr) behandelt werden. In allen diesen Abhandlungen finden sich zu den Feldern der (oberösterreichischen) Volkskunde, in denen Lipp »auch neue Wege beschritten« hat (so der Tenor nicht nur bei Olaf Bockhorn, S. 14) einschlägige, zum Teil durchaus neu recherchierte Daten, eingebettet in zum Teil durchaus bedenkenswerte Reflexionen. Hervorzuheben wäre hier etwa die ausführliche Studie von Andrea Euler, in der – ganz im Sinne der gleich eingangs referierten Anekdote, wonach sich die Initialen F. C. dem von Lipp ab 1975 geleiteten Museum Francisco Carolinum verdankten – »Institutionengeschichte« als »Personengeschichte« (S. 61) erzählt wird und Lipps museologische Vorstellungen und konkrete Ausstellungskonzeptionen detailreich (und auch mit eindrücklichen Illustrationen) dokumentiert werden. Nicht vergessen wird dabei auf die Tätigkeiten in bzw. die Gründungen von facheinschlägigen Institutionen – etwa die »Arbeitsgemeinschaft der oberösterreichischen Fachvolkskundler«, angesiedelt an der »Landesstelle für Volkskunde«, die ihrerseits der volkskundlichen

Abteilung im Landesmuseum eingegliedert war – wie auch auf den jeweiligen zeit- und fachgeschichtlichen Kontext von Lipps Aktivitäten zwischen 1939 und 1945. Dass diese »der nationalsozialistischen Ideologie von Volk und Volkstumspflege sicher nicht zuwiderliefen« (S. 14) konstatiert auch Olaf Bockhorn in seinem Beitrag, in dem ansonsten Lipp als akademischer Lehrer am Wiener Institut für Volkskunde in den Mittelpunkt gerückt und vor allem die Umstände seiner Habilitation, inklusive komplett wiedergegebenem Gutachten Richard Wolframs, der das Verfahren auf den Weg gebracht hatte, behandelt werden.

Die akademische Sozialisation Lipps, die ihn dabei prägenden zeitgenössischen Vor- und Leitbilder wie auch die jeweilige ideologische Rahmung werden in den meisten Beiträgen der Publikation zumindest skizziert. Diese setzen sich u.a. mit Lipp als Trachtenerneuerer und als »stets in Abgrenzung gegen Folklore, Folklorismus und Mode« sich verstehenden Heimatpfleger (S. 171) auseinander (Th. Weissengruber), stellen ihn als »seinen künstlerischen Neigungen [...] über den Rand der Volkskultur« (S. 177) nachkommenden »Motor und gleichzeitig Chronist des oberösterreichischen Werkbundes« mit dem Ideal einer »werkgerechten, zeitnahen, stilvollen und schöpferischen Formgebung in allem sichtbar Gestaltetem« (S. 179) dar (F. Grieshofer) oder als Möbelforscher, dessen Ansatz zu einer auch die Produktion und die Produzenten berücksichtigenden »Werkstättenforschung als kulturhistorische Disziplin innerhalb der Volkskunde« (S. 59) von G. Dimt gewürdigt wird.

Dass sich insgesamt einige inhaltliche Überschneidungen ergeben, stört nicht, erleichtert zum Teil auch die Lektüre des Bandes, der – neben knappem Curriculum vitae und einem ausführlich-endgültigen Verzeichnis der Publikationen Lipps inklusive einer Bibliographie von bislang erschienenen Beiträgen über seine Person (Gratulationsadressen, Nekrologe etc.) – abgerundet wird durch Gedanken »Sub specie filii« Wilfried Lipps, in dem der Kunsthistoriker und langjährige Landeskonservator für Oberösterreich einige »Erinnerungsbojen« (S. 215) an seinen Vater auslegt. Und wenn dieser Rückblick auch die eigene Person oft in den Vordergrund rückt, legt er doch, gewissenmaßen unter der Hand, noch am deutlichsten offen, was in einigen Beiträgen zuweilen hinter einer Art Hommage zurücksteht. Gemeint ist dabei weniger, dass hier etwa im Zusammenhang mit dem väterlichen Interessensgebiet der Tracht von einer »Stilisierung der Selbstdarstellung« (S. 212) die Rede ist, sondern dass, wenn hier ein humanistisch hochgebildeter und diese

Bildung weitergebender Pater familias, nüchterner gesagt: ein Vertreter des gehobenen mittelstädtischen Bildungsbürgertums geschildert wird, endlich wenigstens angedeutet ist, was man in dem Buch ansonsten vermisst, in dem man kaum etwas über den familiären Hintergrund und das Herkunftsmilieu F. C. Lipps erfährt. Wieweit das fehlender Quellenlage geschuldet ist, sei dahingestellt – immerhin hat sich in dem abschließenden Essay doch ein Zeitzeuge kursorisch zu Wort gemeldet, dem neben persönlicher Reminiszenz auch »jahrzehntelang detailreich geführte Tagebücher« (S. 203) zu Verfügung stünden, um jenes private individuelle und außerprofessionelle Moment zu erhellen, in dem der Wissenschaftshistoriker Thomas Kuhn bekanntlich die Grundlage der Überzeugungen von Mitgliedern einer jeweils zeitbestimmten Scientific Community gesehen hat. So ließe sich dann auch – über den Einzelfall des in diesem Band Geehrten hinaus – die Frage sinnvoll stellen, »wer Wissenschaftler und Wissenschaftlerin wird, wer sich für Kultur und Volkskultur interessiert und wie das Wissen darüber produziert wird« (S. 40, K. Köstlin) – vorausgesetzt, dass überhaupt ein Interesse an den Lebensgeschichten und Lebensläufen jener besteht, die den Gang einer Disziplin wenn schon nicht durch ein »eindrucksvolles, in Wahrheit gewaltiges Lebenswerk« (wie O. Bockhorn Lipps »lebenslangen Freund«, den weiland Grazer Ordinarius Oskar Moser, zitiert) geprägt, so doch zumindest mitgestaltet haben.

Herbert Nikitsch

Neuerscheinung

Birgit Johler

Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung

= Furniture moves memory



Fünf Möbel ländlich-alpiner Herkunft stehen heute im Dining Room im Freud Museum London; vor 1938 gehörten sie zur Ausstattung eines Wochenendhauses der beiden Psychoanalytikerinnen Anna Freud und Dorothy Burlingham, unweit von Wien.

Die Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde spürt dem Weg der Möbelstücke und der Bedeutung nach, die diese für Anna Freud insbesondere im Kontext ihrer erzwungenen Emigration erhielten. Der Katalog greift die Stationen der Ausstellung auf, vertieft sie und bietet darüber hinaus in der Einleitung eine breitere Kontextualisierung dieser „Dinge der Emigration“ sowie Erläuterungen zur Ausstellungskonzeption.

Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 1. Oktober 2015 bis 31. Mai 2016
(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, 101)
Wien 2015

Wien 2016, 24 Seiten plus farbige Abbildungen, alle Texte deutsch und englisch
ISBN 978-3-902381-52-1
€ 10,- bzw. € 6,70 für Mitglieder des Vereins für Volkskunde (jeweils exkl. Versand)

Bestellungen

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, 1080 Wien
Tel: +43 1 4068905
Fax: +43 1 4085342
office@volkskundemuseum.at

Eingelangte Literatur

- Andraschek-Holzer, Ralph [Hrsg.]: Ortsansichten in öffentlichen Sammlungen. Bestände, Erschließung, Projekte. Die Vorträge der 2. Kurztagung der NÖ Landesbibliothek im Jubiläumsjahr 2013, St. Pölten, 3. Dezember 2013. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2015. – 151 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 61). – Literaturangaben
- Angermüller, Johannes [Hrsg.]: Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. – Bd. 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bd. 2: Methoden und Analysepraxis. Perspektiven auf Hochschulreformdiskurse. Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. 686 + 573 S. 2 Bde. im Schuber. – (DiskursNetz; 1). – Literaturangaben
- Au temps de Klimt. La sécession à Vienne. Exposition, Pinacothèque de Paris 12 février–21 juin 2015. Commissaire: Alfred Weidinger. – 1. Aufl. – Milan: 24 Ore cultura, 2015. – 229 S.
- Bampilis, Tryfon, Pieter ter Keurs [Hrsg.]: Social matter(s). Anthropological approaches to materiality. – Wien u.a.: LIT, 2014. – XI, 221 S. – Literaturangaben
- Bertels, Ursula [Hrsg.]: Einwanderungsland Deutschland. Wie kann Integration aus ethnologischer Sicht gelingen? Tagung, 16. und 17. Januar 2009. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2014. – 209 S. – (Praxis Ethnologie; 5). – Literaturangaben
- Bertsch, Christoph [Hrsg.]: Das ist Österreich! Bildstrategien und Raumkonzepte 1914–1938. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 20. Juni bis 11. Oktober 2015 im Vorarlberg Museum, Bregenz. – Berlin: Mann, 2015. – 399 S. – (Schriften/Vorarlberg Museum; 13) (Ausstellungskatalog/ Institut für Kunstgeschichte der Universität Innsbruck; 28). – Literaturverz. S. 390–392
- Bosch, Claudia: Fest und flüssig. Das Feiern im Festzelt als Cultural Performance. – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 2015. – 327 S. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen; 118)
- Bürkert, Karin: Fastnacht erforschen. Zur Herstellung und Vermittlung von Kulturwissen (1961–1969). – Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2015. – 387 S. – (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen; 117). – Zugl.: Göttingen, Univ., Diss., 2014
- Critical management in curating. Documentation. Concept and organization: Beatrice Jaschke u.a. Schnittpunkt Ausstellungstheorie & Praxis in co-operation with the Österreichisches Museum für Volkskunde. – Wien: Bundeskanzleramt, 2015. – 107 S. – (Kunst)
- De Amicis, Edmondo: Auf dem Meer. Mit einem Nachw. von Erri de Lucca. Aus dem Ital. von Annette Kopetzki. – Wiesbaden: Corso, 2015. – 173 S. – (Corso; 36)
- Eminger, Stefan [Hrsg.]: St. Pölten zwischen den Kriegen. Politik, Wirtschaft, Kultur 1918–1938. Die Vorträge der 3. Kurztagung des NÖ Landesarchivs gemeinsam mit dem Kulturamt der Landeshauptstadt im Jubiläumsjahr 2013, Stadtmuseum St. Pölten, 24. September 2013. – St. Pölten: Selbstverl. des NÖ Inst. für Landeskunde, 2015. – 221 S. – (Studien und Forschungen aus dem Niederösterreichischen Institut für Landeskunde; 63). – Literaturangaben

- Erhart, Peter: Musik im Waldviertel. 2. Band: Beiträge zur Musikpflege in Eggenburg. – Horn u.a.: Waldviertler Heimatbund, 2015. – 266 S. – (Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes; 55). – Literaturangaben
- Faschingeder, Gerald und Franz Kolland [Hrsg.]: Bildung und ungleiche Entwicklung. Globale Konvergenzen und Divergenzen in der Bildungswelt. – Wien: New Acad. Press, 2015. – 213 S. – (Historische Sozialkunde/Internationale Entwicklung; 34) (Journal für Entwicklungspolitik: Ergänzungsband; 26). – Literaturangaben
- Felderer, Brigitte [Hrsg.]: Das Letzte im Leben. Einträge zu Sterben und Trauer 1765 bis heute. Das Buch erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung in der Hofburg Innsbruck, 6. Juni 2015 bis 10. Jänner 2016. Mit Beiträgen v. Ilsebill Barta, Rosanna Dematté u.v.a. – Wien: Verlag für Moderne Kunst, 2015. – 156 S.
- Friese, Heidrun: Grenzen der Gastfreundschaft. Die Bootsflüchtlinge von Lampedusa und die europäische Frage. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 246 S. – (Kultur und soziale Praxis). – Literaturverz. S. 223–246
- Fuchsberger, Daniel und Eva Maria Hois [Red.]: Musikstückln zum 25. Steirischen Geigentag 2015. – 1. Aufl. – Graz: Steirisches Volksliedwerk, 2015. – 48 S. Für 1–3 Geigen, teilw. mit Gesang und Akkordbezeichnung. – Enth. u.a.: Am liebsten bist ma du. Auf da Fuhr. Auf nach Tirol. Billard Mazurka. Da Leerseitige. Ebner – Schani – Steirer. Fiaker Walzer. Gruß aus Bärnbach. Halb zwölf Uhr. Harfen-Boarisch. Jodler Nr. 42. Konstitutions-Marsch. Loisl-Polka. Märzenboarischer. Mazurka No. 27. Mooskirchner Hochzeitsmarsch
- Gfreis, Heike, Thomas Thiemeyer und Bernhard Tschofen [Hrsg.]: Museen verstehen. Begriffe der Theorie und Praxis. – Göttingen: Wallstein, 2014. – 103 S. – (Marbacher Schriften: N.F., 11)
- Glaubenssachen. Gesammelt – erforscht – ausgestellt. – Graz: Universalmuseum Joanneum, Abt. Alltagskultur, Volkskundemuseum, 2015. – 127 S.
- Gmasz, Sepp [Red.]: Parndorf. 750 Jahre, 1264–2014 = Pandorf. – Parndorf: Gemeinde Parndorf, 2014. – 408 S.
- Gonseth, Marc-Olivier [Hrsg.]: Imagine Japan. Exposition 20.6.2014–19.4.2015. Textes et légendes: Philippe Dallais, Audrey Doyen u.a. – Neuchâtel: Musée d'Ethnographie, 2015. – 343 S. – Text franz. u. teilw. engl.
- Greger, Michael J. und Ulrike Kammerhofer-Aggermann [Hrsg.]: Religionen in Österreich – Kalender 2016. – Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde, 2015. – 96 S. – (Salzburger Beiträge zur Volkskunde; 21)
- Greisinger, Sybille [Red.]: Museen in Bayern. Beraten, fördern und fortbilden. Hrsg. von d. Landesstelle für die Nichtstaatlichen Museen in Bayern. – München, 2015. – 26 S.
- Gretzel Peter und Eva Maria Hois: Arthur Halberstadt (1874–1950). Volkskundler und Volksliedforscher im Semmeringgebiet. Mit Liedern und Weisen auf CD. – Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich, 2015. – 232 S. – Zahlr. Ill., Notenbeisp., Audio-CD. – Bibliogr. A. Halberstadt S. 219–220. – Literaturverz. S. 216
- Hackl, Elsa [Hrsg.]: Anklopfen. Vorstellung einer verschwundenen Kulturtechnik; die Türklopfersammlung Ing. Erich Hackl. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum der Stadt Steyr-Innerberger Stadl von 16. April 2015 bis April 2016. – Steyr: Museum der Stadt Steyr-Innerberger Stadl, 2015. – 71 S. – Literaturangaben

- Haibl, Michaela, Gudrun M. König, Anita Auer und Christina Ludwig [Hrsg.]: Die Leidenschaften des Sammlers. Oskar Spiegelhalter als Wissenschaftsamateur. Ausstellungskatalog: Moden. Schwarzwälder und andere Hüte. – Villingen-Schwenningen: Stadt Villingen-Schwenningen, 2015. – 263 S. – (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen; 37)
- Höfe ohne Männer. Frauenalltag im Ersten Weltkrieg. Begleitband zur Ausstellung im Südtiroler Landesmuseum für Volkskunde vom 23.05.2015 bis 31.10.2015. – Dientenheim: Betrieb Landesmuseen, 2015. – 144 S. – (Beiträge zur Volkskunde; 2). – Literaturangaben
- Holzschuh, Ingrid u.a.: Wien. Die Perle des Reiches. Planen für Hitler. Dieser Katalog erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 19.3.2015 bis 17.8.2015 im Architekturzentrum Wien. – Zürich: Park Books, 2015. – 231 S.
- Inaba, Nobufumi: Suomen dativigenetiivin juuret vertailevan menetelmän valossa. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2015. – 413 S. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 272). – Zsfassung in engl. Sprache. – Literaturverz. S. 317–351
- Johler, Birgit: Freud's Dining Room. Möbel bewegen Erinnerung = Furniture moves memory. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde, 1. Oktober 2015 bis 31. Mai 2016. – Wien: Österreichisches Museum für Volkskunde, 2015. – 24 S., Ill. – (Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde; 101). – Literaturverz. S. 24. – Text dt. u. engl.
- Kamel Susan u.a. [Hrsg.]: Experimentierfeld Museum. Internationale Perspektiven auf Museum, Islam und Inklusion. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 478 S. – (Schriften zum Kultur- und Museumsmanagement). – Literaturangaben
- Karl C. Berger, Margot Schindler, Ingo Schneider [Hrsg.]: Stofflichkeit in der Kultur. Referate der 26. Österreichischen Volkskundetagung vom 10.–13. November 2010 in Eisenstadt. – Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde, 2015. – 238 S. – (Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde; N.S. 25) (Inhalt: Ingo Schneider, Stofflichkeit in der Kultur. 8–13; Konrad Köstlin, Stofflichkeit in der Kultur der Dinge. 14–17; Reinhard Johler, Made in Europe. Oder: Schaffen Dinge Europa? Im Andenken an Elisabeth Katschnig-Fasch †. 18–35; Monika Ankele, Materialität als Evidenz. Dingbeziehungen von Frauen in Psychiatrien um 1900. 36–47; Malte Borsdorf, Stumme Dinge, die zeigen. Das Schreibtelefon und seine Bedeutung – unter besonderer Berücksichtigung des Spielfilms »Jenseits der Stille«. 48–58; Jakob Calice, Der verschlackte Körper. Stofflichkeit als moderner Beweis für Körperschmutz und -reinheit in der F.X. Mayr Medizin. 59–68; Anamaria Depner, Abschied von Dingen. Der Umzug ins Altenheim und seine Folgen für die Mensch-Ding-Beziehung. 69–77; Cornelia Eisler, Vergängliche »Perlen der Heimatliebe«. Aspekte zur Lebensdauer materieller Kultur. 78–93; Michael Grabner und Andrea Klein, Historische Holznutzung. Die Brücke zwischen Volkskunde und Holzforschung. 94–100; Timo Heimerdinger, iTouch. Berührung als Schnittstelle zwischen Mensch und Material. 101–112; Peter F. N. Hörz und Marcus Richter, Gerollter Tabak: Zur Stofflichkeit und Bedeutungsdimension von Zigarren. 112–121; Ulrike Kammerhofer-Aggermann, Materielle Zeugnisse verdichteter immaterieller Wertsetzungen. 122–135; Dieter Kramer, »Naturstoffwechsel«: Grenzen und Nutzen eines Zugangs zur materiellen Welt. 136–146; Eva Kreissl, Der Stoff aus dem die Ausstellungen sind. Ein Werkstattbericht. 147–156; Nikola Langreiter, Kulturen des Selbermachens in Transition. Flickten zum

- Beispiel. 157–167; Sabine Manke, Brand[t]-Stiftungen. Überlegungen zu einer Materialität des Kulturellen vor und jenseits des Gegenständlichen. 168–181; Ana Rogošanu, Erkundungen am Beispiel des Zirbenholzbettes. Materielle Kultur und Europäische Ethnologie. 182–192; Johanna Rolshoven, Versuch über den Kaffeelöffel, in dem sich das Antlitz der Kultur spiegelt. Stofflichkeit bei Sigfried Giedion und Bruno Latour im Lichte der volkskundlichen Sachkulturforschung. 193–204; Tobias Scheidegger, Handhaben und Teilhaben: Dingpraktiken in der naturhistorischen Amateurwissenschaft. 1870–1930. 205–216; Jens Wietschorke, Architektur und Materialbedeutsamkeit: Eine stadthanthropologische Skizze. 217–227; Sonja Windmüller, Affront des Stofflichen. Zur materialen Präsenz von Müll und Abfall. 228–236)
- Kasten, Tilman [Hrsg.]: »Jánosik & Co«. Die Slowakei in Selbst- und Fremdwahrnehmung. – Münster: Waxmann, 2015. – 188 S. – (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa; 15). – Beitr. überw. dt., teilw. engl.
- Katić, Mario u.a. [Hrsg.]: Pilgrimage and sacred places in southeast Europe. History, religious tourism and contemporary trends. – Wien [u.a.]: Lit-Verl., 2014. – 232 S. – (Studies on South East Europe; 14). – Literaturangaben
- Kirche, Kunst, Kultur. Geschichts- und kulturwissenschaftliche Studien in süddeutschen Raum. Festschrift für H. Prof. Dr. Walter Pötzl zum 75. Geburtstag. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell & Steiner, 2014. – 512 S. (Aus dem Inhalt: Walter Hartinger, Bäuerlicher und bürgerlicher Alltag in Bayern zur Goethezeit. 73–90, Irene Götz, Das Mitterndorfer Nikolenspiel. Ein Beitrag zu einer integrativen Brauchforschung. 223–236; Anneliese Till, Die Zitrone im Brauchtum. 297–315; Wolfgang Brückner, Biedermeierliche Erinnerungs-Apotheosen aus Schlössern und Hütten. 357–366; Bärbel Kerkhoff-Hader, Draußen wie Drinnen. Freilichtmuseen – Orte performativer Kultur. 413–430; Verzeichnis der Veröffentlichungen von Prof. Dr. Walter Pötzl. 483–494)
- Kolbe, Susanna: Da liegt der Hund begraben. Von Tierfriedhöfen und Tierbestattungen. Mit Fotogr. von Dieter Mayer-Gürr. – Marburg: Jonas-Verl., 2014. – 135 S. – Literaturangaben
- Krämer, Hannes: Die Praxis der Kreativität. Eine Ethnografie kreativer Arbeit. – Bielefeld: Transcript-Verl., 2014. – 419 S. – (Gesellschaft der Unterschiede; 18). – Zugl.: Frankfurt (Oder), Univ., Diss.
- Lampas, Gams und Schneiderfliege. Die steirischen Männertrachten. Hrsg. von Volkskultur Steiermark. – Graz: Volkskultur Steiermark GmbH, 2015. – 256 Seiten
- Lueger, Claudia u.a. [Red.]: Wunderwelt Ötscher. Kostbares aus Kultur und Natur. Mit Beitr. von: Bernhard Baumgartner u.a. – Atzenbrugg: Kultur.Region.Niederösterreich, 2015. – 281 S.
- Maderbacher, Wencke: Kulturfairmitteln. Praxishandbuch Anstellung eines Kulturvermittlungsteams. – Wien: Technisches Museum Wien, 2015. – 104 S.
- Marič, Katarina, Tajana Ujčić und Andreas Weigl: Erinnerungen an das Seehospiz der Stadt Wien in San Pelagio-Rovinj 1888 – 1947. – Wien: Verein für Geschichte der Stadt Wien, 2015. – 30 S. – (Wiener Geschichtsblätter: Beiheft; 2015,1). – Literaturverz. S. 30
- Marinka, Melinda u.a. [Hrsg.]: Die heutige Konnotation des schwäbischen Phänomens. – Debrecen: Univ. Press, 2013. – 160 S. – (Ethnographica et folkloristica Carpathica; 18) (Muveltség és hagyomány; 36). – Text dt., teilw. engl. – Literaturangaben

- Monster.** Fantastische Bilderwelten zwischen Grauen und Komik. Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg vom 7. Mai bis 6. September 2015. – Nürnberg: Germanisches Nationalmuseum, 2015. – 511 S. – (Ausstellungskataloge des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg). – Literaturverz. S. 474–495
- Müller, Hans-Peter u.a.** [Hrsg.]: Max Weber-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. – Stuttgart u.a.: Metzler, 2014. – XI, 425 S. – Bibliogr. M. Weber S. 411–412. – Literaturverz. S. 413–418. – Literaturangaben
- Nierhaus, Andreas** [Hrsg.]: Der Ring. Pionierjahre einer Prachtstraße. 403. Sonderausstellung des Wien Museums vom 11. Juni bis 4. Oktober 2015. Texte von Christian Demand u.a. – St. Pölten: Residenz-Verl., 2015. – 288 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 403). – Literaturverz. S. 277–282
- Nikitsch, Herbert und Brigitte Schmidt-Lauber:** Europäische Ethnologie an der Universität Wien. Zur Entwicklung einer empirischen Kulturwissenschaft im (hochschul-)politischen Kontext. S. 371–383. – In: Karl Anton Fröschl u.a. (Hg.): Reflexive Innensichten aus der Universität. Disziplinengeschichten zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. – Göttingen: V&R unipress, 2015.
- Omahna, Manfred und Johanna Rolshoven** [Hrsg.]: Ver-Arbeiten. Aufsätze und Skizzen zu gesellschaftlichen Umbrüchen in städtischen und ländlichen Räumen. Ein Buch für Elisabeth Katschnig-Fasch. – Marburg: Jonas-Verl., 2014. – 118 S. – (Grazer Beiträge zur europäischen Ethnologie; 18). – Bibliogr. E. Katschnig-Fasch S. 117–118 (Beiträge: Johanna Rolshoven, Auseinandersetzung mit dringenden Gegenwartsfragen. Eine Hommage an Elisabeth Katschnig-Fasch. 7–10; Manfred Omahna, Ver-Arbeitung alltäglicher Anforderungen – Die Beiträge. 11–12; WEEK/Werkstatt eingreifende empirische Kulturwissenschaft. In welcher Gesellschaft leben wir? 13–29; Katharina Eisch-Angus, Scherben klauen. Der Habitus heißen Glases: Reminiszenzen einer Arbeitskultur zwischen Sinnlichkeit, Eigensinn und Niedergang. 32–44; Ina-Maria Greverus, Städtische Lebensstile. Kulturelle Praxis und Zeichen in Elisabeth Katschnig-Faschs Auseinandersetzung mit dem Wohnen. 45–48; Burkhard Pöttler, Bauen in Krisenzeiten. Schlaglichter auf den Umgang mit Mangel. 49–55; Gerlinde Malli, Begegnungen. Methodische Reflexionen über das Verstehen der Anderen. 56–66; Giles Reckinger und Diana Reiners, Der Preis der Orangen. Vom Flüchtling aus Afrika zum Sklaven in Europa. 67–74; Manfred Omahna, Der Habitus der Landschaft. Umbruchssituationen und lokale Ressourcen – Ein Studierendenprojekt in der Obersteiermark. 76–81; Elisabeth Mauerhofer, Die Beziehung zwischen Landschaft und Mensch in der Region »Hochschwab Süd«. 82–86; Helmut Seidl, Der eiserne Vorhang fällt. Umbruch in Thörl. 87–91; Angelika Lorenz und Robin Klengel, Die Generation Sublime. Beispiele für alternative Handlungspraxen auf dem Land. 92–96; Elisabeth Illigasch und Irmgard Macher, Frauen in Draiaich. 97–101; Margit E. List, Lebenswelten dreier Frauen. Persönliche Brüche und Verarbeitungsstrategien. 102–106; Carina Kornberger und Verena Wagenhofer, Jugend, Sport, Identifizierungen. Eine Bestandsaufnahme in Thörl. 107–110; Anton Wilflinger, Kulturelle Vielfalt in und um Turnau. 111–116)
- Pallestrang, Kathrin:** Die Textilmustersammlung Emilie Flöge im Österreichischen Museum für Volkskunde. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung, 25. Mai bis 2. Dezember 2012. – 2., verbesserte Auflage. – Wien: Österr. Museum für Volkskunde, 2015. – 83 S. – (Objekte im Fokus; 2)

- Pammer, Josef:** Erinnerungen an den Volkskundler Helmut P. Fielhauer. Mit einer Einleitung von Olaf Bockhorn (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien; 39). Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2015. – 155 S. – Literaturangaben
- Preisner, Franz [Hrsg.]:** Fahrtwind. Kulturgeschichte des Fahrrads im Nordwesten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museumsdorf Cloppenburg – Niedersächsisches Freilichtmuseum vom 15.2.–31.12.2015. – Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg, 2015. – 297 S. – (Materialien & Studien zur Alltagsgeschichte und Volkskultur Niedersachsens; 45) Literaturverz. S. 291–297
- Prosser-Schell, Michael [Hrsg.]:** Symbolhaltige Naturlandschaften und Naturwahrzeichen in historischen Siedlungsregionen mit Deutschen im östlichen Europa. Ausgewählte Aspekte. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2014. – 259 S. – (Schriftenreihe des Instituts für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa; 14)
- Rauscher, Peter u.a. [Hrsg.]:** Wiegen, Zählen, Registrieren. Handelsgeschichtliche Massenquellen und die Erforschung mitteleuropäischer Märkte (13.–18. Jahrhundert). – Innsbruck, Wien [u.a.]: Studien-Verl., 2015. – 542 S. – (Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas; 25). Literaturangaben
- Roeder, Caroline [Hrsg.]:** Topographien der Kindheit. Literarische, mediale und interdisziplinäre Perspektiven auf Orts- und Raumkonstruktionen. – Bielefeld: Transcript, 2014. – 398 S. – (Lettre). – Literaturangaben
- Samida, Stefanie u.a. [Hrsg.]:** Handbuch materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen. – Stuttgart u.a.: Metzler u.a., 2014. – VIII, 378 S. – Literaturangaben
- Schimek, Michael u.a. [Red.]:** Lutherstadt Wittenberg, Torgau und der Hausbau im 16. Jahrhundert. Bericht über die Tagung des Arbeitskreises für Hausforschung e.V. in der Lutherstadt Wittenberg vom 9.–13. Oktober 2011. – Marburg: Jonas, 2015. – 631 S. – (Jahrbuch für Hausforschung; 62). – Literaturangaben
- Schlorhauser, Bettina u.a. [Hrsg.]:** Georg Ligges. 1886–1944. Diese Publikation erscheint anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Rohnerhaus, Lauterach, 30. Mai bis 3. Oktober 2015. – Hohenems, Wien [u.a.]: Bucher, 2015. – 147 S. – (Schriften/vorarlberg museum; 12). – Literaturverz. S. 137–138
- Schmid, Anna und Doris Buddenberg [Red.]:** Opium. Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 20. März 2015 – 24. Januar 2016 im Museum der Kulturen Basel. – Basel: Christoph Merian Verlag, 2015. – 200 S.
- Schmid, Anna und Kathrin Fischer [Red.]:** Mission possible? Die Sammlung der Basler Mission als Spiegel kultureller Begegnungen. Publikation anlässlich der gleichnamigen Ausstellung vom 22. Mai 2015 – 04. Oktober 2015 im Museum der Kulturen Basel. – Basel: Christoph Merian, 2015. – 239 S. – Literaturangaben
- Schmitz von Ledebur, Katja:** Fäden der Macht. Tapissereien des 16. Jahrhunderts aus dem Kunsthistorischen Museum. Eine Ausstellung des Kunsthistorischen Museums Wien, 14. Juli bis 20. September 2015. Übers. v. Karin Zeleny. – Wien: Kunsthistorisches Museum Wien, 2015. – 230 S. – Literaturverz. S. 224–227
- Schneider, Ingo und Valeska Flor [Hrsg.]:** Erzählungen als kulturelles Erbe. Das kulturelle Erbe als Erzählung. Beiträge der 6. Tagung der Kommission für Erzählforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 1.–4. September 2010 im Universitätszentrum Obergurgl. – Münster u.a.: Waxmann, 2014. – 263 S. – (Innsbrucker Schriften zur Europäischen Ethnologie und Kulturanalyse; 2) (Aus dem Inhalt: Ingo

- Schneider, Kritik des kulturellen Erbes. Ein Versuch. 33–46; Bernd Rieken, Die Erzählung vom kulturellen Erbe als Erzählung. Ein Plädoyer für die Relativierung des konstruktivistischen Mainstreams am Beispiel von Märchen, Sage und Schwank. 63–73; Helmut Groschwitz, Kulturerbe als Metaerzählung. 75–85; Kathrin Pöge-Alder, Traditionell–zeitgenössisch–lebendig. Erzähltes als Intangible Cultural Heritage in der volkskundlichen Erzählforschung. 111–126)
- Schöne, Anja und Lena Mengers [Hrsg.]: Pilger-Welten. Katalog zur Ausstellung im RELiGIO, Westfälisches Museum für Religiöse Kultur, 19. April bis 6. September 2015. Texte von Christine Aka u.a. – Münster: Dialogverl., 2015. – 170 S. – Literaturangaben
- Schüle, Rose-Claire: Les vouivres dans le ciel de Nendaz. Ethnographie du ciel et des astres, du temps, de la terre, des plantes et des animaux réels et fabuleux à Nendaz (VS). – Baden: hier + jetzt, 2011. – 749 S.: Ill. – Literaturverz. S. 731–749
- Schulz, Alexandra: No pain, no gain? Nonmainstream body modifications – Transformation durch rituellen Schmerz/Alexandra Schulz Wien u.a.: Lit-Verl., 2014. – 90 S. – (Ethnologie; 47). – Zugl.: München, Univ., Diss., 2010
- Schwering, Burkhard: »Ich weile hier am Gnadenorte«. Kevelaer im Spiegel alter Postkarten. Erscheint zur Ausstellung »Kevelaer im Spiegel alter Postkarten. Die Basilika im Bild« vom 20.09.2014–16.11.2014. – Kevelaer: Niederrheinisches Museum für Volkskunde und Kulturgeschichte, 2014. – 128 S. – (Schriften des Niederrheinischen Museums für Volkskunde und Kulturgeschichte e.V.; 13)
- Schwertl, Maria: Faktor Migration. Projekte, Diskurse und Subjektivierungen des Hypes um Migration & Entwicklung. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 279 S. – (Münchener Beiträge zur Volkskunde; 44). – Literaturverz. S. 254–277. – Zugl.: München, Univ., Diss., 2013
- Springer, Nina: Beschmutzte Öffentlichkeit? Warum Menschen die Kommentarfunktion auf Online-Nachrichtenseiten als öffentliche Toilettenwand benutzen, warum Besucher ihre Hinterlassenschaften trotzdem lesen, und wie die Wände im Anschluss aussehen. – Berlin [u.a.]: Lit, 2014. – 285 S. – (Mediennutzung; 20). – Zugl.: München, Univ., Diss., 2012
- Stadtbauer, Johanna: Mobile Gattinnen. Privilegierte Migration und Geschlechterverhältnisse. – Münster: Westfälisches Dampfboot, 2015. – 270 S.
- Strobl, Ingeborg [Hrsg.]: Liebes Wien, Deine Ingeborg Strobl. Publ. anlässlich der 402. gleichnamigen Sonderausstellung im Wien Museum Karlsplatz, 20. Mai bis 6. September 2015. Text: Wolfgang Kos. Übers.: Cynthia Peck. – Wien: Verlag für moderne Kunst, 2015. – 84 S. – (Sonderausstellung des Wien-Museums; 402). – Text dt. und engl.
- Stühlinger, Harald, R. [Hrsg.]: Vom Werden der Wiener Ringstraße. Eine Veröffentlichung der Wienbibliothek im Rathaus. Unter Mitarb. von Gerhard Murauer. – Wien: Metroverl., 2015. – 396 S.
- Tusch, Roland: Wächterhäuser an der Semmeringbahn. Haus, Infrastruktur, Landschaft. – Innsbruck: Studienverl., 2014. – 221 S. – (Publikationen des Südbahnmuseums; 8). – Literaturverz. S. 207–208
- Unger, Klemens [Hrsg.]: Brücke zum Wunderbaren. Von Wallfahrten und Glaubensbildern. Ausdrucksformen der Frömmigkeit in Ostbayern. Begleitband zur Ausstellung im Historischen Museum der Stadt Regensburg 15. April bis 06. Juli

2014. – 1. Aufl. – Regensburg: Schnell + Steiner, 2014. – 328 S. – Literaturverz.
S. 315–324
- Valtonen, Taarna: Mielen laaksot = Mielen vuemieh = Miela vuomit = Mielä vyemeh. – Helsinki: Suomalais-Ugrilainen Seura, 2014. – 540 S. – (Suomalais-Ugrilaisen Seuran toimituksia; 271)(Giellagas-Instituhta almmustahttinräidu; 15). – Zugl.: Oulu, Univ., Diss., 2014
- Vanja, Konrad u.a. [Hrsg.]: Tagungsband Bergamo 2014. – Münster: Waxmann, 2015. – 256 S. – (Arbeitskreis Bild, Druck, Papier; 19). Beitr. teilw. dt., teilw. ital., teilw. franz., Zsfassung in dt. Sprache
- Weishaupt, Sonja: Gotham Chop Suey. Über den Transfer chinesischen Essens in New York vor 1940. – Münster [u.a.]: Waxmann, 2015. – 269 S. – (Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte; 11). – Zugl.: Kiel, Univ., Diss., 2013
- Welte, Thomas: Im Westen nichts Neues? Vorarlberger Landtagswahlkämpfe in der Zwischenkriegszeit. – Feldkirch: Rheticus-Ges., 2015. – 333 S. – (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft; 66). – Zugl.: Krems, Donau-Univ., Masterarb., 2011 u.d.T.: Welte, Thomas: Vorarlberger Landtagswahlkämpfe in der Zwischenkriegszeit
- Witzmann, Nora: Denk an mich! Stammbücher und Poesiealben aus zwei Jahrhunderten. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Österreichischen Museum für Volkskunde vom 5. Mai bis 22. November 2015. – Wien: Österr. Museum für Volkskunde, 2015. – 109 S. – (Objekte im Fokus; 5)
- Zimmermann, Stefan und Katharina Wiemer: Mensch und Biene. Sonderausstellung 22. März–8. November 2015. Begleitpublikation. – Wolfegg: Bauernhaus-Museum Wolfegg, 2015. – 83 S.

Internationale Zeitschriftenschau

- Alltag-Kultur-Wissenschaft.** 2. Jahrgang 2015. Beiträge: Christine Aka, »Jetzt mit Mindestlohn, da müssen die Langsamen eben weg.« Temporäre Arbeitsmigration in der Landwirtschaft des Oldenburger Münsterlandes. 11–33; Jennifer Ehrmann, Schneller-besser-klüger? Die gedopte Gesellschaft, eine Produktion ihrer Selbst? Ein Einblick in mögliche Chancen, Risiken und Folgen des Neuro-Enhancements in der modernen Gesellschaft. 35–54; Irene Götz, 25 Jahre deutsche Einheit. Neue Leitbilder, Diskurse und Inszenierungen des Nationalen in einem Einwanderungsland. 55–74; Kirsten Hendricks, Fußball und Bier. Ergebnisse einer Studie über die Trinkkultur des Fußballpublikums. 75–101; Sebastian Kestler-Joosten: Arbeit, Schönheit, Schmerz und Tränen. Körper- und Männlichkeitsinszenierungen im Reality-TV am Beispiel der Serie »The Ultimate Fighter«. 103–122; Manuel Trummer, Zurückgeblieben? »Shrinking regions« und ländliche Alltagskultur in europäisch-ethnologischer Perspektive – Forschungshorizonte. 123–148; Asta Vonderau, Globale Daten in lokalen Speichern: Ethnographische infrastrukturelle Zugänge zum World Wide Web. 149–162.
- Der Bundschuh.** Schriftenreihe des Museums Innviertler Volkskundehaus. Band 18, 2015. Umfangreicher Band mit 192 Seiten und zahlr. Illustrationen. Themen: Ulrich von Eitzing; Die Mühle in Etzelsdorf; Innviertler Ortsnamen; Arisierung in der Provinz; Innviertler Landler; Über das Schuhmacherhandwerk; Über den Wasenmeister u. v. a. m.; Nachruf für Franz Raminger
- Hamburger Journal für Kulturanthropologie.** Jahrgang 2014, Heft 2: Themenheft Imageengineering Hamburg. Sichtbarkeiten und Sichtbarmachung einer Stadt. Hrsg. von Christine Bischoff.
- Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes.** Band 64, 2015. Beiträge: Konrad Köstlin: Wir und die Anderen – und: »i did it my way«. 16–26; Iris Mochar: „Jodler und Juchezer, gesammelt von Josef Pommer« – »kerndeutsch«. Die Kulturtechnik der Abgrenzung durch bestimmte Formen von Musik. 27–38; Marie-Theres Stickler: HOBÖ, HONKY, HOOLAREI. Die Chemnitzer Concertina: Streifzüge durch die Ethnic German-Bohemian Music des amerikanischen Mittleren Westen. 39–49; Ingeborg Geyer: Der Dialekt des Heimatliedes. 50–58; Sonja Ortner: »Die alten »Hädern« werden aber an neuen Liederbüchern vorbeiklingen.« Gedanken zu gern gesungenen Heimatliedern in Tirol. 59–72; Bernhard Gamsjäger: Der Volkssänger Sepp Fellner (1877–1936). 74–95; Marija Klobčar: „Kaj si je zmislil Bonapart?« – Was hat sich Bonaparte ausgedacht? Die Wahrnehmung der Franzosen in slowenischen Volksliedern. 96–106; Gernot Niederfriniger: Das Raffele – vielseitig auf drei Saiten. Eine alpenländische Kratzzither blickt auf eine lange Tradition zurück. 107–119; Malik Sharif u. a.: Straßenmusik in Graz, 2014. Ein explorativer Forschungsbericht. 119–130; Thomas Nußbaumer: Volksmusik und Wettbewerb – Gedanken eines Symposiums. 131–135; Ulrich Morgenstern: Zur Umwidmung des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg (1914–2014): Ein persönlicher Rückblick. 136–138; Michael Fischer: Tradition und Innovation – Das Deutsche Volksliedarchiv und das Zentrum für Populäre Kultur und Musik. 139–141; Walter Deutsch: OSR Lois Neuper, Bad Goisern (10. Juni 1924–27. September 2014). 144–145; Sepp Gmasz: Nachruf für Heinz Ritter (5. Juni 1938–15. Mai 2014). 146.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 111. Jahrgang 2015, Heft 1. Beiträge: Gabriela Muri, Wo und wann sind wir glücklich? Topologie des Alltäglichen zwischen Verheißung, Strategie und Enttäuschung. 1–22; Hans-Otto Hügel, Altersbilder in populären Medien. Wie Stars im Alter die Dialektik von »Aufhören und Beginnen« herstellen. 23–40; Monika Götzö, The pursuit of happiness? Migration von Hochqualifizierten. 41–62; Sebastian Topp, Design and the City – eine kulturanthropologische Betrachtung aktueller Stadtpolitiken in Helsinki. 63–74; Dieter Kramer, Von der »Volkskunst« zur Kunstethnologie und Bildwissenschaft: Kreativität zwischen den Milieus. 75–97; Ueli Gyr, Souvenirs. Erfahrungsträger im Spiegel diverser Forschungszugänge. 98–120.

Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung. 111. Jahrgang, 2015. Aufsätze: Manfred Seifert: Personen im Fokus. Zur Subjektorientierung in der Europäischen Ethnologie. 5–30; Ina Dietzsch: Erzählen mit Zahlen. Diagramme als Orte des [Er]zählens. 31–53; Alfred Messerli: Zur Genealogie der Bilderflut. Historischer Kern und ideologische Überhöhungen. 54–75; Anja Schwanhäuser: Herumhängen. Stadtforschung aus der Subkultur. 76–93; Gertraud Koch: Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten. 179–200; Klaus Schönberger: Persistenz und Rekombination. Digitale Kommunikation und soziokultureller Wandel. 201–213; Martina Klausner, Milena D. Bister, Jörg Niewöhner, Stefan Beck (†): Choreographien klinischer und städtischer Alltage. Ergebnisse einer ko-laborativen Ethnografie mit der Sozialpsychiatrie. 214–235; Heinrich Grebe: Die Wiederbelebung der »leeren Hülle«. Zur metaphorischen Ko-Konstruktion von Demenz in potenzial-orientierten Kontexten. 236–256; Nachrufe auf Adelhart Zippelius (1916–2014) und Christoph Daxelmüller (1948–2013).

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Mag. Matthias Beitzl
Österreichisches Museum
für Volkskunde
1080 Wien, Laudongasse 15–19
matthias.beitzl@volkskundemuseum.at

ao. Univ.-Prof. i.R. Dr. Olaf Bockhorn
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
olaf.bockhorn@univie.ac.at

Dr. Heike Derwanz
HafenCity University Hamburg
Forschungsinitiative
Low-Budget Urbanität
22085 Hamburg, Winterhuder Weg 31
heike.derwanz@hcu-hamburg.de

Prof. Dr. Moritz Ege
Institut für Kulturanthropologie/
Europäische Ethnologie
Georg-August-Universität Göttingen
37073 Göttingen, Heinrich-Düker-Weg 14
mege@uni-goettingen.de

Mag. Thomas Felfer
University of Sussex
School of Media, Film and Music
Silverstone Building
Arts Road
Falmer, East Sussex
BN1 9RG
t.felfer@sussex.ac.uk

Laura Gozzer, B.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
laura.gozzer@univie.ac.at

Dr. Michael J. Greger
Salzburger Landesinstitut für Volkskunde
5020 Salzburg, Michael-Pacher-Straße 40
michael.greger@salzburg.gv.at

Dr. Elisabeth Kosnik, PhD
Institut für Volkskunde und
Kulturanthropologie
Karl-Franzens-Universität Graz
8010 Graz, Attemsgasse 25/I
elisabeth.kosnik@uni-graz.at

Prof. Dr. Gudrun M. König
Institut für Kunst und Materielle Kultur
Seminar für Kulturanthropologie des
Textilen
44227 Dortmund, Emil-Figge-Str. 50
gudrun.koenig@tu-dortmund.de

Elisabeth Luggauer, M.A.
8010 Graz, Hilbergasse 4/8
elisabeth.luggauer@gmail.com

Mag. Christian Maryška
1050 Wien, Margaretenstraße 110/11
christian.maryska@chello.at

Dr. Herbert Nikitsch
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
herbert.nikitsch@univie.ac.at

Dr. Roswitha Orač-Stipperger
Volkskundemuseum
8010 Graz, Paulustorgasse 11–13a
roswitha.orac-stipperger@
museum-joanneum.at

Alexandra Rabensteiner, B.A.
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
alexandra.rabensteiner@univie.ac.at

Mag.^a Elisa Rieger
elisa.rieger@edu.uni-graz.at

Mag.^a Ana Rogojanu
Institut für Europäische Ethnologie
Universität Wien
1010 Wien, Hanuschgasse 3
ana.rogojanu@univie.ac.at

Simon Zeitler, M.A.
Institut für Volkskunde/
Europäische Ethnologie
Ludwig-Maximilians-Universität
München
80538 München, Oettingenstr. 67
simon.zeitler@vkde.fak12.
uni-muenchen.de

Impressum

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Gegründet 1895

Im Auftrag des Vereins herausgegeben von Timo Heimerdinger, Konrad Köstlin,
Johanna Rolshoven, Margot Schindler, Brigitta Schmidt-Lauber

Anschriften der Redaktionen

Aufsätze, Mitteilungen:

Birgit Johler, Verein für Volkskunde,
c/o Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

Chronik:

Magdalena Puchberger, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3

Rezensionen:

Herbert Nikitsch, Institut für Europäische Ethnologie,
Universität Wien, 1010 Wien, Hanuschgasse 3
Johann Verhovsek, Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie,
Karl-Franzens-Universität Graz, 8010 Graz, Attemsgasse 25/1

Bezug

Verein für Volkskunde, Österreichisches Museum für Volkskunde,
1080 Wien, Laudongasse 15–19

AU ISSN 0029-9668

Jahresbezugspreis € 38,-

für Mitglieder des Vereins für Volkskunde € 26,- (plus Versandkosten)

Bankverbindung: Erste Bank, IBAN AT212011128810111600, BIC GIBAATWW

Eigentümer, Herausgeber und Verleger

Verein für Volkskunde, 1080 Wien, Laudongasse 15–19

www.volkskundemuseum.at, verein@volkskundemuseum.at

Layout und Satz: Lisa Ifsits, Druck: Novographic, Wien

